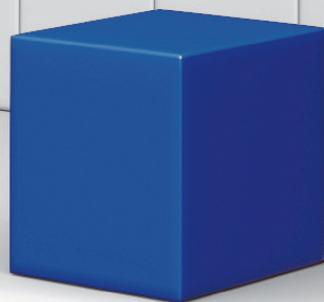


A
R
C
H
I
T
E
K
T
U
R
E
N

Kulturberichte 2010 aus Tirol und Südtirol



AUTONOME
PROVINZ
BOZEN
SÜDTIROL



PROVINCIA
AUTONOMA
DI BOLZANO
ALTO ADIGE

A
R
C
H
I
T
E
K
T
U
R
E
N

Kulturberichte 2010 aus Tirol und Südtirol

Impressum

2010 Kulturberichte aus Tirol und Südtirol

Architekturen

Herausgeber: Tiroler und Südtiroler Kulturabteilungen

Abteilung Deutsche Kultur

Abteilungsleiter Dr. Armin Gatterer, Andreas-Hofer-Straße 18, 39100 Bozen

kulturabteilung@provinz.bz.it, www.provinz.bz.it/kulturabteilung

Amt der Tiroler Landesregierung, Abteilung Kultur

Vorstand HR Dr. Thomas Juen, Sillgasse 8, 6020 Innsbruck

kultur@tirol.gv.at, www.tirol.gv.at

© 2010

Konzept und Redaktion

Dr. Sylvia Hofer, Andreas-Hofer-Str. 18, 39100 Bozen, Tel. +39 0471 413314, sylvia.hofer@provinz.bz.it

Dr. Petra Streng, Müllerstr. 21, 6020 Innsbruck, Tel. +43 664 254 7337, petra.streng@vokus.at

Redaktionell abgeschlossen am 17. Dezember 2010

Grafik

www.sonya-tschager.com

Druck

Lanarepro

Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.



AUTONOME
PROVINZ
BOZEN
SÜDTIROL



PROVINCIA
AUTONOMA
DI BOLZANO
ALTO ADIGE

Vorwort

Die Qualität guter Architektur ist mehr als Funktion und Ökonomik und auch mehr als die bloße Erscheinungsform eines Bauwerks. Sie ergibt sich aus dem Zusammenspiel von Funktionalität und Ästhetik und prägt als gestaltete Umwelt wesentlich die Lebensräume der Menschen und damit auch ihre Beziehungen zueinander.

Ziel einer fundierten Architekturpolitik muss es daher sein, in der Bevölkerung eine hohe Wertschätzung für qualitativvolles Planen und Bauen zu erreichen und das Bewusstsein für die Bedeutung der Architektur und Baukultur für die Gesellschaft zu stärken. Die öffentliche Hand trägt dabei die Verantwortung, beispielgebend zu sein und einen hohen und zukunftsweisenden Standard sicherzustellen.

Gerade in Tirol mit seinem beschränkten Siedlungsraum, seiner besonderen Topografie und alpinen Landschaft fordern die natürlichen Gegebenheiten besondere Lösungen. Die Herausforderungen der Zersiedelung unserer Landschaft und die natürlichen Gegebenheiten stellen hohe Anforderungen, um Ästhetik und Funktionalität in gelungener Weise zu verbinden. Dies betrifft nicht nur eine qualitätsvolle zeitgenössische Architektur, sondern auch und besonders den Umgang mit der historischen Bausubstanz.

Der vorliegende Sonderband der Kulturberichte ist ein Streifzug durch die Geschichte und die Ausprägungen der Baukultur des Landes und stellt gelungene Beispiele der Auseinandersetzung mit den gegebenen räumlichen und sozialen Problemstellungen in ästhetischer und innovatorischer Hinsicht einer interessierten Öffentlichkeit vor. Durch die Herausgabe durch das Bundesland Tirol und Südtirol wird auch der gemeinsame historische Lebensraum ins Bewusstsein gerückt.

Ich danke allen, die zum Gelingen dieses Themenheftes beigetragen haben, insbesondere den Autorinnen und Autoren und den beiden Redakteurinnen Dr. Petra Streng und Dr. Sylvia Hofer und bin überzeugt, dass mit dem Heft ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des Landes gelungen ist.

Mag. Dr. Beate Palfrader

Landesrätin für Bildung und Kultur



Vorwort

Architektur ist ein wesentlicher Ausdruck menschlichen Kulturschaffens. In den Bauten, die wir bewohnen, in denen wir arbeiten und uns aufhalten, spiegelt sich ein Teil unserer Identität.

Allerdings unterliegt Architektur immer auch dem Diktat technischer, wirtschaftlicher und ökologischer Anforderungen und darf vor allem den Praxisbezug nicht aus dem Auge verlieren. Damit ist Architektur auch Gebrauchskunst, die den Bedürfnissen der darin wohnenden und arbeitenden Menschen bzw. dem Zweck des Bauwerks Rechnung tragen muss.

Sie sollte darüber hinaus auch in die Bau- und Lebenskultur eines Ortes passen und diesen gleichzeitig bereichern – keine leicht zu bewältigende Aufgabe, die für Architektinnen und Architekten immer wieder eine besondere Herausforderung und auch große Verantwortung darstellt. In besonderem Maße gilt dies für Bauten außerhalb der Ballungszentren, wo ein Gebäude weit stärker ins Auge fällt als etwa innerhalb einer rein urbanen Umgebung.

Unabhängig von ihrem Standort kann Architektur – genauso wie andere Kultursparten auch – nur im Wechselspiel zwischen Alt und Neu lebendig bleiben; indem also einerseits gewachsene Bautradition bewahrt und gepflegt, andererseits kulturelle Innovation und Kreativität gefördert werden.

Beispiele für traditionelle wie für innovative Baukultur aus Vergangenheit und Gegenwart finden sich in Südtirol – genauso wie im Bundesland Tirol – viele. Sie ergeben in ihrer Summe die reiche und vielfältige Architekturlandschaft, die unsere beiden alpinen Nachbarländer auszeichnet.

Das vorliegende Themenheft der Kulturberichte aus Tirol und Südtirol zeichnet einen Bogen der Architekturgeschichte von 1900 bis heute und geht dabei auch auf den Umgang mit alter und denkmalgeschützter Bausubstanz ein, ein Thema, das gerade in Südtirol mit seinen zahlreichen historischen Baudenkmalern eine große Rolle spielt und mir als zuständiger Landesrätin für Denkmalschutz besonders am Herzen liegt. Gleichzeitig halte ich es für wichtig, dass heute qualitätsvolle, zeitgenössische Architektur bei uns entsteht. Die Bau- und Architekturgeschichte bildet eine wichtige Klammer europäischer Kultur und – auf Südtirol und das Bundesland Tirol bezogen – neben den sprachlichen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Gemeinsamkeiten ein weiteres Bindeglied zwischen unseren beiden Ländern.

Ich danke den Autorinnen und Autoren sowie den Redakteurinnen Dr. Sylvia Hofer und Dr. Petra Streng, die das aktuelle Themenheft „Architekturen“ erarbeitet haben, und wünsche allen Leserinnen und Lesern eine anregende und aufschlussreiche Lektüre.

Dr. Sabina Kasslatte Mur

Landesrätin für Familie und deutsche Kultur



Inhalt

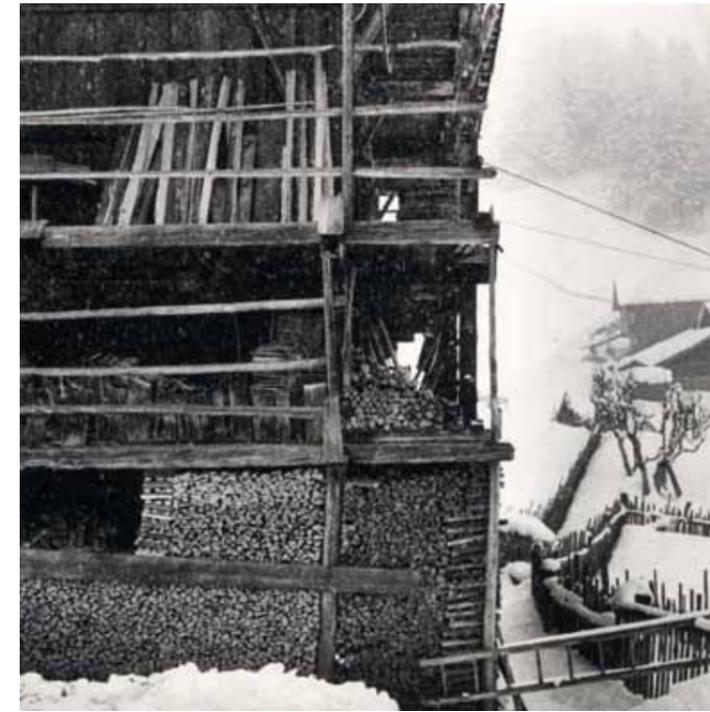
	Seite
■ Vorworte	2 und 3
■ Einleitung	6 und 7
■ Nach Steinen sucht hier niemand mehr	8
■ My house is my castle	10
■ Der Einfluss der Moderne auf die Südtiroler Architektur	18
■ KUNST AM BAU oder wie viel künstlerische Freiheit verträgt die Architektur? Versuch einer Antwort	26
■ Künstlerische Interventionen an/um/in Architekturen in Tirol ab 2000	36
■ Praktizierst du noch oder hungerst du schon?	40
■ Frauen auf dem Vormarsch – aber langsam	46
■ Wohnen im Stall?	51
■ Denkmalschutz in Tirol – kleiner Querschnitt durch die vergangenen Jahre	55
■ Alte Bauten – Alte Inhalte Vom Wert des Selbstverständlichen	68
■ Bau - DENK mal PFLEGE. Zum Verhältnis von Architektur und Denkmalpflege	72
■ Denkmalschutz und Heimatpflege	76
■ Historische Bausubstanz als Mehrwert	80

Inhalt

	Seite
■ Bäuerliche Profanarchitektur in der Region Tirol – Traditionen und gewachsenes Bewusstsein	82
■ Drei Gedanken zur Architektur zwischen 1900 und 1955 in Südtirol	90
■ Bekanntes und in Vergessenheit Geratenes aus der Architekturgeschichte Tirols	95
■ „Hurra, wir leben noch!“ Architekturen der Nachkriegszeit in Südtirol	102
■ Traditionszertrümmerer aus Überzeugung Neue Architektur im Tirol der Nachkriegszeit	108
■ Wand-lungen	112
■ Öffentliche Bauten zwischen monströs und minimalistisch	117
■ Bauen – öffentlich und politisch	122
■ Was ist alpin? Traditionelle Baukultur der Gegenwart	128
■ Gibt es den kleinen Unterschied? Bauten von international bekannten Architektinnen und Architekten in den Tiroler Alpen	134
■ Weltarchitektur versus Qualitätsarchitektur: Was brauchen wir wirklich?	140
■ Adressen, Ansprechpartner/-innen & Institutionen	146
■ Autorinnen und Autoren	151
■ Notizen	152



Winterlandschaft | Foto: Flavio Faganello



Erben der Einsamkeit. Mitterhofer in Pfunders, 9. März 1972 | Fotos: Flavio Faganello



Erben der Einsamkeit. Hochstranes-Hof in Mareit, 11. Februar 1972

Architekturen

Die gewachsene und immer wieder von Veränderungen geprägte Architekturlandschaft diesseits und jenseits des Brenners ist nicht zuletzt ein Spiegelbild gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und manchmal auch politischer Bedingungen. Die baulichen Kulturobjekte sind allgegenwärtig und bieten kontinuierlich Anlass für Diskussionen, nicht selten auch für Kontroversen. Das betrifft alle Bauten, ob das nun die Variante einer steinschlaggefährdeten Passstraße ist, ein Wohnhaus, ein Hotel, ein Museum oder ein sanierter Stadel. Mit Argusaugen wird beobachtet und kommentiert. Der aus der griechischen Sage stammende Hirte Argos Panoptes könnte hier als Pate für all die Architekturkritiker/-innen, Denkmalpfleger/-innen, aber auch für alle anderen stehen, die sich mit Gebautem, Historischem wie Neuem näher auseinandersetzen. Von Argos Panoptes wird ja erzählt, dass er am ganzen Körper Augen hatte und daher als genauer, wenn nicht gar strenger Aufpasser agierte.

Ob gewachsene Kulturlandschaft mit ihren historischen oder neue moderne Baulichkeiten im öffentlichen Raum: Sie werden oftmals mit sehr viel Emotionen beurteilt. Und dies ist auch gut so, denn eine lebendige Diskussion wird dadurch garantiert.

Traditionen prägen unsere Kultur. Sie bleiben aber nur lebendig, wenn auch Anpassungen, Veränderungen und neue Sichtweisen erlaubt sind. Auch im Bereich der Architektur ist dies deutlich erkennbar.

Die Vielfalt der Tiroler und Südtiroler Architekturlandschaften wird in dieser Sondernummer der Kulturberichte anhand der einzelnen Beiträge verdeutlicht. Denkmalschützer/-innen, die sich dem Erhalt des traditionellen Kulturgutes verschrieben haben, kommen ebenso zu Wort wie jene, die sich intensiv mit der Entwicklung der Architektur und moderner Bauweisen auseinandergesetzt haben. Anhand der einzelnen Beiträge wird auch ein kulturhistorischer Blick auf das Bauen geworfen, der die einzelnen Stile, Tendenzen und Einflüsse verdeutlicht.

In den vergangenen Jahren hat sich der Schwerpunkt vor allem auf natürliches und energiesparendes Bauen verlagert, wie es auch auf der Architektubiennale von Venedig 2010 mit den ausgewählten Exponaten propagiert wurde. Der Botschaft „Zurück zur Natur“ entsprechend wurden unter anderem Häuser oder Höfe vorgestellt, die ein gesundes Wohnklima bieten, autark funktionieren und damit an frühere Hofanlagen erinnern.

Architektur ist eine kulturelle Ausdrucksform im Spannungsbogen zwischen Tradition und Moderne. Beispiele dafür finden Sie in dieser Broschüre.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Durchblättern und Lesen.

Sylvia Hofer & Petra Streng



Nach **Steinen** sucht hier niemand mehr

Hie und da regnete es Ziegel. Mein Vater, der das Wetter auf drei Tage voraussagen konnte, spürte das Ereignis kommen, aber er war nicht so schnell im Voraussehen wie Großmutter, die den Fallwind aus dem Süden, der die Ziegel von unserem Dach riss, eine Woche im Voraus in ihren Knochen spürte. „Dieser Wind kommt von den Negern herauf“, sagte sie.

Ich stellte mir vor, wie die dürren Neger, die ich im Katholischen Missionsblatt gesehen hatte, in der Wüste Staub aufwirbelten und über das Meer zu uns heraufschickten. „In Afrika sind alle Hexer. Sie streuen Menschenhaar in den Wind. Das riecht man. Der Wind aus Afrika ist so dick, dass man ihn kauen kann“, sagte sie. Immer wenn das Missionsblatt ins Haus kam – genau viermal im Jahr –, erzählte sie neue Geschichten von den Negern. Ich liebte das graue Heft, das vom Mesner vorbeigebracht wurde und jedes Mal mit einer Spende bedacht werden musste. Ich hasste es, weil es so dünn war und die Geschichten von Großmutter immer vorzeitig enden ließ. Sie weigerte sich unerbittlich, etwas zu erfinden. Nicht mit vielen Worten. So sehr ich sie bedrängte, sie blieb einfach still, obwohl Negergeschichten die einzigen waren, die sie zum Reden brachten.

Mit jeder neuen Ausgabe wuchs ihre Überzeugung, dass unser Haus Stein um Stein von afrikanischen Hexern abgetragen werde. In Ruhe gelassen werden würden wir von diesem Wind nie. Empörend daran war nicht, dass wir irgendwann ohne Dach leben würden, sondern dass sie allein diese Tatsache klar vor Augen hatte. Alle anderen waren mit Blindheit geschlagen.

Das Haus ist sowieso zu groß, als dass man in ihm ein gottesfürchtiges Leben leben könnte, sagte sie. Und es wohnen komische Geräusche darin. Sie selbst bereitete sich auf die dachlose Zeit vor, indem sie sich immer mehr in ihre Kammer zurückzog. Die anderen Räume wollte sie eines nicht fernen Tages nicht mehr betreten. „Alles, was ich brauche, ist hier“, sagte sie.

Im Sommer rochen ihre Hände nach Brennesseln, die sie mit der bloßen Hand ausriss, in gleichmäßige Stücke schnitt und die Hühner damit fütterte. Ich tue Buße für eure Sünden, sagte sie.

Vater fand die Weisheiten von Großmutter zum Totlachen. Noch mehr lachen musste er, wenn sie barfuß auf das Dach stieg, um zu kontrollieren, ob die Ziegel dem Wind aus Afrika standhalten würden. Sie band die Schuhe an den Bändern zusammen und hängte sie sich um den Hals. Das machte sie, seit ihr als Kind die Schuhe gestohlen worden waren. Alle Welt sollte mit eigenen Augen sehen, dass sie ein Opfer von Schuhdieben geworden war und dass sie in der Hölle schmoren mögen.

Wenn sie einmal oben war, blieb sie gleich ein paar Stunden und kontrollierte jeden einzelnen Ziegel. Wie festgeschweißt, als wäre sie die Auserwählte, die den heidnischen Wind teilte wie einst Moses das Meer. Es stimmte etwas mit dem Dach nicht, unter dem wir lebten. Und falls mit dem Dach doch alles in Ordnung war, stimmte mit uns etwas nicht, sonst würde es nicht Ziegel regnen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis der Wüstenwind das Haus davonwehen würde.

Wenn Vater über ihre Schwarzseherei lachte, war Großmutter beleidigt und suchte Trost bei einem Stein. Dieser Stein war das geheime Zentrum unseres Hauses. Zwei Kilo schwer, von länglicher Form, groß wie der Kopf eines Kleinkindes. Er lag wie ein frischer Erdhügel auf dem Nachtkästchen ihrer Bettstatt neben einem Gebetbuch, einer Plastikflasche mit Lourdes-Wasser und einem Rosenkranz.

Den Kindern war es verboten, damit zu spielen. Ihn zu berühren, war mit schrecklichen Drohungen verbunden. Vielleicht hat sie den Stein selbst auch nicht angegriffen, jedenfalls habe ich es nie gesehen, vielleicht hat sie gedacht, ihn anzugreifen, aber die Finger immer kurz davor weggezogen. Umso mehr liebte ich es, ihm so nahe zu sein, dass ich ihn berühren konnte, und dann so zu tun, als wollte ich ihn gar nicht angreifen. Das Recht, auf dem Nachtkästchen meiner Großmutter neben einer Flasche Lourdes-Wasser zu liegen, hatte sich der Stein erworben, weil er ihren Mann erschlagen hatte. Knapp oberhalb der Baumgrenze war es passiert. Ein schlichtes Holzkreuz, das jeden Winter von Lawinen weggetragen wurde, erinnerte daran.

Nicht nur Blut und Haare klebten daran, sondern ein ganzes Leben. Ein Stein kann größer als ein ganzes Leben sein. Deshalb kann man ihn nicht wie einen Pfirsichkern ausspucken. Daran war nach dem Tod ihres Mannes nichts mehr zu ändern.

„Der Stein liegt da, damit er kein Unheil mehr anrichten kann“, sagte sie. Denn ein Unheil kommt niemals allein. Es vergeht höchstens Zeit von einem zum anderen. Ein Glück hingegen passiert einem nur einmal im Leben. Wenn überhaupt. Es verschwindet unter einem Stein, ehe man es bemerkt. Deshalb ist es nicht der Rede wert.

Der Stein sollte dafür sorgen, dass man das niemals vergisst – und dass man nicht vergisst, ist alles, was zählt im Leben. Das stand in Großmutters Erbauungsbüchlein für ein frommes Leben. Eine Heilige hat es gesagt, und es ist die Wahrheit.

Die Wahrheit war ein Stein. Der Tod wandelt herum, ein Stein kommt niemals weg. Der Stein war der Knochen, den der Tod zurückgelassen hatte. An den Tagen, in denen die afrikanischen Hexer unterwegs waren, war das die einzige Gewissheit. Ohne ihn war der Wind nicht zu packen. Solange er am rechten Fleck war. Nur am rechten Fleck hat ein Stein Gewicht. Ein Stein verschwindet entweder von allein oder gar nicht. Er fliegt nicht weg bei dem Wind. Das weiß jedes Kind.

Ich wusste nicht, was „nicht vergessen“ bedeutet. Ich wusste nicht, ob es beruhigend oder eher beunruhigend war. Seither habe ich dieselben Worte von vielen gehört, aber nie reichten sie an die Magie des ersten Mals heran. Alle späteren Versuche, mir die Weisheit dieser Worte zu vermitteln, waren mäßig erfolgreich. Als sie starb, blieb der Stein noch eine Weile in der Kammer liegen. Angeheftet, vielleicht bis in die Erde hinein. Sie hatte strengstens verboten, dass er mit ihr begraben wird. Auf so heidnische Gedanken konnten nur Leute kommen, die vom Himmel keinen Schimmer hatten. Genau genommen gehörte ihnen verboten, zum Himmel überhaupt hinaufzuschauen. Die Sargträger hatten sich sowieso geweigert, ihn bis zum Friedhof zu schleppen. Der ist doch kein Mensch, sagten sie.

Jeder, der in die Kammer hineinkam, stellte die gleiche Frage: Was es an dem Stein zu sehen gibt? Ich antwortete: Der ist eine Angewohnheit in diesem Haus. Alle anderen Leute, die ich kenne, würden keinen Stein aufbewahren.

Später verschwand er bei einem Hausumbau. Als er weg war, das heißt wahrscheinlich von den Arbeitern in eine Wand eingemauert wurde, war er dennoch da. Dünn mit Verputz überzogen wie die Haut einer alten Hand. Mehr außen als innen, obwohl man es den Mauern nicht ansieht. Nach Steinen sucht hier niemand mehr.

Heinrich Schwazer



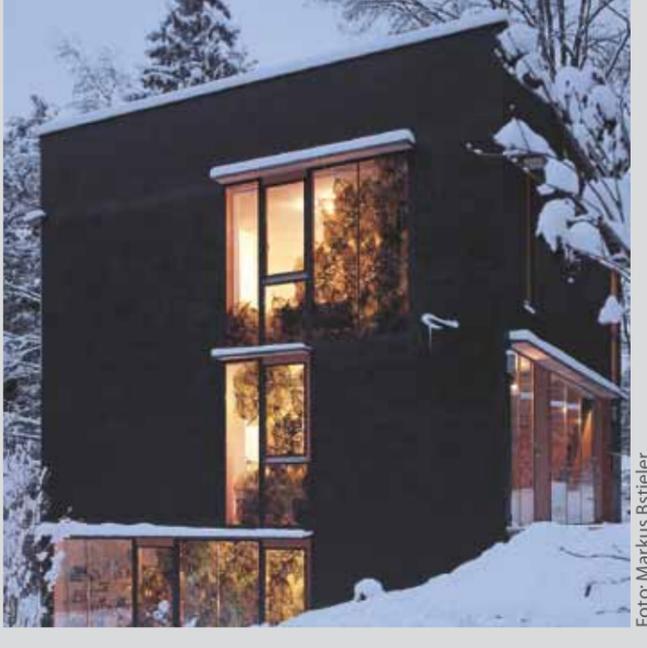


Foto: Markus Bstielier

My house is my castle

Zeiten des Übermuts.

Als traditionell geprägter Mensch mit Sehnsucht nach Neuem verfiel ich, mitten im manischen Über-schwang meiner besten Jahre, auf die Idee, einmal etwas völlig Kompromissloses, von der Tradition Abweichendes zu bauen.

Bisher hatte ich – in bester Zusammenarbeit mit meinen Architekten – einige Altbauten saniert, Häuser, die teilweise 800 Jahre auf dem Buckel hatten, und hier – in kleinem Stil – recht erfolgreich reüssieren können. Dabei waren wir, die beiden Architekten Manfred und Gerhard und ich, fast zu einer Art Schicksalsgemeinschaft geworden: Sie führten mich (grundsätzlich neugierigen) Menschen in die Welt der Architektur ein (wir besuchten auch die Biennale in Venedig u.a.), und ich ließ sie im Gegenzug an meinen manchenmal aberwitzigen Abenteuern eines Altbaues teilhaben. Solche Dinge schweißen zusammen oder aber bewirken, dass man danach kein Wort mehr zusammen spricht.

Nun wurde mir von einer befreundeten ehemaligen Nachbarin ein unverbautes Grundstück angeboten, das geradezu danach rief, mit einem solitären Bauwerk versehen zu werden.

Die Lage des Grundstücks war in Kranebitten, ganz oben, am Eingang zum Karwendel, und markierte auf den Meter genau den Grüß- Gott-Meridian. Ganz genau hier nämlich fangen die Leute zu grüßen an, wenn sie zu ihren Weitwanderabenteuern aufbrechen.

Die Planungsphase verlief stürmisch und dauerte lange, denn weder wusste ich genau, was ich wollte, noch wussten die Architekten genau, was ich wollte, geschweige denn, was sie selber wollten. Irgendwie schwebte mir etwas wie ein tibetisches Kloster vor Augen, wenn auch natürlich modifiziert, und ich legte ihnen auch entsprechende Bilder von meinen Reisen vor: klare, monistische, solitäre Kuben in einer ebenso klaren Landschaft. Das Gebäude sollte nicht mehr als etwa neunzig Quadratmeter haben und möglichst wenig kosten, denn ich liebe meine Freiheit und lasse mich von niemandem gerne unter Aufsicht stellen.

Ihre Absichten deckten sich formal weitgehend mit den meinen, gingen jedoch nicht so weit nach Osten, sondern kreisten um Orte wie Weimar oder Dessau. Denn hier war der sogenannte Bauhaus-Stil in den Zwanzigerjahren entstanden, funktionale Schuhschachteln in der Landschaft, die inzwischen den Siegeszug um die Welt angetreten haben.

Und weil mein Baugrund damals völlig von einem hohen Wald umschlossen war und man an einem wolkenlosen Sommertag vom Himmel nur einen blauen Fleck zwischen den Fichtenwipfeln ausmachen konnte, argumentierten sie richtig, dass man hier mit dem Bauwerk in die Höhe fahren müsste. Also würde das Haus drei Geschosse haben. Bis wir zu diesem Punkt kamen, war ein Jahr vergangen.

Irgendwann einmal, nach dem zehnten Entwurf, war es also so weit. Ich hatte inzwischen, wahrscheinlich aus Frustration, ähnlich wie man es von wahnsinnig gewordenen Lottogewinnern weiß, meinen Baugrund mit einem ausgeliehenen Schaufelbagger schon ebenso oft neu an die zehn Male umgegraben, gestützt durch eine besondere Charaktereigenschaft, die ich damals hatte, nämlich niemals einen Kontoauszug anzusehen. Auch keinen Fernseher besaß ich, erst im Alter von 49 habe ich meinen ersten erworben. Sowas macht stark und optimistisch, und nichts, aber auch gar nichts kann den Blick in die Zukunft trüben.

Ich war also schon ganz ordentlich mit dem Konto im Minus, als die ersten Baumaschinen aufkreuzten, doch war ich es gewohnt, ein Segelflieger zwischen Soll und Haben zu sein (um die Worte von Andreas Brau zu gebrauchen), und es konnte endlich losgehen.

Der Baggerfahrer baggerte, der Polier brüllte, die Arbeiter wieselten mit diversen Werkzeugen herum, die Grube wurde bedenklich tiefer. Gerhard, der Architekt, und ich standen stumm vor diesem immer ungeheuerlicher werdenden Loch mitten im unsicheren Geschiebe des Karwendelschotters, bis auf einmal und ohne Vorwarnung Gerhard schnellen Schrittes zu seinem Wagen eilte, mir zurief, für ein solches Loch könne er die Verantwortung niemals übernehmen, und davonbrauste.

Man hatte nämlich kurze Zeit vorher behördlicherseits die Vorschrift des Baukoordinators verabschiedet, zur Sicherheit der Arbeiter, aber so recht war das noch nicht bis zu uns an den Waldrand vorgedrungen. Also umkreiste stattdessen ich selbst in den folgenden Tagen, einem herrenlosen Satelliten gleich, frühmorgens bis abends die Baugrube, um aufzupassen, dass keine Wand einstürzte und kein Arbeiter verschüttet würde. Eine weitere, undankbare Aufgabe für meine ohnehin schon dauergeforderten Schutzengel.

Die Illusion des Rohbaus und andere Schimären.

Jeder weiß, dass die am schnellsten abgewickelte Etappe der Bauzeit der Rohbau ist. Deshalb stellt der Rohbau für sich allein eigentlich gar nichts dar, außer der irrigen Vorstellung, man sei nun schon sehr weit gekommen. Denn wenn es Ärger geben sollte (und den gibt es sicher), dann fängt er jetzt erst an. Die Krönung dieses Selbstbetruges stellt dann die Firstfeier dar.

Diese Firstfeier wurde auf der Terrasse meiner Nachbarin Gerda abgehalten, deren Haus etwa hundert Meter von dem meinigen entfernt steht, getrennt nur durch eine schöne, waldrandliche Rasenfläche.

Alle waren sie da, die Arbeiter, die Architekten und die Künstler, und freuten sich und harrten der kommenden Aufgaben.

Jörg Dialer, ein alteingesessener Innsbrucker Künstler und Restaurator mit Dürer'schen Gesichtszügen und Hang zu dramatischen Farbgebungen, zog, so etwa nach dem zweiten Whisky, meine Nachbarin in Bezug auf den Putz und die Farbe des Hauses zu Rate. „Gnädige Frau“, sagte er und lehnte sich dabei etwas gegen einen imaginär aufkommenden Wind, „wie machen wir denn das Haus? *Black* oder *noir*?“

Gerda, ebenso windfest und standhaft, zog an ihrer *Milden Sorte* und warf einen prüfenden Blick zum Kobel.

„Na, *black*, würde ich sagen“, und stieß den Rauch der Zigarette durch die Nase aus.

Begeistert nickten die Architekten. Immerzu schwarz gekleidet, erinnerten sie mich nur allzu sehr an Missionare im fernen China, die den armen Heiden die Frohbotschaft bringen und dabei keinen Spaß kennen. Die Farbe Schwarz musste ihnen absolut entsprechen, und meine Meinung dazu war eher nebensächlich.

Als Nächstes ging man schon zur Innenausstattung über. Eine jede Wohnung (denn es würden drei werden) sollte einen offenen Kamin erhalten. Dazu war auch Gebhard Schatz geladen worden. Gebi hatte sich die Berufsbezeichnung „Feuerkünstler“ zugelegt und für mich in den Jahren vorher schon einige offene Kamine gebaut. Nun warf er mit einer charakteristischen Bewegung seines Kopfes seine Mähne zurück: „Feuerboxen, würde ich sagen, Feuerboxen.“

Nun stand noch die Debatte über die Gestaltung der großen Glasflächen an den Fassaden an. Meine ursprüngliche Idee war gewesen, sie mit Klassikern von Zweig, Rilke und Hölderlin zu bedrucken. Das hätte dann so geklungen:

„Dunkel wird's und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.“

Als ich diesen Plan meiner geschätzten Nachbarin bei einem (inzwischen dritten) Whisky vortrug, verzog sie schmerzlich das Gesicht und zündete sich gleich eine neue *Milde Sorte* an. Ganz offensichtlich schien ihr mein Vorhaben zu dramatisch.

Das war das Zeichen für die Architekten, zu Hilfe zu eilen. Sie würden ihrerseits Hilfe bei Objekt-künstlern suchen (und fanden sie umgehend bei Lies Bielowski und Ype Limburg).

Lies ist mit ihren sensiblen Filz- und Laubinstal-lationen berühmt geworden und Ype durch sei-ne Fähigkeit, sehr gut zu fotografieren und dann richtig proportioniert und handwerklich perfekt seine Installationen auf Glas mit Siebdruck zu verarbeiten. Also würde Lies das Laub der um-gebenden Buchen sammeln, es perforieren und daraus großzügige Collagen pressen, und Ype würde sie fotografieren und mithilfe von Sieb-druck – vor dem Vakuumieren der Dreifachver-glasung – auf der innersten Scheibe anbringen. Nach dem (inzwischen vierten) Whisky überkam mich eine düstere Ahnung, was das alles kosten würde. Doch nach dem (inzwischen fünften Whisky) tröstete ich mich sogleich: Andere hal-ten sich Windhunde, Jagdfalken, Rennpferde oder eine teure Frau (ohne mir jedoch das eine oder das andere wirklich leisten zu können).

Rudi, das Bauhaus und ein Architekt na-mens Mies van der Rohe.

Im zentralsten Ort des Hauses, da, wo ande-re, „normale“ Bauherren ihre Dielen oder ihre Wohnzimmer liegen haben, verliefen die Ver-sorgungsstränge der Nassräume. Damit war klar, dass an diesen Punkten auch die Bäder und Sch...häuser stehen würden, und das wur-de mir jetzt erst bedenklich bewusst. Freilich hatte man dadurch die Fassaden nach allen Sei-ten zur unabhängigen Gestaltung freigespielt. Doch überkam mich bei dieser Gelegenheit die Ahnung, dass wir von außen nach innen, und nicht umgekehrt, wie es aus humanistischer Sicht richtig wäre, von innen nach außen gep-lant hatten. Meine letzten, etwas schüchtern vorgebrachten Bedenken in Bezug auf eine ka-tastrophale *Feng-Shui*-Energie (wenn etwa die ganze zentrale Energie des Hauses durch ein Hunderter-Fallrohr in den Kanal gespült würde), versuchte Gerhard zur Seite zu wischen: „Ehrlich gesagt“, schilderte er mir eines Tages treuherzig, „haben wir uns bei deinem Entwurf etwas an ein Haus von Mies van der Rohe ange-lehnt.“

„Ah so“, sagte ich. Ich war immer der Meinung gewesen, dass die jun-gen Architekten im alpinen Raum dort hätten weitermachen sollen, wo Baumann und Welzenbacher aufgehört hatten. Das hatten sie aber nicht. Die Tragweite wurde mir erst jetzt langsam bewusst.

„Ja“, sagte Gerhard, „in den Fünfzigerjahren hat der Mies van der Rohe für eine reiche Amerikanerin ein Haus gebaut, das einen ähn-lichen Grundriss wie das deine hatte.“

Ich musste an den Architekturkritiker Tom Wolfe denken, der einmal ge-schrieben hatte, Mies van der Rohe hieße nicht nur so, er sei auch mies.

„Ach, wirklich?“, sagte ich, wenig begeistert.

„Ja, ja, ja“, sagte Gerhard, „und sie hat ihn dann auf Unbewohnbarkeit geklagt.“ Ich starrte ihn entgeistert an. „Aber“, fuhr er, einigermaßen befriedigt, fort, „sie hat den Prozess natürlich verloren.“

Einen Tag später schenkte ich den Architekten das wunderbar gro-teske, berühmte Buch von Tom Wolfe mit dem Titel „Mit dem Bau-haus leben“, über das ich so viel hatte lachen müssen, weil er darin unter anderem auch Mies van der Rohe so durch den Kakao zieht. Doch erhielt ich es einige Tage später wieder zurück. Die steinernen Mienen meiner Architekten zeigten mir, dass ich es hier wirklich und wahrhaftig mit religiösen Angelegenheiten zu tun hatte, und ich kam mir vor wie Darwin, wenn er – etwas zeitversetzt – dem Chef der Glaubenskongregation, Ratzinger, sein Hauptwerk „Ent-stehung der Arten“ als Weihnachtsgeschenk überbracht hätte.

Von diesem Tag an nannte ich mein Haus den Kommunistenkobel.

Weihnachten und die endomorphologisch geprägte Angst des Tirolers vor der Obdachlosigkeit.

Was eigentlich bringt den Tiroler dazu, sich auf Generationen mit dem Hausbau zu verschulden? In Ländern mit ähnlichem Klima, näm-lich Schweden, Kanada, Alaska oder Sibirien, baut man auch Häuser, die isoliert sind, aber für einen Bruchteil dessen, was in Tirol an mo-netärem Aufwand selbstverständlich ist. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang sind auch Studien, die besagen, dass der Tiroler die Kosten der Sanierung seines Hauses im Schnitt stark unterschätzt. Wenn zum Beispiel der Tiroler glaubt, dass er mit fünfzigtausend Euro durchkommt, dann braucht er zum Schluss achtzigtausend, während es sich beim Vorarlberger umgekehrt verhält.

Ein jedes Volk hat sein Trauma. Während die Deutschen von den Schrecken des *Dreißigjährigen Krieges* zell- und dauerhaft kollektiv geprägt sind, weswegen in den Fernsehsendungen der Großteil der Werbesendungen aus Versicherungen besteht, die Engländer bei der Erwähnung des Wortes *Dünkirchen* ein Zucken um die Mundwinkel bekommen und die Amerikaner beim Wort *Vietnam*, muss es beim Tiroler das Wort *Heiliger Abend* sein.

Denn absolut irrational ist die Angst des Tirolers, am Heiligen Abend unter einer Brücke schlafen zu müssen. Diese geradezu zellhaft ge-



Foto: Markus Bstlieler

diesesmal von mir verschuldet war, so waren es die nächsten vier Wasserrohrbrüche in den folgenden fünf Jahren nicht.

Ein weiteres Problem war die Lieferung der großen Fensterscheiben. Hoch und heilig hatte man sie uns für Mitte November versprochen, aber Mitte Dezember pffff noch immer munter der Schneewind durchs Haus. Also lieferte der Glaser (für die wenigen Wochen, wie er hoch und heilig versicherte) ein sogenanntes *Thermoclear Glas*.

Das Thermoclear Glas waren dürrtzig isolierte Plasticscheiben, an deren Innenseite es bei voll aufgedrehter Heizung dreizehn Grad hatte. Außerdem besaß es anscheinend die Eigen-schaften, dass man zwar nicht hinaussah, aber umso besser hinein, was meine Nachbarin Ger-da eines Tags bemerken ließ: „Bei Euch im Haus kann man von außen alles sehen“, und dann, nach einer kurzen Pause, mit Nachdruck: „Aber auch *wirklich alles*.“ Fortan verbrachten wir die Abende angekleidet und vermieden auch sonst alles, was ein öffentliches Ärgernis hätte sein können.

Das richtige Glas kam übrigens erst zu Ostern (und auch da durch eine Schlampigkeit des Glasers gravierend falsch ausgeführt).

Erwähnenswerte Äußerungen der bergwandernden Bevölkerung und andere Zwischenfälle.

Ein Problem, das sich relativ spät offenbarte, war das Putzen der großen Glasfassaden. Jetzt bin ich zwar selber Bergsteiger und weiß mit Hüftgurt und Seilen umzugehen, jedoch hätte mich damals die Meinung meiner Architekten zu diesem Problem sehr interessiert. Wie immer, wenn es etwas Wichtiges zu besprechen gibt, gingen wir also auf ein Bier (wie alle anderen Tiroler auch) und so brachte ich meine Frage (etwas schüchtern) vor: „Wie, bitte, putzt man an diesem Haus die Fenster? Mit Hubschrauber, mit Hubsteiger, mit zehn Meter langen Stangen, vielleicht mit der Feuerwehr, also wie, also was, also warum, also putzen?“

Manfred, der akademischere unter den beiden Architekten, hatte sich gerade eine MS ange-zündet und einen tüchtigen Schluck vom Bier

getan. Ganz offensichtlich wollte er Zeit gewinnen, denn meine Frage schien seine Geduld über Gebühr zu strapazieren. Endlich blies er den Rauch in meine Richtung: „Also“, sagte er bedächtig, „das hätten wir uns ja nun wirklich nicht gedacht, dass du ein *solcher Spießler* bist, der auch noch Fenster putzen will.“

Hier schwieg ich nun beschämt. *Fenster putzen*, wie hatte ich auch nur daran denken können ...

Um es kurz zu machen: Vor einigen Monaten (nämlich zehn Jahre und einige verrissene Rückenmuskeln später) haben zwei Kletterkollegen, die die Firma mit dem bezeichnenden Namen *Off Ground Solutions* gründeten, mir ausgeholfen und mithilfe von Seilen, Rollen und Hüftgurten, einer Ausrüstung also, die durchaus für den *Khumbu Eisfall* am Everest geeignet ist, die Glasfassade geputzt (alles das hat wirklich nicht mehr gekostet als ein Flugticket in den Himalaya). Und immerhin sind es auch die Gleichen, die den Auftrag haben, die berühmte Bergiselschanze zu putzen.

Wie es immer ist, sind die Außenanlagen eines Hauses das Allerletzte, was fertiggestellt wird. In meinem Fall war es eine der Holzterrassen, an der ich eines schönen Sommertags zusammen mit einem Freund beim Sägen und Schrauben war. Es war eine schöne, unterhaltsame Arbeit, untermalt nicht nur vom Summen des Akkuschraubers, sondern auch den Äußerungen der vorbeigehenden Wanderer. Ich bin nie dahintergekommen, warum sie eigentlich schon auf der Asphaltstraße die Skistöcke einsetzen, aber auch in diesem Fall, dem zigsten des Tages, war es so. Klack, klack, klack kam das Geräusch die Straße herauf, plötzlich gestoppt durch ein Doppelklack. „He, du“, rief er herüber. Wie schon erwähnt, verläuft genau hier der Grüß-Gott-Meridian.

Ich wandte den Kopf.

„Praktisch, ha“, und deutete mit dem Kinn zum Haus, dann legte er eine dramaturgische Pause ein, um dann umso deutlicher nachzulegen „aber scheußlich!!!“

„Ich seh´s eher umgekehrt“, meinte ich halblaut und etwas verdrossen, aber er war schon wieder weitergegangen, klack, klack, und entfernte sich im Wald.

Jedermann weiß, dass der soziale Friede in Tirol nur deshalb aufrechterhalten wird, weil der Tiroler am Wochenende auf einen Berg steigt oder auf eine Alm wandert, dort ein paar Vierteln trinkt, das Südtirolerlied singt und wieder zufrieden nach Hause wackelt. Dann funktioniert er in den folgenden fünf Arbeitstagen wieder klaglos. Das musste auch bei meinem Gesprächspartner so gewesen sein, denn einige Stunden später hörte ich wieder die Stöcke, klack klack, doch diesmal talwärts. Dann Stille. Schließlich: „He, du.“ Ich schaute hinüber. „War nicht so gemeint. Bisch ma eh nit bös“.

Die Äußerungen der Wanderer waren dermaßen köstlich, dass ich eine Zeitlang überlegte, eine Videokamera anbringen zu lassen und den Film im Architekturforum als Endlosband laufen zu lassen. (Was isch denn deis für a Trottel, der de Bude baut hot? Ja, woasch deis nit? A spinnerter Professor. Und warum isch es schwarz? Ja des isch logisch, denk amol noch: dass er die Hitze von außen nach innen leiten kunn, usw. usf.).

Das war auch die Zeit, als einer meiner Freunde, Facharzt und Psychologe, vor seiner Scheidung stand. Ich war gerade im Begriff, für einige Wochen in den Himalaya zu verschwinden, und so vertraute ich ihm die Wohnungsschlüssel an, auf dass auch er sich einen Kurzurlaub von seiner Noch-Ehefrau genehmigen könnte. Mit dem wohligen Bewusstsein, Gutes getan zu haben und damit endlich auch zu den Gutmenschen zu gehören, verschwand ich also in den Himalaya. Als ich nach zehn Wochen nach Hause kam, war von meinem Freund keine Spur mehr. Nicht einmal der Kühlschrank wies auf eine Benutzung hin. Jahre später erst hat er mir gestanden, dass er frohgemut die erste Nacht im Haus verbrachte. Als er jedoch aufwachte und auf die graue Sichtbetondecke starrte, ihn eine solche Depression überkommen hätte, dass er das kleinere Übel wählte und wieder zu seiner Frau zurückkehrte (geschieden wurde er trotzdem).

Die Klimaerwärmung und weitere Molestern.

Es nahte der fürchterlich heiße Sommer 2003.

Wenn der Sommer einzieht, werde ich immer traurig. Die Verheißung des dauerstrahlenden Chef-Meteorologen im *Tirol Heute*, dass es in den nächsten Tagen 35 Grad haben wird, treibt auf ewige Zeiten einen Keil zwischen mich und die verbleibenden Rest-Tiroler. Denn wie soll man bei 35 Grad im Schatten glücklich sein, wenn darüber ein gnadenlos blauer Himmel steht, der wochenlang nicht vergehen will? Aber eben ein solcher Sommer nahte in Gestalt des Jahres Zwotausenddrei. Ich traf alle Vorkehrungen, besorgte Eisbeutel und Ventilatoren, sagte Termine ab, erinnerte mich immer wieder meiner eigenen asiatischen Gleichmut, zitterte etwas wegen des mangelnden Sonnenschutzes am Haus (der sich auch nicht nachrüsten lässt, dank der Architektur) und vertraute auf die große, mehrstämmige Buche im Südwesten des Hauses, die verlässlich ab dem frühen Nachmittag ihren vertrauensvollen Schatten auf das Haus wirft.

Er kam also, dieser gnadenlose Sommer, und zeitgleich mit ihm und gleich gnadenlos fing der eigentliche Architekturtourismus an, der Leute aus so weltfernen Gegenden wie Hamburg, Berlin oder Wien, aber auch Linz oder Pertisau zu meinem Haus führte. Denn inzwischen hatte das Haus in allen Medien seinen Auftritt gehabt. Einmal erschien sogar eine Filmcrew aus Hamburg, mit dem Vorhaben, in meinem schwarzen Haus einen Horrorfilm zu drehen, aber ich habe danach nichts mehr von ihnen gehört. (Vielleicht fürchteten sie sich vor mir und meinem Haus und sind dann sicherheitshalber doch in ein Schloss nach Rumänien ausgewichen).

Eines Nachmittags lag ich also völlig geschafft und splitterfasernackt auf meinem Sofa im Wohnzimmer. Auf meinem Bauch befand sich ein großer Eisbeutel, auf dem Eisbeutel unser Kater Bertl und auf ihm wiederum ein (kleinerer) Eisbeutel. So hofften wir beide, die heißeste Phase des Nachmittags zu überstehen. Da hörte ich lebhaftes Stimmengemurmel um das Haus. Nachdem ich Zäune allgemein verabscheue, kann ein jeder um das Haus gehen und es betrachten, doch diesmal waren es fünfzig, wenn nicht sechzig Personen, die sich im Garten tummelten. Ich hatte nichts zu tun außer transpirieren und hörte deshalb angestrengt hin. Der Professor (denn bald hatte ich herausgefunden, dass es sich um eine Architekturklasse aus München handeln musste), dozierte vor seiner schweigenden Studentenschar gerade über die *Schönheit des Kubus*. Das dauerte, ob der Begeistertheit des Professors, und eigentlich wollte ich schon lange in die Dusche, wagte es aber nicht, meinen Kater zu entfernen und mich zu erheben, denn dank der Architektur konnte man auch vom Garten aus bis in den hintersten Winkel des Wohnzimmers im ersten Stock sehen. Da lag ich also und hörte mir den Monolog an, bis sich der Professor zu einer anderen Gruppe vor dem Haus entfernte. Kaum war er außer Hörweite, äffte ihn ein Student nach, indem er unter allgemeinem Gelächter geschickt über die *Schönheit einer Schuh-schachtel* referierte. Ich nutzte den anschließenden Tumult, indem ich die Eisbeutel und den Kater abwarf, um im Bad zu verschwinden und erst wieder aufzutauchen, als es um das Haus ruhig geworden war.

Aber nicht nur Filmcrews und Architekturklassen kamen, sondern auch Schulklassen, wenn das Schuljahr gerade zu Ende ging. Dass ich mit meinem Haus hier den ferialen Lückenbüßer spielte, habe ich wie immer zu spät begriffen und gab dem sehnlichst vorgetragenen Wunsch der Lehrer (ehrlich gesagt, war es doch meistens eine Lehrerin) gutmütig nach und ließ die zehn- bis zwölfjährigen Rangen inklusive Lehrkörper ins Haus. Lob hat mir dieses Verhalten keines eingebracht, denn meistens kamen diese Klassen aus tourismusintensiven Gegenden, in denen man doch eher sehr *bodenständig* baut und in der Größe der Holzbalkone seine Nachbarn zu übertrumpfen sucht. Den Höhepunkt einer solchen *excursion de succès* bildete der Besuch einer Hauptschule aus Pertisau. Ein Stöpsel von vielleicht zwölf Jahren mit einem lustigen, offenen bäuerlichen Gesicht mit rötlicher Stehfrisur, der nach dem Rundgang von

der Lehrerin gefragt wurde, was er denn nun von der *modernen Architektur* halte, entgegnete: „Bei ins dahoam in da Garage dunkts mi gmiatlich.“ Während die Lehrerin rot anlief, verdrückte ich mich in meine Wohnung und legte mich auf die Couch, um zum ersten Mal an diesem Tag so richtig herzlich zu lachen.

Öffentliches Lob, Rückschlag in den interkulturellen Bemühungen.

Das Frühjahr 2005 kam. Einer Einladung zu einem Bier mit den Architekten kam ich gerne nach. Dass wir uns inzwischen immer noch nicht die Schädel eingeschlagen hatten, zeugte davon, dass wir in der Hoffnung lebten, aus unserem gemeinsamen *enfant terrible* könnte noch einmal etwas Gescheites werden. Über dem Bier eröffneten mir meine beiden Schicksalsgenossen mit verschwörerischer Miene, dass sie mich mit meinem Haus für einen bundesweiten Architekturwettbewerb eingereicht hätten. Nach dem zweiten Bier und der fünften MS gestanden sie mir, dass über undichte Stellen in Wien bereits Wichtiges durchgesickert sei. Streng geheim, sagten sie mir nach langem Kokettieren, aber du hast den Preis für das Beste Haus Tirols gewonnen. Dazu fünftausend Euro. Für Architekten und Bauherrn jeweils die Hälfte.

Der Abend der Preisverleihung an einem Tag Ende April in Wien war frühlingshaft. Die weiche Luft, wie wir sie in Tirol kaum kennen, streifte über die Vorplätze der Halle und stimmte auch mein versteinertes Häuslbauerherz milde. Wir hatten vielleicht etwas mehr getrunken, als wir sollten, und so vertrauten mir die Architekten das Anerkennungsschreiben des Kunststaatssekretärs sowie die dazugehörigen Plaketten an, weil ich doch von allen der Verlässlichste sei. Wir verließen die Veranstaltung, und zusammen mit Maria, meiner Gefährtin, kehrte ich noch in einem Beisel zu. Von dort steuerten wir ein Taxi an. Der Fahrer fuhr los. Sein Gesichtsausdruck war finster. Ich glaube, er war an diesem Tag der erste Mensch mit einem mürrischen Gesichtsausdruck. Ich konnte dies in meiner Verfassung unter keinen Umständen zulassen, und nach zehn Minuten des Schweigens zwang mich ein inneres Teufelchen, ihn zu fragen, ob er sich

nicht überlegen sollte, zum Christentum überzutreten, denn, so meinte ich treuherzig, bei uns sei es doch ganz offensichtlich lustiger. (Ja, lieber Leser, ich weiß, das war politisch unkorrekt. Aber Sie müssen verstehn, der laue Frühlingsabend, der Wein, die Auszeichnung, meine heitere Gefährtin ...). Augenblicklich wurde sein Gesichtsausdruck noch um eine Spur grimmiger. Er ähnelte nun einem persischen Mullah, der gerade im Begriff ist, beim Freitagsgebet die *Fatwah* über einen Gotteslästerer zu verhängen. Nach weiteren quälenden Minuten stoppte er vor dem Haus von Freunden, bei denen wir wohnten. Auch ein reichliches Trinkgeld konnte keine Milde in sein Gesicht zaubern. Wir verschwanden durch die Tür.

Sekunden später wurde mir klar, dass ich die Preise auf dem Autositz vergessen hatte. Ich stürzte hinaus, aber der Finsterling war schon weg.

Die folgenden Wochen schaltete ich alle denkbaren Suchdienste ein, fiel von der Polizei abwärts über die Taxizentralen allen möglichen Leuten auf die Nerven, doch von den Preisen war keine Spur mehr zu finden.

Ich stellte mir endlich vor meinem inneren Auge vor, wie sie umgehend über die Brüstung einer Donaubrücke gesegelt waren und nun, unbeachtet und unschuldig, dem Schwarzen Meer entgegenschaukelten und von einer Strömung an einen Strand des Bosphorus getrieben wurden, wo sie ein pflichtbewusster türkischer Straßenkehrer aufspießte und in der nächsten Müllkippe entsorgte.

Der Dämon des Wassers.

Sehr zum Missfallen meiner geliebten Architekten hegte ich nun den Plan, einen Stock auf das Haus daraufzusetzen. Ich hatte nämlich im Jahr zuvor einen kleinen Streifen Grund von meiner Nachbarin Gerda dazuerwerben können, und diese neugewonnene, baumassendichterisch begründete Freiheit wollte ich zum Anlass nehmen, die oberste, von Maria und mir bewohnte Wohnung etwas zu vergrößern, indem ich einfach die Dachterrassenbrüstung erhöhte und darin einen zusätzlichen Raum schuf.

Der Widerstand der Architekten war passiv, jedoch umso hingebungsvoller. Ein Nestroy'scher

Beamter hätte es auch nicht besser können. Schließlich willigten sie ein, mir bei der Zeichnung des Plans zu helfen, jedoch würde ich keine Unterschrift von ihnen bekommen. Denn ich wäre jetzt umgehend dabei, das Haus zu ruinieren.

Ich reichte also den Plan mit meiner eigenen Unterschrift ein, und der Bau konnte beginnen. Vieles erledigten wir selbst – Maria und ich – aber zum Schluss musste noch die schwarze Fassade erneuert werden. Wir versuchten, an den bestehenden schwarzen Putz anzuböscheln und scheiterten kläglich. So war es notwendig, alles mit Schleifmaschinen wieder zu entfernen. Inzwischen war es Herbst geworden, und der milde Wind verteilte den schwarzen Schleifstaub mehr oder weniger gerecht in alle nachbarlichen Gärten. Nie mehr werde ich vergessen, wie meine sehr sympathische Nachbarin Marlies (an der Ostseite des Grundstücks) barfuß in den Garten ging, um nach kurzer Zeit bis zu den Knöcheln schwarz zu sein. Als sie durch den Hauseingang verschwand, sah es aus, als trüge sie kleine, schwarze Gummistiefelchen.

Zweitausendfünf übrigens war ein extrem verregneter Sommer. Es regnete uns nicht nur monatelang durch das Dach herein (sodass wir letztlich drei oder vier Maurertröge ständig um das Bett stehen hatten und uns das nächtelange Tropf!tropf! den Schlaf raubte, zu allem Überfluss hatten wir noch das gesamte Übersiedelungsgut samt Bildersammlung im Keller stehen, wo es den Boiler (Wasserrohrbruch Numero 4) wieder einmal zerriss und ein Schaden von 50.000.- Euro entstand.

Nicht nur schraubte sich in der Folge die Versicherung um den größeren Teil der Summe, auch die konzessionierte Firma zog sich aus der Verantwortung, indem ihr Chef vor dem Richter die Liquidation seines Betriebes erklärte.

... und immer wieder Glaubensangelegenheiten.

Ein Jahr später gab es dann noch zwei Wasserrohrbrüche, die auf schlampig ausgeführte Arbeiten der Firma zurückgeführt werden müssen, aber dann war plötzlich Schluss. Auch am Dach gab es noch eine undichte Stelle, die bis heute niemand findet. Aber es regnet nur ein- oder zweimal im Jahr herein, und nicht sehr viel, vielleicht einen halben Putzkübel voll. Nach dem, was wir in den Jahren vorher mitgemacht haben, kann man jetzt von einer geradezu dichten Sache sprechen.

Übrigens waren meine Architektenfreunde nach dem Ausrüsten des Hauses wider Erwarten mit dem Ergebnis doch sehr zufrieden, legten erneut und feierlich ihr *Confiteor* ab und würden mir inzwischen alles, aber auch alles unterschreiben, vielleicht auch einen Vertrag für die Fremdenlegion (womit ich nicht sagen will, dass ich sie in die Wüste schicken möchte).

Vielleicht auch war das Ende der Wasserrohrbrüche darauf zurückzuführen, dass wir von Thailand ein Geisterhäuschen mitgebracht und im Garten aufgestellt haben, in dem die Seelen der verstorbenen



Nachbarn ihren Frieden finden können (ist jetzt immerhin zwei Jahre her).

Hier sieht man, wie mit fortschrittlichen Methoden den Tücken der modernen Technik Einhalt geboten werden kann.

Alles wird gut.

Inzwischen hat eine Bewusstseinsänderung stattgefunden. Auch ältere Menschen und solche von konservativer Natur finden das Haus anziehend oder zumindest interessant, und niemand würde es mehr wagen, es für scheußlich zu empfinden, wenigstens in der Öffentlichkeit nicht. Ein gutes Beispiel dafür, wie man mit hartnäckiger Propaganda nach wenigen Jahren eine öffentliche Meinung bilden kann, ja sogar eine *Tyrannie der öffentlichen Meinung*, die sich von anderen Tyrannieen in Bezug auf die fehlende Meinungsfreiheit kaum unterscheidet. In diesem Falle gereicht mir das zum Vorteil, wenngleich ich heute die bissigen Bemerkungen über meinen *Kommunistenkobel* sehr vermisse. Nachdem aber Franz Josef Strauß und Bruno Kreisky schon lange gestorben sind und unser Walli auch, der dicke Bischof Krenn im Abseits steht und der bissige Innenminister Graff auch nicht mehr lebt, ist unsere Gesellschaft zwar endlich politisch korrekt, hat aber an Unterhaltungswert doch deutlich verloren.

So sehr sei die Zeit auf den Hund gekommen, schrieb Dürrenmatt in den Achtzigerjahren, dass er wegen eines kritischen Artikels über die Schweizer nicht einmal mehr angegriffen werde. Sein Großvater sei wegen eines Gedichtes noch vierzehn Tage ins Gefängnis gegangen.

Aber so ist es nun einmal, jetzt finden sie es alle schön, das Haus (von

mancher Seite wird sogar der Ruf nach Denkmalschutz laut), und nach zehn Jahren medialer Beschießung ist das auch wirklich kein Wunder.

Inzwischen gibt es im Inneren des Hauses kaum mehr Sichtbeton, alles ist verspachtelt und in freundliches Weiß getüncht, eines der Bäder sogar von Meister Dialer in dramatischem Lapislazuli-Blau, was ihm einen etwas tropischen Anhauch verleiht. (Das wird meinen Freund von damals, den mit der Scheidung, aber freuen, denn inzwischen steht er vor der nächsten Scheidung.)

Nur mehr bei bestimmten Wetterlagen regnet es durch das Dach (einmal im Jahr), und die Fassade werde ich richten, wenn ich im Lotto gewonnen habe (ich sollte endlich einmal zu spielen beginnen).

An manchen schönen Herbsttagen setze ich mich auf einen Baumstumpf nördlich des Hauses und betrachte das Streiflicht, wie es milde Konturen auf die schwarzen Wände zaubert, umgeben vom Rot der Buchen und dem Gelb der Lärchen. Dann kommt auch in mir eine Art Milde, ja sogar Ergriffenheit auf ob der Schönheit. Schönheit *per se* ist natürlich nicht alles, aber sie hat absolut einen Eigenwert.

Gleich ob es ein Mensch ist, der ansonsten strohdumm ist, oder ein Auto, das zwanzig Liter säuft, es bleibt trotzdem ein schöner Mensch oder ein schönes Auto.

So kommt an solchen Tagen ein großer Friede wieder über mich (auch weil ich, wie ganz früher, aufgehört habe, meine Kontoauszüge anzusehen) und dann sitze ich da, auf meinem Baumstumpf, freue mich über die Schönheit unserer Illusion, die da im Walde steht, und über den Zeitbegriff. Denn bei Immobilien muss man denken wie die katholische Kirche, nämlich in Jahrhunderten. Und falls der Letzte in 2000 Jahren noch nicht begriffen haben wird, dass Flachdächer im Alpenraum nichts zu suchen haben, ist trotzdem ein Neubeginn zu erwarten. Denn gewiss und tröstlich wird eine nächste Eiszeit kommen und uns das ganze Gerstl bis nach Rosenheim schieben.

Rudolf Alexander Mayr

Der Einfluss der Moderne auf die Südtiroler Architektur

Will man den Einflüssen der Moderne auf die Südtiroler Architektur nachgehen, so ist eine Beschreibung der Persönlichkeiten unumgänglich, die ab den 1920er-Jahren durch Forschung und Lehre ganze Studentengenerationen prägten und die diesseits und jenseits des Brenners tätig waren. Die zeitliche Betrachtung umfasst die Architekturentwicklung in Südtirol von 1920 bis Anfang der 1960er-Jahre. Eine sehr rege Bautätigkeit hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in Tirol eingesetzt. Sehr anschaulich kann man über die Bauten des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Bozen und Meran einen Einblick in die Architektur und den Städtebau dieser Zeit erhalten. Er zeigt einen Querschnitt durch die Bauten des Historismus und des Jugendstils, beeinflusst von der Münchner und der Wiener Schule.

In Meran und Bozen entstanden mit dem Aufkommen des Kurwesens neben den zahlreichen privaten Villenbauten auch öffentliche Gebäude, für die Wettbewerbe ausgeschrieben wurden, an denen hauptsächlich Architekten aus Wien und München teilnahmen. So plante **Martin Dülfer** (ein Studienkollege von Theodor Fischer und Professor u.a. von Tessenow, Trost, Langheinrich) das Theater in Meran (1900), wo er als Wettbewerbssieger hervorging. **Theodor Fischer** (Professor von u.a. Bruno Taut, Domenikus Böhm, Hugo Häring, Hans Pölzig, Erich Mendelsohn) wiederum hatte bereits 1898 einen Stadterweiterungsplan für Meran erarbeitet, er war Mitglied in der Jury einiger Wettbewerbe in Meran und wurde von Seiten der Verwaltung zu städtebaulichen Fragen immer wieder zu Rate gezogen. Auch das Projekt des Kurmittelhauses in Meran verlief über einen Wettbewerb, welchen **Max Langheinrich** gewann und 1905 verwirklichte. Der Wiener Einfluss zeigt sich bei dem Bau des Kurhauses, das nach den Plänen von **Friedrich Ohmann** 1914 errichtet wurde.

Der Bauleiter des Theaters in Meran war **Wilhelm Kürschner** (1869–1914), der anschließend viele

Jahre in Bozen als Architekt und als Stadtbaumeister (1903–1910) tätig war. In Zusammenarbeit mit **Karl Hocheder** (1854–1917), der an der Universität München lehrte, entstand 1907 das Rathaus in Bozen. An der Ausarbeitung der Pläne war auch **Gustav Nolte** (1877–1924) beteiligt, der in den Jahren 1910–1918 die Nachfolge von Kürschner als Stadtbaumeister antrat.

Kürschner realisierte zahlreiche Projekte in Bozen, dazu gehören unter anderem die Grundschule J. W. von Goethe (1907), die Mittelschule „Josef von Aufschnaiter“ (1904), der Gebäudekomplex „Kollonadenhof“ (1907) und das Gebäude der Sparkasse (1904) in der Talfergasse.

Es sind die Jahre des ausgehenden Historismus und der Aufbruch zu grundlegenden Änderungen und Neuem – die Theorien von Otto Wagner und Adolf Loos drangen vor dem Ersten Weltkrieg jedoch nicht bis Südtirol vor.

Vor allem für die deutschsprachige Studentengeneration der 20er-Jahre waren die Hochschulen von München und Wien die bevorzugten Ausbildungsstätten, an denen die Architektur der neuen Sachlichkeit, des Funktionalismus und des organischen Bauens gelehrt wurde. Währenddessen waren die Hochschulen von Turin, Mailand und Venedig mit den Lehren des „Stile Liberty“ und der „architettura razionale“ für die Südtiroler Architekten prägend, die nach dem Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit bis in die 60er-Jahre bauten.

Theodor Fischer zog mit seiner Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule München von 1908 bis 1928 viele später bedeutende Architekten in seinen Bann. **Fischer** selbst baute noch im Stil des romantischen Historismus, zeigte sich aber in seiner Lehrtätigkeit gegenüber den neuen Architekturrichtungen aufgeschlossen. Einer seiner Studenten war **Lois Welzenbacher** (1889–1955), dessen Eltern aus Laas im Vinschgau nach München ausgewandert waren und der in den Jahren 1912–1914 an der Technischen Hochschule München studierte. **Welzenbacher** war als Architekt überwiegend in Bayern, Österreich und Südtirol tätig. Seine zahlreichen Bauten zeichnen sich durch eine konsequent moderne Formensprache aus, vielfach unter Verwendung und bei starker Betonung von Kurven. Von seinen Bauten in Südtirol sind die Villa Settari (1922) und das Haus Baldauf (1922) in Dreikirchen bei Barbian zu nennen. In Anlehnung an die Überlegungen von Adolf Loos „Wie baut man in den Bergen“ beschäftigte sich **Welzenbacher** ausführlich mit dem Thema „Wie soll man Menschen in Massen in den Alpen Unterkunft und Verpflegung bieten, damit sie die Schönheit und Natur dieser Bergwelt erleben können?“. Mit seinen Bauten zeigte **Welzenbacher** einen eigenen Weg in der Formensprache, wie später **Franz Baumann** (1892–1974)

und **Siegfried Mazagg** (1902–1932), beides Tiroler Architekten. Wichtig für sie war die Form des Gebäudes, die bestimmt war durch den Bauplatz, die Lage und den Ausblick sowie die Berücksichtigung der Nutzerbedürfnisse. Die beispielhaften Bauten **Welzenbachers** sind maßgebend im Nordtiroler Raum anzutreffen. Der Einfluss **Welzenbachers** ist in Südtirol nur bei wenigen Bauten zu finden, Ausnahmen sind zum Beispiel der Hotelbau von Monte Rosa am Sellapass von Arch. **Ivo v. Tschurtschenthaler** (1885–1968) und der Gasthof Briol in Dreikirchen geplant von dem Maler **Hubert Lanzinger** (1880–1950).

Ab 1947 war **Welzenbacher** als Professor an der Akademie der Bildenden Künste in Wien tätig, wo einige der späteren Südtiroler Architekten studierten. Seine Lehre umfasste die Wertschätzung der Berge, das Bauen im Alpenraum mit dem sich immer mehr ausbreitenden Tourismus, der neue Gebäudetypologien forderte.

Einen anderen Weg zur Lösung dieser neuen Bauaufgabe zeigte **Clemens Holzmeister** (1886–1983), der von 1924–1938 als Professor an der Akademie der Bildenden Künste in Wien lehrte. Er selbst hatte an der Technischen Hochschule in Wien studiert. Trotz des rationalen Einflusses von Otto Wagner bevorzugte **Holzmeister** für seine Gebäude einen expressiv romantischen Formenkanon. So nimmt es nicht wunder, wenn er in der Hotelarchitektur in den Alpen das Tiroler Bauernhaus als Vorbild für die neue Bauaufgabe sah und diese Auffassung beim Bau des Hotels „Drei Zinnen“ in Sexten und des Hotels Post in St. Anton in Tirol zur Ausführung brachte. Mit seinem Studienkollegen **Luis Trenker** (1892–1990) als Partner realisierte **Holzmeister** jedoch auch Projekte in den klaren Formen der Architektursprache des Neuen Bauens, was sich bei dem Villenbau der Familie von Pretz (1926) in Bozen belegen lässt, der jedoch auch lokale Einflüsse wie das Laubenmotiv des Bogens aufweist.

Waren in den 20er-Jahren durch die geänderten politischen Verhältnisse in Südtirol nur vereinzelte heimische Architekten in der Lage, moderne Bauten, vorwiegend für Geschäftsleute zu errichten, konnte **Holzmeister** zusammen mit **Luis Trenker** in Bozen eine Siedlung mit 52 Wohnungen und zwei Geschäftslokale in Oberau planen, die in ihrer Ausführung an den sozialen Wohnungsbau im Wien der Zwanzigerjahre erinnert.

Zum Tragen kam die Architekturauffassung von **Clemens Holzmeister** vor allem beim Bau des Restaurants „Kalterer See“ (1952–53, abgetragen 2006?), einem Projekt des Südtiroler Architekten **Erich Pattis** (1902–1996), der bei **Holzmeister** an der Akademie in Wien studiert hatte. Allgemein hielt dadurch der Trend zur Nachahmung ländlicher Gebäudetypen für kommerzielle Zwecke Einzug, und dieses Klischee setzt sich bis in die Gegenwart, insbesondere im Hotelbau, fort.

Mehr dem Bauhausgedanken verpflichtet zeigt sich die Villa der Familie Lantieri von Architekt **Erich Pattis**, die 1932 in Bozen-Gries (Penegalstraße) gebaut wurde. In den 1930er-Jahren blieb **Pattis** dieser Architekturhaltung bei den Entwürfen mehrerer Villen treu, seine späteren Bauten weisen vermehrt traditionelle Formen und Bauelemente auf.

Franz Lotterberger (1903–1973), der ebenfalls bei **Clemens Holzmeister** studiert hatte, zeigt

Wohnhaus Galileistraße, Meran | Architekt: Karl Janeschitz | Baujahr: 1937 | Foto: Gadner + Partner, Meran





Villa Köllensperger, Bozen | Architekt: Luis Plattner
Baujahr: 1935 | Foto: Privatbesitz



Wohnhaus Altmann, Maretschgasse, Bozen | Architekt: Karl Watschinger
Baujahr: 1935 | Foto: Gadner + Partner, Meran

mit dem Bau der Villa Duse in Meran einen ziemlich klaren Einfluss des Bauhausgedankens. Eingangsbogen und Jalousien sind jedoch eine Reverenz an den Genius Loci.

Noch konsequenter in der Formensprache des Neuen Bauens zeigt sich das Mehrfamilienhaus von **Karl Janeschitz**, erbaut um 1937 am Hang des Küchelberges in Meran. Ebenfalls in dieser Architekturauffassung stehen die Villenbauten von **Luis Plattner** (1901–1976), der an der Technischen Hochschule in München studiert hatte. Beispielhaft für die Moderne ist das Projekt Plattners für das Wohnhaus Dr. Köllensperger in Bozen-Gries, das jedoch heute durch einen Dachaufbau einschneidend verändert worden ist.

Weitere Südtiroler Architekten, die ebenfalls mit der Formensprache der Moderne arbeiteten, sind unter anderen **Karl Watschinger** mit dem Wohnhaus Altmann (1935) in der Maretschgasse und **Heinrich Rössler** (1911–1976) mit dem Bau der Halle 1 der Bozner Messe (1953) in Zusammenarbeit mit **Guido Pelizzari** (1911–1976).

In der Architektur waren Anfang des 20. Jahrhunderts in Italien der Neoklassizismus und der „Stile Liberty“ tonangebend. Der Übergang zur Moderne vollzog sich im Vergleich zu den Nachbarländern eher zögerlich. Die Bewegung des Novecento und des Futurismus der Vorkriegszeit sind der Ausgangspunkt für die Entwicklung des italienischen Rationalismus. 1926 hatten Mailän-

der Architekturabsolventen den „Gruppo 7“ gegründet mit dem Anliegen, in enger Verbundenheit von Logik und rationalem Denken, eine neue Architektur zu schaffen.

Als in Italien die Moderne ihren Anfang nahm, herrschte bereits die faschistische Diktatur mit dem Anspruch, alle Bereiche des Lebens regeln zu müssen, so auch die Architektur. Anders als in den Nachbarländern waren die Vertreter des Rationalismus in Italien zu jener Zeit gezwungen – oder auch bemüht – dem Duce zu dienen. Nicht nur unter den Politikern, sondern auch in Architektenkreisen ging man dazu über, die moderne Bewegung des Rationalismus in der Architektur als faschistischen Stil zu bezeichnen, der jedoch später auf Anordnung des Duce zum Klassizismus der „scuola romana“ mit monumentaler Aussagekraft zurückkehrte.

Mit dem „Gruppo 7“ wird auch die Verbindung zur modernen Bewegung in den Nachbarländern hergestellt, die ansonsten sehr spärlich war. Nur bedingt war man gewillt, das neue Bauen von Walter Gropius und Mies van der Rohe anzuwenden, den „razionalismo“ sah man als nationale Architekturrichtung an. Wenige Kontakte und einzige Verbindung waren die Fachzeitschriften wie „Belvedere“ und „Casabella“ von **Edoardo Persico**, der die italienische Bewegung derjenigen von Gropius und Mies van der Rohe immer wieder gegenüberstellte (1930–1936).

Bereits ab Mitte der 1920er-Jahre hatten die neuen Machthaber in Bozen begonnen, ihre Ideologie mit faschistischer Macht- und Repräsentationsarchitektur zu manifestieren. Der Regimearchitekt **Marcello Piacentini** (1881–1960) konnte nicht nur zahlreiche Monumentalbauten in Bozen realisieren wie das Siegesdenkmal und den Sitz des Armeekommandos, sondern war auch maßgeblich am Projekt für die neue Stadterweiterung beteiligt. Die Bedeutung der Architektur als

öffentlich wirkende Kunst wurde vom Regime zielgerichtet eingesetzt. Die Herrschaftsgebäude für die Partei und öffentliche Bauten wie Bahnhof und Brücken sind Beispiele des monumentalen Klassizismus, während Schulen, Sportanlagen und Freizeiteinrichtungen dem Rationalismus verpflichtet sind.

Einen größeren Bezug zum Bauhaus in ihrer planerischen Ausdrucksform haben die Bauten für die faschistische Jugend (G.I.L.) der Architekten **Francesco Mansutti** und **Giuseppe Miozzo**, die sie für die ONB (opere nazionale balilla) 1933–1940 in Bozen, Brixen und Meran mit sich wiederholenden Planungsmerkmalen errichten konnten. Ende der 1990er-Jahre wurde der denkmalgeschützte Baukomplex in Bozen renoviert und erweitert und ist heute Sitz der Europäischen Akademie. Nach der Besetzung aller öffentlichen Stellen und dem Verbot der Südtiroler Vereinigungen in den 1920er-Jahren war auch der Südtiroler Architektenschaft jeder Auftrag für öffentliches Bauen verwehrt, und so wurden vornehmlich regimetreue Architekten ins Land gerufen, um auch mit den Bauten die Italianisierung zu manifestieren.

Einigen Südtiroler Architekten gelang es, meist in Zusammenarbeit mit italienischen Kollegen, an öffentliche Aufträge heranzukommen. **Willy Weyhenmeyer** (1888–1977) realisierte mit **Ettore Sottsass** (1917–2007) aus Mailand den Bau des Bozner Lidos (1931) im Stil des Rationalismus, eine Freizeitanlage, die durchgängig dem Bauhausgedanken in der Klarheit der Linien und im künstlerischen Umgang mit Stahlbeton folgt und auf Monumentalität verzichtet. **Willy Weyhenmeyer** hatte in Stuttgart bei Paul Bonatz studiert und brachte somit einen nicht unwesentlichen Beitrag der deutschen Moderne nach Südtirol.

Auch **Luis Plattner** (1901–1976) gehörte zu den wenigen Südtiroler Architekten, die in dieser Zeit öffentliche Aufträge zusammen mit italienischen Kollegen bearbeiten konnten. So war er mit **Guido Pelizzari** (1898–1978) und anderen mit dem Bau der „Casa Littoria“, dem heutigen Finanzamt (gegenüber dem Justizpalast), beauftragt worden, ein Gebäude zwischen Tradition und Modernität, das mehr der Repräsentation des Regimes als der Formensprache der Moderne verpflichtet ist.

Architekten und Professoren, die in dieser Zeit ausgebildet und gelehrt haben, vertraten zunächst noch die alten Stilrichtungen und zeigten sich erst später gegenüber der Moderne aufgeschlossen. Wesentlichen Einfluss auf die Architekturentwicklung hatten Architekten wie **Carlo Mollino** (1905–1973), **Giovanni Michelucci** (1891–1990), **Adalberto Libera** (1903–1963), **Luigi Figini** (1903–1984), **Gino Pollini** (1903–1991) und auch **Gio Ponti** (1891–1979) und **Ettore Sottsass** (1917–2007).

Zu den Studenten von **Giovanni Michelucci** in Florenz, der mehrere Generationen von Studenten vom „neo-rinascimento“ zur Moderne führte, gehörte auch der Südtiroler Architekt **Anton Abram** (1908–1982). Mit dem Bau der Messehalle 3 (inzwischen abgebrochen) gab **Anton Abram** Zeugnis dieser kompromisslosen Haltung seines Professors zur Moderne.

Armando Ronca (1901–1970) arbeitete nach seinem Studienabschluss

bei **Carlo Mollino** und **Ettore Sottsass** in Mailand, bevor er seine zahlreichen Bauten in Bozen und Meran im Stil der Moderne verwirklichen konnte. Waren die Gebäude in der Drususstraße in Bozen noch mit einer gewissen Monumentalität (des movimento moderno italiano) behaftet, so zeigt sein Schaffen nach 1945 entschieden mehr Bezug zum internationalen Stil. Mit der Beauftragung des Wiederaufbaus des Schülerheims Rainerum in Bozen in der Carduccistraße im Jahr 1950 findet **Ronca** zurück zur modernen Bewegung. Bei diesem Projekt arbeitet **Ronca** mit den Stilelementen der klassischen Moderne und des Funktionalismus, charakterisiert dieses Gebäude durch ein Rastermodul, eine sichtbare Tragkonstruktion in vertikaler und horizontaler Richtung und betont die Geschossigkeit. (Durch Sanierungsmaßnahmen ist die Fassade heute völlig verändert.) Sein reifstes Werk entstand mit dem Bau des Hotels „Eurotel“ (1960) in Meran, der in seiner konsequenten Durcharbeitung mit den Stilelementen der Moderne dem Konzept der Wohnanlagen (unite d’abitation) von Le Corbusier folgt. In **Roncas** Büro haben einige der Südtiroler Architekten gearbeitet wie zum Beispiel **Gigi Dalla Bona** oder **Antonello Marastoni**.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Situation für die Wiederaufnahme des Baugeschehens der Moderne in Südtirol eng verbunden mit den Gegebenheiten in den europäischen Ländern.

Nach 1945 wird in Italien kaum gebaut; anders als in Deutschland ist wenig Bausubstanz zerstört worden. So richtete sich die Tätigkeit der Architekten in Italien mehr auf das Studium der Bautechnik und auf die Architekturrichtung des organischen Bauens. Man bezog sich dabei auf Bauten von **Frank Lloyd Wright** oder **Alvar Aalto**. Beispiele für diese Architekturauffassung sind das Krankenhaus für Traumatologie von **Giuseppe Samonà** (1898–1983) oder die Villen von **Bruno Zevi** (1918–2000). Nicht zuletzt ging es auch um konkrete Bauaufgaben, insbesondere um die Beschaffung von Wohnraum. In der Theorie beschäftigte man sich mit der Schönheit der Konstruktion und des Materials, was in der Praxis hervorragende Bauwerke hervorbrachte, wie die Kirche „Madonna dei Poveri“ in Mailand (**Figini** –



Eurotel, Garibaldistraße, Meran | Architekt: Armando Ronca | Baujahr: 1960 | Foto: Gadner + Partner, Meran

Pollini 1952), die Sparkasse in Florenz (Michelucci 1957), den Palazzetto dello Sport in Rom (Pierluigi Nervi 1958) und das Ladengeschäft Olivetti in Venedig (Carlo Scarpa 1959). Das augenfälligste Beispiel des „neorealismo“ bleibt der enorme Wohnbau „Quartiere Tiburtino“ in Rom (C. Aymonino – L. Quaroni – M. Ridolfi).

Diese beiden Tendenzen wurden an den italienischen Hochschulen gelehrt und durch die entsprechenden Professoren vermittelt. Vertreter des „neorealismo“ waren Ludovico Quaroni in Rom und Carlo Aymonino (1926–2010) in Venedig. Die Theorie des organischen Bauens lehrten Bruno Zevi (1918–2000) in Rom und Giuseppe Samonà in Venedig. Carlo Scarpa (1906–1978), der zu dieser Zeit auch als Professor in Venedig tätig war, ist dagegen keiner dieser Tendenzen zuzuordnen.

Die Architekten Gigi Dalla Bona (1926–1999) und Jole Zamolo (*1927) studierten während dieser Zeit in Venedig, und ihre gemeinsamen Bauten wie das Turmhaus (1958) in der Weintraubengasse in Bozen und das Elektrizitätswerk in Naturns zeigen deutlich die Architekturrichtungen, die in Venedig in der Nachkriegszeit vermittelt wurden.

In Deutschland war die Architektur durch den Wiederaufbau gekennzeichnet, der hauptsächlich durch den handwerklichen Charakter ge-

prägt war, aber auch hypermoderne Bauten hervorbrachte, wie das Stadttheater in Kassel (H. Scharoun), die Liederhalle in Stuttgart (R. Gutbrod) oder das Mannesmann-Hochhaus in Düsseldorf (Schneider-Essleben).

Die beiden konträren Tendenzen, eine Kluft zwischen Handwerk und Industrie, die Gropius 1919 durch das Bauhaus überbrücken wollte, standen sich in der Ausstellung „Interbau“ 1957 auf dem Gelände des vollkommen zerstörten Hansviertels in Berlin gegenüber.

In Österreich hatte die Architektur der Moderne mit dem Anschluss an Deutschland ihr Ende gefunden. In den Nachkriegsjahren zählte auch in Österreich – neben den theoretischen Fragen des Städtebaus – der Wiederaufbau zu den dringlichsten Aufgaben.

Roland Rainer (1910–2004) beschäftigte sich intensiv mit dem Thema des Wohnungsbaus, seine Theorien lassen sich im Wesentlichen auf die Gartenbau-Ideen von Adolf Loos und des Wiener Werkbundes zurückführen. Dagegen haben Rainers Bauten, besonders die Stadthallen, die er u.a. in Wien, Ludwigshafen oder Bremen realisieren konnte, einen ausgeprägt konstruktiv-monumentalen Charakter.

Zeitgleich mit Roland Rainer war Clemens Holzmeister (1886–1983) wieder als Professor an der Akademie der Bildenden Künste tätig, der die Architekturdiskussion in Wien nach dem Krieg wieder in Gang brachte und mehrere Architektengenerationen ausgebildet hat.

Auch Südtiroler Architekten waren bei Holzmeister und Rainer in der Nachkriegszeit an der Akademie in Wien, sie kehrten aufgrund der Nichtanerkennung ihres erworbenen Diploms von Seiten des italienischen Staates entweder nicht in ihre Heimat zurück oder konnten nur bedingt beruflich arbeiten.

Einer der wenigen Südtiroler, die in jener Zeit in Wien an der Technischen Hochschule studierten, war Franz Prey (*1921). Seine Bauten



Gebäude, Weintraubengasse, Bozen | Architekt: Dalla Bona, Zambolo | Baujahr: 1958 | Foto: Gadner + Partner, Meran



Elektrizitätswerk Naturns | Architekten: Dalla Bona, Zambolo, Willi Gutweniger | Baujahr: 1964 | Foto: Gadner + Partner



Wohnhaus Franziskusstraße, Meran | Architekt: Hermann Delugan | Baujahr: 1960 | Foto: Gadner + Partner

sind dem Stil des Funktionalismus zuzuordnen. Sowohl das Haus Fellin in Brixen (1974) als auch das Wohnhaus in Kiens (1972) folgen in Form und Grundriss der Formensprache der Moderne mit der Ausbildung als Stahlskelettbau, freischwebender Dachrahmenkonstruktion und der großzügigen Verglasung. Ein Vergleich mit den zahlreichen Villen von **Richard Neutra**, den **Prey** nach seinen eigenen Aussagen als Vorbild hatte, bietet sich an.

Weit offener als in Wien war die Bereitschaft zum Architekturdiskurs in der Nachkriegszeit an der Grazer Technischen Hochschule. Professoren wie **F. Zotter** oder **R. Lorenz**, später auch **Ferdinand Schuster** und der Bauhausschüler **Hubert Hoffmann**, ließen ihren Studenten weit mehr Freiraum bei der Interpretation und Gestaltung der Entwurfsaufgaben, waren jedoch bedacht, die Ziele der Moderne zu vermitteln, die verloren schienen.

Othmar Barth, **Helmut Maurer** und **Rudi Zingerle** (*1928) beendeten ihr Studium in Graz anfangs der 50er-Jahre. Sie stellten die erste Generation dar, die den durch zwei Kriege verloren gegangenen Architekturdiskurs der Moderne in Südtirol wiederaufnahmen.

Auch **Arno Hofer** (*1923) gehört zu diesen Absolventen aus dem Graz der frühen Nachkriegszeit, ab 1957 betreibt er sein eigenes Büro in Bozen und baute in seiner Heimatstadt unter anderem das Theaterkulturhaus „Walther von der Vogelweide“. Hofers Projekte entstehen in Zusammenarbeit mit **Helga Ehall-Hofer** (*1928), seiner Büropartnerin und Ehefrau; sie zählt zu den wenigen Frauen, die als Architektinnen in jenen Jahren in Südtirol tätig waren.

Othmar Barth (1927–2010), der später sehr viel für die Kurie baute, errichtete die Cusanus-Akademie in Brixen (1962) und die Fachlehranstalt für Frauenberufe in Tschötsch / Brixen (1971) in Anklang an und mit dem Vokabular von Le Corbusier.

Auch die Bauten von **Helmut Maurer** (*1927) sind der Formensprache von Le Corbusier verpflichtet, das zeigen seine Gebäude wie das Schülerheim in Mals (1970), der Kindergarten (1970) in der Horazstraße in Bozen, das Kulturhaus (1970) in Kurtatsch oder das Bildungshaus Lichtenburg in Nals.

Beeinflusst von den Lehren des Bauhauses und in direkter Verbindung damit stand **Hermann Delugan** (1927–2004), der an der Hochschule für Gestaltung in Ulm, der Nachfolgerin des Bauhauses in Dessau, studiert hatte. Die Ähnlichkeit der Verhältnisse nach dem Ersten Weltkrieg war der Auslöser, nochmals ein Bauhaus zu errichten, das **Max Bill**, ein ehemaliger Student von **Walter Gropius**, mit der Hochschule für Gestaltung ins Leben rief und das von **Gropius** selbst 1955 eröffnet wurde.



Student der ersten Stunde war **Hermann Delugan** aus Meran. Seine Professoren in Ulm waren unter anderem **Konrad Wachsmann**, **Otl Aicher**, **Max Bill** und andere, die Schüler von **Walter Gropius** waren.

Delugans Wohnhaus (1962) für die Familie Wohl in Meran-Obermais, in stark terrassiertem Gelände gebaut, erinnert in seinem architektonischen Ausdruck an das Haus Kaufmann in Palm Springs in Kalifornien von **Richard Neutra**, das als typisches Beispiel des Internationalen Stils gilt. Das Wohnhaus Wohl wurde in den 1980er-Jahren durch Umbauten verändert. Einem klaren Formenausdruck und der Moderne verpflichtet zeigt sich auch heute noch unverändert **Delugans** Mehrfamilienwohnhaus in Meran in der Franziskusstraße (1960), das, in Grundriss und Fassadengestaltung auf das Wesentliche reduziert, den heute im Trend liegenden Minimalismus vorweggenommen hat.

Walter Gadner und Magdalene Schmidt

Schülerheim Mals | Architekt: Helmut Maurer
Baujahr: 1970 | Foto: Arch. Maurer, Bozen



Heimo Zobernig
Landesberufsschule Bozen
KUNST HAND WERK BERUF INDUSTRIE SCHULE GEWERBE, 2007
Textinstallation, Folien auf Glas
Architektur: Höller & Klotzner Architekten
Foto: L. Degonda

KUNST AM BAU oder wie viel künstlerische Freiheit verträgt die Architektur?

Versuch einer Antwort

Bei dieser Frage stellt sich bei mir gleich die Gegenfrage: Wie viel Architektur verträgt die Kunst? Die Antwort lässt sich schwer in wenige Worte fassen – zumal Worte nie die räumliche Erfahrung ersetzen können. Es gibt keine pauschale Formel, weil die Antwort vom jeweiligen Kontext abhängt und von der künstlerischen Haltung, die auf diesen Kontext trifft. Vor allem geht es darum, die künstlerische „Akustik“ eines Raumes abzutasten und die „Lautstärke“ einer Intervention darauf abzustimmen. Ausschlaggebend ist, dass die gegenseitige Eigenständigkeit respektiert wird und der Handlungsspielraum offen bleibt.

Kunst am Bau – Kunst und Bau – Kunst im öffentlichen Raum: Varianten, unterschiedliche Formen einer Beziehung, eines Dialoges, nicht nur mit der Architektur, sondern auch mit der

Umwelt und der Gesellschaft. Die Frage sollte eigentlich lauten: Wie viel Kunst verträgt die Gesellschaft?

Die Antwort findet sich nicht in den Geschichten des Realisierten, sondern in den Berichten des Gescheiterten: Exemplarische Beispiele sind etwa der vom Künstlerkollektiv Gelitin für die Pädiatrie des Meraner Krankenhauses entworfene Operationssaal für Kuscheltiere, die von Ernst Trawöger und Martin Walde projektierte Vogelstation an der Einfahrt ins Villnößtal, die von Heinz Mader für den Großen Graben in Brixen vorgeschlagene Wappenskulptur oder die für die Eurac von Maurizio Nannucci und Bernhard Leitner angedachten Licht- und Toninstallationen. Das Scheitern wird von den Auftraggebern von Fall zu Fall unterschiedlich – psychologisch, bürokratisch, budgetär – gerechtfertigt.

Am Anfang jeder Auseinandersetzung mit Kunst am Bau steht die Identifikation des Raumes als Ort. Thema sind nicht nur die architektonischen und funktionellen, sondern auch die historischen, sozialen, psychologischen und emotionalen Rahmenbedingungen. Die

Antworten einer Intervention sind vielfältig. Sie können sich als autonomer Kommentar gestalten oder fast mimetisch in den Kontext einschreiben. Letztere Praxis hat gerade auch in Zusammenhang mit meinen eigenen Vorschlägen oft Grundsatzdebatten zum Kunst-am-Bau-Begriff ausgelöst. Gehört etwa ein konzeptuelles Farbkonzept noch zur Architektur oder ist es schon Kunst? Für „Das Schwarze Brett“ bzw. die entsprechend schwarze Wand, die im Bozener Realgymnasium eingezogen wurde, bedurfte es als Antwort auf den Einspruch seitens der Lehrer und Eltern einer externen Expertise durch den Wiener Architektur- und Kunsttheoretiker Friedrich Achleitner. Oder ein jüngeres Beispiel: Darf eine Künstlerin wie Maria Eichhorn als „Kunst am Bau Projekt“ für die Freie Universität Bozen eine Studentenzeitung konzipieren? Der Prototyp mit der Nullnummer hängt heute gerahmt wie eine Grafik an der Wand vor der Universitätsbibliothek, wobei sich die Intervention weniger in die Architektur als den Geist des Hochschulbetriebes einschreiben wollte.

Im Unterschied zum Kunstmuseum ist die Begegnung mit Kunst am Bau oder im öffentlichen Raum eine unerwartete und zufällige. Sie kann sich autonom behaupten, wie die Stahlkugel des Franz Messner auf dem Grundstück von Nicolussi-Leck in Frangart, oder subtil kontext- und ortsbezogen sein wie die von Franziska und Lois Weinberger verpflanzte Bronzewurzel in der Mittleren Festung der Franzensfeste. Der Begegnung mit dem Kunstwerk im öffentlichen Raum geht kein Ritual voraus, üblicherweise gibt es keine Überwachung, keine Schranke, keinen Filter, keine Einführung. Es ist eine Begegnung in der Alltäglichkeit und in der Gewöhnlichkeit, die dann umso mehr für Aufregung

und Furore sorgen kann, wie aktuell der von Maurizio Cattelan vor der Mailänder Börse installierte gigantische Mittelfinger „L.O.V.E.“ aus Carrara-Marmor oder die vor einigen Jahren von der Künstlergruppe Gelitin auf dem Salzburger Max-Reinhardt-Platz installierte Fontäne in Form eines Riesen, aus dessen Mitte das Wasser zurück in die Mundöffnung spritzte, mit dem bezeichnenden Titel „Arc de Triomphe“. In der unvermittelten Begegnung eines gleichermaßen kompromisslosen wie konsequenten und hinter sinnigen Kommentars liegen Chance und Risiko der künstlerischen Intervention im (ungeschützten) öffentlichen Raum, aber auch die Herausforderung an eine bestimmte Resistenz und an ein würdevolles Altern. Für mich geht es heute um eine Neuinterpretation der vielzitierten „Einheit Baukunst“ im Sinne eines Dialoges mit der ideologischen, kulturellen oder sozialen Konstruktion eines Raumes oder Kontextes. Darin liegen der Reiz und die Wirksamkeit von Kunst am Bau, die sich im kunstfremden Kontext bisweilen effektiver manifestieren kann als innerhalb des gewohnten Betriebssystems Kunst.

Manfred Alois Mayr

Hans Kupelwieser
Große Skulptur für kleinen Balkon, 2005
Pneumatische Plastik (Aluminiumskulptur)
Barth Innenausbau, Brixen
Architektur: Gerd Bergmeister Architekten und Christian Schwenbacher
Foto: J. Eheim



Esther Stocker
Silo Barth, 2006
Nitrolack auf Eisen, Umfang 15,70 m
Barth Innenausbau, Brixen
Foto: J. Eheim

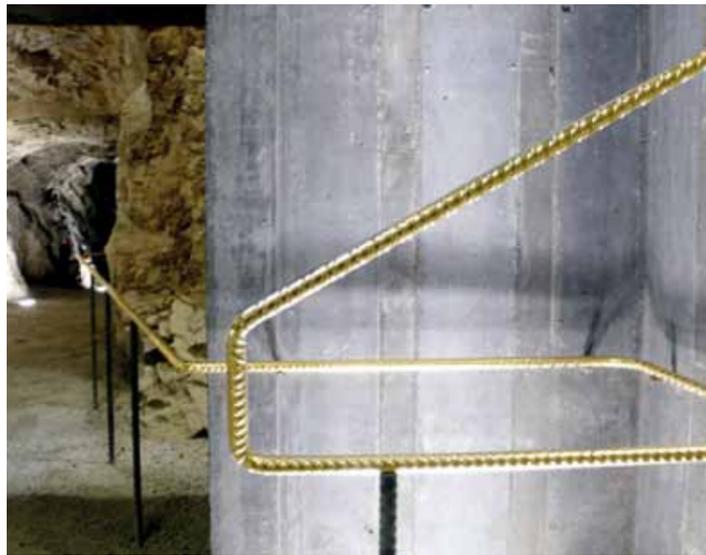




Erik Steinbrecher
Volksbank, 2002
Holz lackiert, 110 x 60 x 984 cm
Freie Universität Bozen
Kurator: Erik Steinbrecher
Architektur: Bischoff & Azzola
Foto: E. Steinbrecher



Gottfried Bechtold
Zwischenzeit, 2001
Begehbarer Großplastik, Sichtbeton,
151 Platten je 200 x 200 x 10 cm
Länge ca. 302 m
Südtiroler Landesmuseum für Kultur-
und Landesgeschichte Schloss Tirol
Kuratorin: Marion Piffer-Damiani
Architekten: Walter Angonese, Markus Scherer, Klaus
Hellweger
Foto: M. A. Mayr



Manfred Alois Mayr
Goldlauf, 2009
Baustahl 24 Karat vergoldet, ø 3 cm, L 120 m
Festung Franzensfeste
Kuratorin: Marion Piffer-Damiani
Architektur: Markus Scherer, Walter Dietl
Foto: M. A. Mayr



Franz Messner
Kugel, 1995
Rostfreier Stahl, drehbar,
ø 8 m, Gewicht 8 Tonnen
Karl Nikolussi-Leck, Hochfrangart - Eppan
Foto: F. Messner



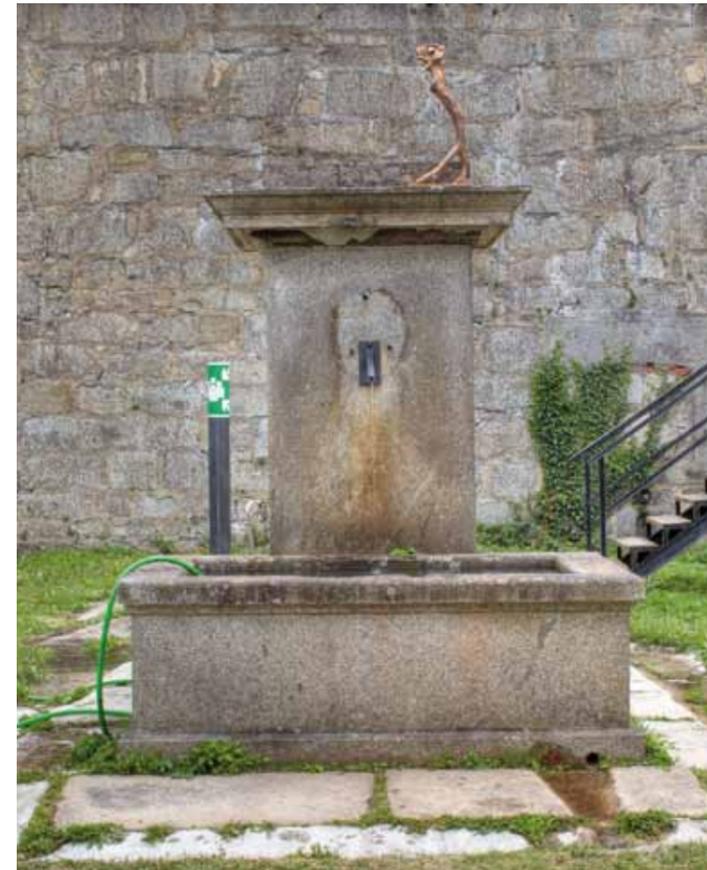
Hans Knapp
Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?
2006/2007
Plaketten oval, verschiedene Textausschnitte
Völs am Schlern
Foto: H. Knapp



Carmen Müller
Unterm Hollerbusch, 2007
(Ausschnitt) Holz lackiert, Gips perforiert
Bahnhof-Buffer Latsch
Architektur: Walter Dietl
Foto: C. Müller



Brigitte Kowanz
Zivilschutz, 2008
Permanente Installation, Neon
Zivilschutzzentrum Bozen
Kuratorin: Marion Piffer-Damiani
Architektur: Pardeller Putzer Scherer
Foto: Atelier Kowanz



Franziska & Lois Weinberger
Franzensfeste, 2009
Bronzeguss
Festung Franzensfeste
Kuratorin: Marion Piffer-Damiani
Architektur: Markus Scherer, Walter Dietl
Foto: G. R. Wett



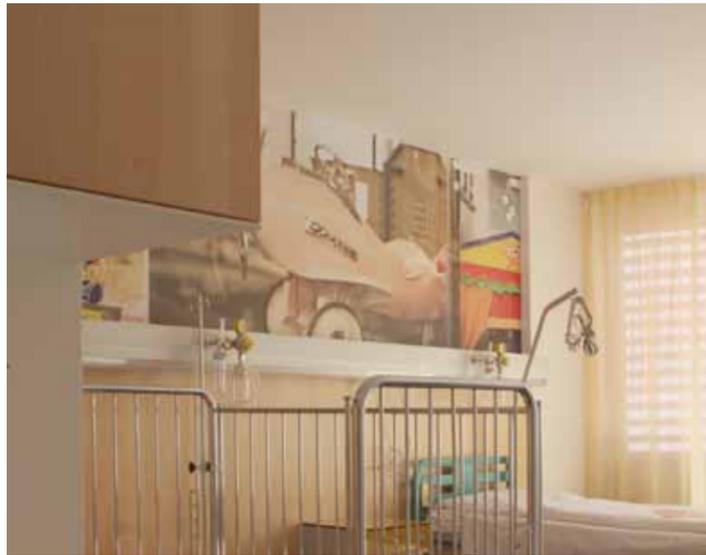
Lawrence Weiner
Brought about, 2003
Schriftinstallation
und **Heiner Gschwend**
Fassadengestaltung, 1968
A. Rieper AG Vintl (BZ)
Kurator: Andreas Hapkemaeyer
Architektur: Werner Franz
Foto: A. Chemollo



Erich Kofler-Fuchsberg
Mutterkuchen, 1991
Weißer Marmor (Carrara), grüner Serpentin (Val Malenco),
7,5m x 5m x 0,60 m ca.
Grundschule / Kindergarten Staben - Naturns
Architektur: Paul Gamper
Foto: E. K. Fuchsberg



Eduard Habicher
AB-GRUND, 2005
Baustahl lackiert, H 30 m
MMM – Messner Mountain Museum
Firmian, Schloss Sigmundskron bei Bozen
Foto: C. Martinelli



Martina Steckholzer
In and out of, 2008
Permanente Installation, Inkjetdruck
44 Fotografien je 410 x 110 cm
Krankenhaus Brixen
Kuratorin: Marion Piffer-Damiani
Architektur: Pardeller Putzer Scherer
Foto: M. Steckholzer



Walter Niedermayr
Buch Manincor. Neuer Weinkeller 2005
Fotografische Bildserien
Weingut Manincor, Kaltern
Kurator: Walter Angonese
Architektur: Angonese 2 / Boday / Köberl
Foto: Archiv Bildraum - Manincor 2005



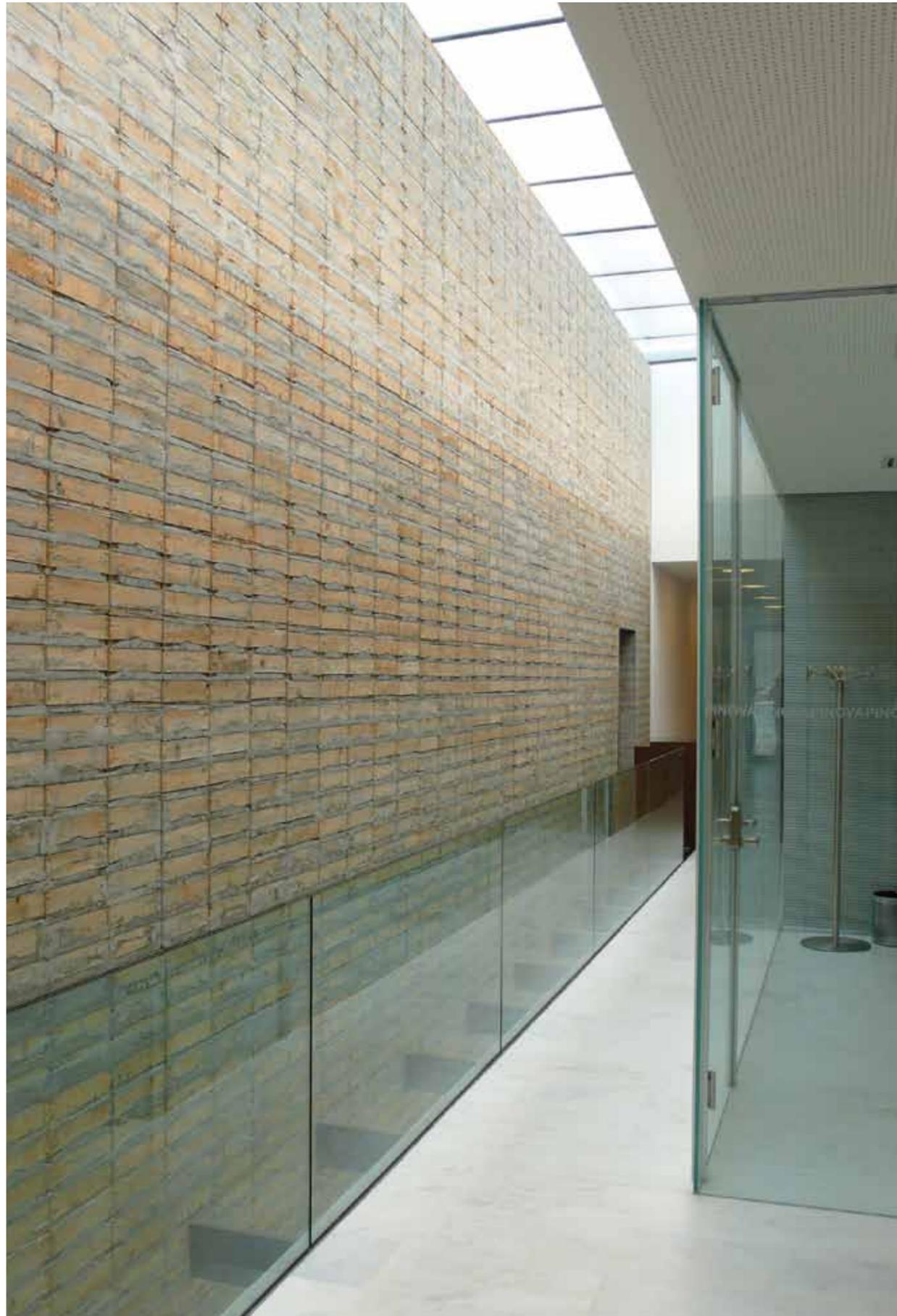
Manuela Kerer
Incantatrix, 2010
Komposition, Klanginstallation
Manfred Alois Mayr, Mythenraum 2010
Besucherzentrum Karersee,
Landesbetrieb für Forst- und Domänenverwaltung
Kuratorin: Petra Paolazzi
Architektur: Walter Angonese
Foto: M. A. Mayr



Philipp Messner
Volume/n (cmyk), 2006-07
Pigmentdruck auf Aluminium, ca. 11 x 5 x 5 m
Handelskammer Bozen
Architektur: Wolfgang Simmerle
Foto: Handelskammer Bozen



Arnold Mario Dall'O
Aussichtsturm für einen Hasen, 2007
Bronze oxydiert, teilweise poliert, Sockel in Beton,
Wasserbecken
470 x 220 x 160 cm
Modell in Holz: Albert Moroder
Haus der Tierzucht, Bozen
Architektur: Albert Mascotti
Foto: O. Opitz



Manfred Alois Mayr

Steigenwand, 2008

Ein Kernstück der architektonischen bzw. der künstlerischen Gestaltung des neuen Vi.P-Gebäudes (Landw. Gesellschaft) in Latsch (BZ) bildet die großformatige skulpturale Steigenwand von Manfred Alois Mayr. Das Werk des Künstlers zeichnet sich grundsätzlich durch eine langjährige Erfahrung im Umgang mit ortsspezifischen Kunstinterventionen aus. Der Raum und sein Inventar, die Vergegenwärtigung der sich darin abspielenden Handlungen, Geschichten und Erinnerungen stehen im Zentrum der Untersuchungen. Im Falle der Vi.P werden das „Magazin“ und seine Funktion als Lagerraum für bewusst gebildete Vorräte zum Thema einer raumgreifenden Wandskulptur aus einbetonierten Obststeigen. Ausgangsmoment sind der kontinuierliche Wandel und Wechsel dieses Arbeitsumfeldes zwischen dem Füllen und Leeren der Kisten. In der skulpturalen Umsetzung werden diese Handlungen festgehalten: Indem die Betonmasse in die leere Kistenwand einfließt, gerinnt derselbe Leerraum zu Volumen und zeugt wiederum von einer potentiellen überquellenden Fülle. Abgesehen davon hat sich der Künstler von den Spontanarchitekturen inspirieren lassen, die aus den leeren Obstkisten gelegentlich für die unterschiedlichsten Feste und Veranstaltungen fabriziert werden.

Marion Piffer-Damiani



Manfred Alois Mayr
Steigenwand, 2008
Obststeigen, Beton, 8,24 x 13,40 m
Vi.P - Landw. Gesellschaft, Latsch
Architektur: Arnold Gapp
Foto: M. A. Mayr



Christoph Hinterhuber | „de-decode de-recode re-decode re-recode“, alte Hungerburgbahnbrücke Innsbruck 2009 | Foto: Wolfgang Thaler

Künstlerische Interventionen an/um/in Architekturen in Tirol ab 2000

Die Kunstförderung „Kunst am Bau“ wurde 1949 von der Tiroler Landesregierung vor allem zur Überbrückung der wirtschaftlichen Notlage der Künstler/-innen ins Leben gerufen. Bei der in den 1950er-Jahren geprägten Kunst-am-Bau-Tradition ging es in erster Linie um die nachträgliche Verschönerung bestehender Architekturen. Der Begriff hat sich verändert und erweitert und heute wird darunter viel mehr als nur die direkte Verbindung von Kunst zu einem Bauwerk verstanden. Vielmehr ist Kunst am Bau zu einem Teil von Kunst im öffentlichen Raum geworden. Der applikative Charakter von Kunstwerken wird oftmals hinterfragt und vielmehr mit unterschiedlichen künstlerischen Strategien der vorgefundene Raum mit örtlichen Interventionen bespielt. Das Spektrum reicht von Farbgestaltungen und -konzepten, grafischen Leitsystemen, der Bespielung von Fassaden und künstlerischen Interventionen im Innen- und Außenraum, von der Integration neuer Medien

bis hin zu prozesshaften Projekten. Im Idealfall wird heute schon während des Baus Kunst im Konzept mitgedacht und eingebunden. „Kunst im öffentlichen Raum ist eine soziale Erfindung und tritt in einen Dialog mit der Gesellschaft“, wie Hemma Schmutz als Vorsitzende des Fachausschusses *>Bauen+Kunst<*, Salzburg, anmerkt (www.kunstambau.at/). Dass dieser Dialog mitunter auch schwierig sein kann, zeigen einige öffentlichen Werke Max Weilers, wie die Wandmalereien im Innsbrucker Hauptbahnhof, die zur Zeit ihrer Fertigstellung heftig diskutiert wurden. Fünfzig Jahre später wurden die Wandgemälde mit großem Aufwand abgenommen, restauriert und 2004 im neuen Bahnhof aufgehängt, zwar nicht wie ursprünglich gegenüber, sondern nebeneinander. Auch in jüngerer Zeit gab es beispielsweise mit Lois Weinbergers Arbeit „Garten – eine poetische Feldarbeit“ aus Rippentorstahl und Vegetation, das bei der Errichtung der SOWI 1999 installiert wurde, Diskussionen. Die fehlende offene Wettbewerbssituation, die Vergabemodalitäten und die Tatsache, dass in Bezug auf Bauten der öffentlichen Hand keine fixen Summen für künstlerische Projekte zweckgebunden werden müssen, wird von Künstler/-innen und Interessenvertretungen immer wieder kritisiert. Der Vorschlag, dass aus einer festgelegten Prozentangabe bei öffentlichen Bauten die Gelder in einen Pool flie-

ßen sollten und so für unterschiedliche Zwecke verwendet werden könnten, wie etwa in Niederösterreich oder seit 2005 auch in der Steiermark, wurde schon 2002 von der „plattform kunst~öffentlichkeit“ formuliert.

Im Folgenden eine Auswahl von realisierten künstlerischen Interventionen rund um Architekturen der letzten zehn Jahre:

In der Innsbrucker Innenstadt sind einige Bauprojekte verwirklicht worden, bei denen künstlerische Arbeiten initiiert wurden, wie zum Beispiel beim neuen Innsbrucker Rathaus, geplant vom französischen Architekten Dominique Perrault. 13 Künstler/-innen wurden vom Kuratorenteam Silvia Eibelmayer und Edelbert Köb ausgewählt, den öffentlichen Bereich der Stadtverwaltung im Rathauskomplex mit zu gestalten. Weithin sichtbar sind die von Peter Kogler gestaltete südliche Glasfassade des Turms mit zwischen den Glasscheiben gedruckten Röhrensystemen und Isa Genzkens überdimensionales Ohr an der nördlichen Kaminwand. Daniel Buren gestaltete Glasdachelemente in Farbe, die je nach Tageslichtsituation unterschiedliche Innenraumstimmungen schaffen. An den beiden Stirnwänden des Plenarsaales nimmt die Arbeit von Heinz Gappmayr direkt Bezug auf die Funktion des Raumes. Matt Mullican, Walter Obholzer, Eva Schlegel und Ernst Trawöger sind die Künstler/-innen der Screens vor dem Bürgerservice in den RathausGalerien, die quartalsweise gewechselt werden. Mit der Geschichte oder der Funktion des Rathasteils an der Fallmerayerstraße befassen sich Milica Tomic, Ricarda Denzer, Dorit Margreiter, Martin Gostner und Josef Dabernig in ihren Arbeiten.

Für den Neubau des Landhauses 2, eröffnet 2005, wurden Künstler/-innen ausgewählt, für unterschiedliche Bereiche innerhalb des neuen Büro- und Verwaltungsgebäudes künstlerische Konzeptionen zu entwickeln. Ernst Caramelles künstlerische Intervention im Mittelatrium hat die Form eines Kugelaufzugs, eine mobile Skulptur, deren hängende, farbige Kugeln sich in scheinbar zufälligem Rhythmus auf und ab bewegen. Andrea van der Straaten installierte 47 Kettenzug-Rollos, als überdimensional große Post-its mit für die Bürowelt typischen Kurzmitteilungen – eine Reflexion und Kommentar zu den veränderten Arbeitsbedingungen im Büro. Lois und Franziska Weinberger entwickelten für das Landhaus eine poetisch-politische Feldarbeit – als offenes System anhand einer fiktiven Kartografie und der Sicht ins Detail, die im Gebäude immer wieder auftauchen. Jun Yang beschäftigt sich in seiner Intervention mit Landschaften = Land = Staat = Nationalität, die er im Bereich der Abteilung Staatsbürgerschaft installierte. Ulrich Schmidts fotografische und filmische Dokumentation des Neubaus ist im Gebäude zu sehen. Ein prozesshaftes, interaktives Projekt wurde mit dem kunst.büro von Andrea Baumann, Michaela Niederkircher, Robert Pfurtscheller und Christine S. Prantauer verwirklicht, das ein Jahr lang im Landhaus 2 öffentlich zugänglich war.

Im Zuge der Umstrukturierung des Innsbrucker Sparkassenplatzes wurde auch die visuelle Lichtinstallation „47,16 Grad Nord“ von Peter

Sandbichler 2005 im Passagebereich zur Maria-Theresien-Straße umgesetzt. Die exakten Zeiten des Sonnenstandes sind konzeptuelle Grundlage für die Bespielung einer durch die gesamte Länge der beiden Glasvitruin laufenden Wand mit LED-Leuchten. Diese werden mit zwei unterschiedlichen Farben so angesteuert, dass eine Farbe jeweils den Nachtanteil und die andere den Tagesanteil repräsentiert.

Für das neue Medizinzentrum in der Anichstraße, entworfen von Katzberger+Loudon, wurden Arbeiten von Peter Kogler, Martin Walde und Otto Zitko im Innenraum des Baus integriert. An der Fassade ist Heimo Zobernigs Schriftzug „Heilkunst – Medizin“ zu lesen. Die Eingangstür verschiebt beim Öffnen und Schließen das Wort, und ruft damit den Benutzerinnen und Benutzern beim Betreten des Hauses dessen Funktion ins Gedächtnis.

Für den Neubau der Universitäts- und Landesbibliothek Innsbruck, geplant von Ralf Eck, Peter Reiter und Dietmar Rossmann, wurde 2008 für den von der BIG ausgeschriebenen Kunst- und Bau-Wettbewerb Georgia Creimer ausgewählt, die mit ihrem künstlerischen Konzept unter dem Titel „On Stones“ den öffentlichen Stadtraum mit dem Innenraum der Bibliothek verbindet. An den Glasbrüstungen auf dem Platz ist der Text aus dem Buch „Der fliegende Berg“ von Christoph Ransmayr in der Handschrift des Schriftstellers zu lesen. In den Lichthöfen sind konzentrische Kreise, in deren Zentrum tonnenschwere Findlingssteine aus der Region ruhen, zu sehen. Außerdem wurde für den Lesebereich der Bibliothek ein „Drehbares Lesepult“, ein drehbares historisches „Bibliotheksmöbel“, rekonstruiert vom Künstlerduo Clegg & Guttmann, angekauft.

Dass ein altes Bauwerk durch eine Kunst am Bau neu codiert werden kann, zeigt die Installation „de-decode de-recode re-decode re-recode“ in pinkfarbener Neonschrift an der alten Hungerburgbahntrasse von Christoph Hinterhuber. Die Arbeit macht sich auf die Suche nach einer demokratischen, offenen Form, die sich mit variabler Bedeutungshaltigkeit in ihre jeweilige Umgebung einschreibt, diese absorbiert und aus diesen Wechselwirkungen heraus parallele



Lilly Moser | Tux Center 2010 | Foto: Claudio Mätzler

Reflexionsebenen herstellt. Es geht um Flächen, nicht um den einen Punkt, um eine Abkehr von Dogma und Ideologie, um die mentale Skulptur im Kopf des Betrachters. Die Stadt als Code, der sich selbst prozessiert und evolutiv überschreibt.

Im Bereich Wohnbau, bei dem schon seit den 1950er-Jahren mit Kunst am Bau gearbeitet wird, gibt es einige spannende Projekte. So etwa bei der Wohnanlage „Wohnen am Inn“, die der Architekt Georg Driendl 2002 auf dem ehemaligen Areal der Feuerweherschule Reichenau im Auftrag der Neuen Heimat verwirklichte. Der Künstler Christoph Hinterhuber setzte an der Fassade unter dem Titel „Crossfade“, ein Begriff aus der DJ-Praxis, ein optisches Pattern um, das sich radikal in die Architektur einschreibt und mit ihr verschmilzt. Es ist ein optisches Umschalt-system: Der silberne Bereich wird in den schwarzen überblendet, der schwarze ins Silber usw. Der Bauträger ZIMA und die Neue Heimat Tirol haben gemeinsam mit der Stadt Innsbruck vier Projekte für die künstlerischen Interventionen im neuen Stadtteil Tivoli ausgewählt. Julia Bornefeld gestaltete unter dem Titel „Die Wogende“ den Balkon der Aussichtsplattform am Sillufer. Thomas Feuerstein entwarf das Projekt „Himmelspforte“, eine 16 mal 16 Meter große

gläserne Schallschutzwand gegen den Südring, auf der Glückshormone dargestellt sind. Robert Gfader stellt unter dem Titel „the other cities“ originale Straßenlaternen der sieben Innsbrucker Partnerstädte Aalborg, Krakau, Tiflis, Sarajewo, Grenoble, New Orleans und Freiburg in geografischer Ordnung auf, die an die grenzüberschreitenden Partnerschaften erinnern sollen. Martin Walde verbindet Flächen zum Verweilen mit Spiellinien über das gesamte Areal. Für die Wohnanlage am Lodenareal, nach den Plänen der Architekturwerkstatt din a4 2009 fertiggestellt, wurden drei Kunstprojekte realisiert. Die sechs fünf Meter hohen „Säulen der Poesie“ von Anton Christian lassen durch die zwischen den Gläsern eingefügten Buchstaben Gedichte entstehen. Heinz Gappmayr nähert sich mit seiner Skulptur dem Phänomen Zeit an. Und Peter Kogler gestaltete die Sitzbänke: Die Ameise und die Röhren symbolisieren ein Geflecht von Strukturen und Netzwerken.

Für die Wohnbaugesellschaft „Frieden“ entstand der zweite Bauabschnitt des „Wohnpark Lienz Süd“, geplant vom Architekturteam Steinklammer und Machné & Durig (ab April 2004: Machné Architekten ZT GmbH). Während expressive Körperfragmente von Hans-Peter Profunser in die Durchgänge ragen, arbeitet Peter Niedertscheider mit dem kleinen Format. Er hat fragile Menschengestalten in quadratische Steinplatten gefräst – zweihundert Tafeln aus Krastaler Marmor im Format 30 x 30 cm – und über das gesamte Areal, im Innen- und Außenraum, verteilt.

Ein interessantes Beispiel für Kunst am Bau im Bereich Einfamilienhaus ist das für Rudi Alexander Mayr von den Architekten Manzl Sandner errichtete turmartige Gebäude im Innsbrucker Stadtteil Kranebitten. 10 Zentimeter starke Fermacell-Platten mit Dämmschicht und Grobputz bilden die Außenwände und dienen gleichzeitig als



Robert Gfader | „The other cities – Grenoble“, Tivoli Gelände Innsbruck 2007
Foto: Robert Gfader

„Leinwand“ für den vom Künstler Jörg Dialer entwickelten und auf-gebrachten schwarzen Feinputz. Große Fensterflächen, die von der Künstlerin Lies Bielowski und dem Künstler Ype Limburg mit verfremdeten Blattstrukturen farbig bedruckt wurden, korrespondieren mit den geschlossenen schwarzen Außenwandflächen. Im Innenraum finden sich offene Kamine, sogenannte „Feuerboxen“, des Künstlers Gebhard Schatz.

Auch bei Sozialbauten wurden künstlerische Konzepte umgesetzt. So etwa beim „s zenzi“, dem neuen Sozialzentrum in Zirl, einem Seniorenwohnheim mit Tagescafé und Seniorenstube, realisiert 2007 von Gsottbauer architektur.werkstatt. Als Trennung zwischen den unterschiedlichen Bereichen wurde die Trennwand von Lies Bielowski mit Ginkgo-Blattmotiven gestaltet. Die Künstlerin sammelt die Blätter und bearbeitet diese so lange, bis die Qualität von dünnstem Seidenpapier erreicht wird. Durch die Vergrößerung werden individuelle Welten der unterschiedlichen Blätter sichtbar gemacht. Ein weiteres Beispiel ist der kommunikative Eingriff von Michael Schneider an der Nordfassade des Altersheimes in Landeck. Ein Rolling Poster Display von 6 x 2 Metern wurde 2005 angebracht, in dem vierteljährlich wechselnd mehrere Fotografien aus dem Stadtarchiv rotieren. Das virtuelle Gedächtnis der Stadt wird nach außen sichtbar, an einem Ort des realen Gedächtnisses der Stadt, dem zeitgenössischen Archiv der Gemeinde.

Die Sprache ist die Basis für Georg Salners Kunstprojekt im 2005 fertiggestellten Pardorama, einem Restaurant und Kongresszentrum am Pardatschgrat auf 2.620 m Höhe in Ischgl. Ein großes Textbild überstreift positiv und negativ die hintere Glaswand im Konferenz-

bereich des Gebäudes. Das Wortmaterial aus klangvollen, exotisch anmutenden (hauptsächlich rätoromanischen) Wörtern ist eine Auswahl der ältesten Paznauner Flur-, Berg- und Talnamen.

Auch Lilly Moser verwendet für ihre Intervention im 2010 fertiggestellten Tux Center im hinteren Zillertal Textelemente. Der Architekt Manfred Gsottbauer hat im Inneren des Gebäudes viel mit Zirbenholz gearbeitet, nicht zu letzt eine Anspielung auf die Tradition der Tiroler Zirbenstuben. Die Künstlerin nimmt mit ihrer Arbeit ebenfalls Bezug zum Ort: Dialektwörter der Tuxer, die vom Vergessen bedroht sind, ziehen wie in einem begehbaren Wörterbuch durchs Haus. Eine kommunikative Installation, die die Besucher/-innen zum Lesen und Schmunzeln, zum Unterhalten und Erinnern bringen soll, und dazu, das eine oder andere Wort auch „mitzunehmen“. Weiters sind die Konturen von Tiroler Alpenblumen und Gräsern an den Wänden auszumachen, die von ihr auf sonnengelben Grund geschrieben wurden.

Ein Beispiel für Kunst am Bau bei Verkehrsbauten ist die Fußgängerunterführung am Südring (Resselstraße/Anton-Eder-Straße), bei der Thomas Feuerstein 2007 ein „Cyclorama“ installiert hat. Am kreisförmigen, etwa 108 Meter langen und 35 Zentimeter hohen Leuchtbalken im Rondell der Unterführung ist ein 360-Grad-Panoramafoto angebracht, das in der Nähe des Kreisverkehrs aufgenommen wurde. Ein schmaler Ausschnitt Innsbrucks ist entstanden, aus dem bei genauerer Betrachtung bekannte Innsbrucker Bilder zu entdecken sind. Auch „Roto“ von squid., Gundolf Leitner und Peter Raneburger, das Siegerprojekt des von der AS-FINAG ausgeschriebenen zweistufigen offenen Wettbewerbs, ist ein Beispiel der Bespielung eines Kreisverkehrs. Bei der Umfahrung Strengen – Strenger Tunnel auf der S16-Arlberg-Schnellstraße wurde die Skulptur gebaut, die sich aus der Figur eines Kreisels entwickelt. Auf einem Betonring ruhend und von innen beleuchtet ist es zu einem weithin sichtbaren Wahrzeichen geworden.

Cornelia Reinisch



Bauherr: legacoopbund – Bund der Genossenschaften, Bozen, Mazziniplatz 52-56 | Architekt: Itta Maurer | Foto: Georg Hofer



Praktizierst du noch oder hungerst du schon?

Frauen als Architektinnen

Eigentlich ist es absurd, wenn im Jahr 2010 in einer Arbeitswelt, die sich als dynamisch und offen bezeichnet, immer noch in Kategorien weiblich/männlich gedacht wird.

Haben Anfang des 20. Jahrhunderts die Frauen sich erst langsam den Zugang zu Bildungs- und Arbeitswelt erkämpft, sind heute die weiblichen Studierenden an den Unis im Vormarsch und können auch schon in niederen Schulstufen im Durchschnitt meist bessere Leistungen vorweisen. Nimmt man die aktuelle Situation am Arbeitsmarkt genauer in Augenschein, scheint es deshalb umso erstaunlicher, dass all die erfolgreichen Studienabgängerinnen in der Berufswelt nur in geringem Maße sichtbar sind.

Studien zum Geschlechterverhältnis an höheren Bildungsinstitutionen bezogen auf den mitteleuropäischen Raum – und dazu lässt sich Südtirol durchaus zuordnen – belegen einen stetig wachsenden Zulauf an Studentinnen, geringere Drop-out-Raten und höhere Abschlussnoten. Fächerbezogen gibt es natürlich Schwankungen zwischen „typisch männlichen“ und „typisch weiblichen“ Studienrichtungen: Der Anteil an Frauen im technischen Bereich ist immer noch markant niedrig, ausgenommen die Fachrichtung Architektur und affine:

STUDIENRICHTUNG ARCHITEKTUR – TU WIEN				
Anzahl ordentlicher Studierender im WS 09/10				
	weiblich	männlich	Verhältnis w/m in %	gesamt
Erstzugelassene	311	278	52,8 / 47,2	589
Begonnene Studien	443	398	52,68 / 47,32	841
Ordentliche Studierende	1.411	1.366	50,81 / 49,19	2.777
STUDIENRICHTUNG RAUMPLANUNG UND RAUMORDNUNG – TU WIEN				
Anzahl ordentlicher Studierender im WS 09/10				
	weiblich	männlich	Verhältnis w/m in %	gesamt
Erstzugelassene	4	2	66,67 / 33,33	6
Begonnene Studien	18	9	66,67 / 33,33	27
Ordentliche Studierende	52	47	52,53 / 47,47	99

... und im Vergleich dazu:

STUDIENRICHTUNG VERMESSUNG UND KATASTERWESEN – TU WIEN				
Anzahl ordentlicher Studierender im WS 09/10				
	weiblich	männlich	Verhältnis w/m in %	gesamt
Erstzugelassene	2	2	50 / 50	4
Begonnene Studien	2	4	33,33 / 66,67	6
Ordentliche Studierende	8	26	23,53 / 76,47	34
STUDIENRICHTUNG VERFAHRENSTECHNIK – TU WIEN				
Anzahl ordentlicher Studierender im WS 09/10				
	weiblich	männlich	Verhältnis w/m in %	gesamt
Erstzugelassene	10	62	13,89 / 86,11	72
Begonnene Studien	15	76	16,48 / 83,52	91
Ordentliche Studierende	43	197	17,92 / 82,08	240

Quelle: UNI:DATA BMWF

Dass der Weg vom Uni-Abschluss ins Berufsleben einst ein hart erkämpfter war, ist anschaulich im Artikel „Frauen und Häuser“ von Karl Heinz Hoffmann, publiziert im Hamburgischen Archiv der Hamburgischen Architektenkammer, nachzulesen (<http://www.architekturarchiv-web.de/frauen.htm>).

Obwohl schon relativ früh viele Frauen mit abgeschlossenem Hochschulstudium als Zeichnerinnen in technischen Büros arbeiteten, galten selbstständig schaffende Architektinnen wie Louise Blanchard Bethune (USA 1856–1913), Signe Hornborg (Finnland 1862–1916), Lotte Cohn (Deutschland/Israel 1893–1983) oder Margarete Schütte-Lihotzky (Österreich 1897–2000) in den beiden letzten Jahrhunderten lange als Exotinnen. Wenn wir die Entwicklung des Berufsbildes „Architektin“ in Südtirol betrachten, liefert uns eine Übersicht der Eintragung der Mitglieder in die örtliche Berufskammer folgendes Bild:

KAMMER DER ARCHITEKTEN DER PROVINZ BOZEN				
Anzahl der eingetragenen Mitglieder				
	weiblich	männlich	Verhältnis w/m in %	gesamt
1980	20	132	13,16 / 86,84	152
2010	332	798	29,38 / 70,62	1130

Das bedeutet einen weiblichen Zuwachs um mehr als das 15-Fache in 30 Jahren und zwar jahresbezogen wie folgt:

KAMMER DER ARCHITEKTEN DER PROVINZ BOZEN							
Zuwachs der eingetragenen weiblichen Mitglieder: Stand August 2010							
1980-1981:	7	1988-1989:	9	1996-1997:	25	2004-2005:	30
1982-1983:	6	1990-1991:	10	1998-1999:	26	2006-2007:	43
1984-1985:	3	1992-1993:	13	2000-2001:	36	2008-2009:	38
1986-1987:	9	1994-1995:	15	2002-2003:	31	2010:	15

Wertschöpfung Frauen – Männer: Auftragslage

Interessant zu diesen Zahlen ist nun ein Vergleich hinsichtlich der Präsenz dieser Frauen in der Berufswelt.

Dass in Südtirol die öffentliche Hand den größten Bauherrn darstellt, ist Tatsache.

In der Publikation „Das Land baut – 20 Jahre öffentliche Bauten in Südtirol“ ©Autonome Provinz Bozen – Südtirol / Bozen 2008, Herausgeber: Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Ressort für Bauten, werden landesweit betreffend den Sektor Hochbauten 60 Bauten ausführlich dargestellt.

Bemüht werden im Vorwort Bilder wie *Qualitätssicherung im Bereich öffentliches Bauen, Bauen – ein kultureller Auftrag, Bauen für die Zukunft*: Bei genauerem Hinsehen verblüfft es aber, dass hierzu offensichtlich fast ausschließlich Männer Kompetenzen vorweisen können bzw. zu deren Umsetzung herangezogen wurden. Ist doch von besagten Bauten ein einziges ausschließlich von einer Frau realisiert worden, so scheint bei weiteren 9 Bauvorhaben eine Frau in den Architektenteams auf, die jeweils im Verhältnis w/m von 1:1 bis 1:6 zusammengesetzt sind.

Bei einer Gesamtbausumme von 1.274,16 Mio. € ergibt sich folgendes Bild hinsichtlich der Verteilung nach Geschlechtern im mathematischen Anteil und reell:

GEGENÜBERSTELLUNG BEAUFTRAGUNGEN					
w	m	w + m	Verh. w/m in %	Verhältnis w/m gesamt in %	Beauftragungen gesamt
1	50	9	2,25 / 6,75	5,42% / 94,58%	60
AUFTEILUNG BAUSUMME IN Mio €					
w	m	w + m	Verh. w/m in %	Verhältnis w/m gesamt in %	Bausumme gesamt
1,2	1.152,65	120,31	30,08 / 90,24	2,46% / 97,56%	1.274,16

Dies bedeutet im Klartext, dass im Zeitraum von 1988–2008 der Anteil an Frauen unter den freiberuflich tätigen Architekten 16,17 %–28,62 % betrug. Bei der Vergabe von Aufträgen im Sektor „Öffentliches Bauen“ im selben Zeitraum wurden diese jedoch mit gerade mal 11 % beteiligt.

Vergabe der Arbeiten

Natürlich ist die Art der Vergabe der Aufträge eine wichtige Komponente der oben angeführten Verteilung.

Während zu Beginn des besagten Zeitraumes 1988–2008 Arbeiten noch durch Direktvergabe zugewiesen wurden, hat sich im Laufe der Zeit EU-weit ein Vergabemodus etabliert, der gleiche Wettbewerbsbedingungen für jeden Architekten genderneutral schaffen will. So werden zur Auftragsvergabe mittlerweile je nach zu verbauender Summe oder Summe der anfallenden freiberuflichen Dienstleistungen offene/nicht offene Verfahren und Verhandlungsverfahren mit Einladung von 5 oder mehr Planern angewandt, während für kleinere Beträge unter 20.000 € immer noch eine Direktvergabe möglich ist.

Ermöglicht augenscheinlich ein bedingungslos zugängliches Verfahren allen Architekteninnen gleichermaßen den Zugang, liegen die Tücken im Detail: Für den Großteil der Wettbewerbe sind nämlich Referenzen in der Vorauswahl erforderlich, die meist themenbezogen angesiedelt sind und somit gewisse Schichten von Projektanten (junge bzw. weibliche Architekten) ausschließen und größere Büros bevorzugen. Nachdem bei Vergabeverfahren mit Einladung weibliche Kolleginnen nie in dem Ausmaß zugelassen werden, wie sie der realen Verteilung w/m entsprechen, bleibt ihnen damit auch die Möglichkeit verwehrt, einerseits Projekte zu realisieren, andererseits durch realisierte Projekte Punkte zu sammeln, um bei Verfahren mit Vorauswahl sich konkurrenzfähig positionieren zu können. Somit wird durch die Vergabe mittels Wettbewerb der Faktor Geschlecht bei Frauen zum negativen Multiplikator.

Das häufig in diesem Zusammenhang bemühte Schlagwort der Qualitätssicherung durch Wettbewerb wird andererseits vom System selber ad absurdum geführt mit der Tatsache, dass in letzter Zeit Architekten im öffentlichen Dienst, die ausschließlich mit Verwaltungsarbeit betraut waren und keine Erfahrung im Bauen aufweisen

können, sich mit Planung und Bauleitung befassen, ohne sich ebendiesem Wettbewerb zu stellen. Das bedeutet im Klartext, das Beamten-tum macht seinen eigenen Bürgern Konkurrenz, statt seine Kernkompetenzen wahrzunehmen.

Wie hoch die Wertschöpfung der Südtiroler Freiberufler und in diesem Sinne auch der Architektinnen/Architekten für die lokale Wirtschaft ist, wurde durch eine Studie der Europäischen Akademie Bozen, Institut für Regionalentwicklung und Standortmanagement, unter dem Titel *Freiberufler in Südtirol – Rolle und Bedeutung der Freiberufler in Südtirol* aufgezeigt (nachzulesen unter www.vsf.bz.it). Zwar wurde keine geschlechterspezifische Unterteilung sichtbar gemacht, es wurde jedoch trotzdem deutlich, dass aus den angegebenen Umsätzen der Freiberufler ein erheblicher Teil an Steuern an das Land Südtirol zurückfließt.

Somit ist also offensichtlich ebenso „weibliche“ freiberufliche Dienstleistung am Wohlstand des Landes beteiligt. Dies müsste demnach doch auch beinhalten, dass der Zugang zu Arbeit, die sich ihrerseits aus Steuergeldern finanziert wie das öffentliche Bauen, eben geschlechterneutral gefördert wird.

In diesem Sinne ist es auch ein Recht der Frauen, daran zu partizipieren.

Da also der Ausbildungsgrad der weiblichen Architekten dem der männlichen Kollegen entspricht und ihre Existenz in der Berufswelt anhand der in der Kammer eingetragenen Mitglieder real messbar ist, stellt sich die Frage, welche endogenen Faktoren den Zugang der Frauen zu öffentlichen Bauvorhaben erschweren.

Gesellschaftspolitisch betrachtet ist es absoluter Widerspruch, wenn einerseits unter großem finan-

ziellen Aufwand eine Bildungspolitik betrieben wird, die die Beseitigung von Diskriminierungen gesellschaftlicher Einzelgruppen zum Ziel hat, und andererseits Teilen ebendieser gut geschulten Schicht dann der Zugang zu adäquaten Arbeitsaufgaben verwehrt wird.

Zudem zeugt solche Politik von wenig Weitsicht, da diese weitere Teile der Bevölkerung betreffen und beeinträchtigen könnten als die Architektinnen selber. Bei europaweiten Scheidungsraten von über 40 % hängen an den Einkommen von berufstätigen Frauen/Müttern z.B. auch etliche Kinder, ganz zu schweigen vom Einfluss auf Pensionseinzahlungen seitens der Freiberuflerinnen als Investition in ihre Altersversorgung.

Dass Personen in Führungspositionen noch immer damit kämpfen, Frauen wie Männer bei gleicher Ausbildung als gleichermaßen kompetent zu betrachten, wird durch diverse Studien belegt. Besonders betroffen davon sind Bereiche der Technik, der Wirtschaft und höhere Bildungsinstitute, wie auch das unten angeführte Schema belegt.

Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen												
	1992	1994	1996	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2006	2007	2008
Studentinnen	39,7%	40,8%	42,6%	44,5%	45,3%	46,1%	46,7%	47,4%	48,4%	49,4%	49,8%	49,7%
Promotionen	28,9%	31,2%	31,1%	33,1%	33,4%	34,3%	35,3%	36,4%	37,9%	41,1%	42,2%	41,9%
Professorinnen	6,5%	7,5%	8,5%	9,5%	9,8%	10,5%	11,2%	11,9%	12,8%	15,2%	16,2%	17,4%

Deutschland: Ost- und Westdeutschland, Professorinnen: alle Besoldungsstufen. Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie 11: Bildung und Kultur, Reihe 4.4: Personal an Hochschulen, verschiedene Jahrgänge; zitiert nach BLK Heft 109: „Siebte Fortschreibung des Datenmaterials von ‚Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen‘“, 2003, Statistisches Bundesamt 2004.

Trotz eindeutiger Zahlen wird der Grund der „gläsernen Decke“ in der Berufswelt recht kontrovers diskutiert. Auffallend ist dabei, dass der intellektuelle Zugang zur Thematik sich im Laufe der Jahre ändert, wie sich die Wertung der Gesellschaft gegenüber der Frau in der Berufswelt ändert.

In „Pay Differences among the Highly Paid: The Male-Female Earnings Gap in Lawyers' Salaries“ von R. G. Wood, M.E. Corcoran und P.N. Courant im Journal of Labor Economics, Vol. 11, No. 3 (Jul. 1993), publiziert von The University of Chicago Press on behalf of the Society of Labor Economists and the National Opinion Research Center

wird ausführlich das Thema Mutterschaft als Karrierekiller hinterfragt: „... Goldin and Polachek (1987) argue that women acquire less human capital than men both because they stay at home with the children and because they also invest less in human capital before having children in anticipation of future child-related career interruptions. According to this explanation, lower investment of in human capital in anticipation of having children explains – at least – in part why unmarried and childless women also earn less.“

Die mit 10 Jahren Zeitabstand erstellte Studie „Is There a Glass Ceiling in Sweden“ von J. Albrecht, A. Björklund und S. Vroman im Journal of Labor Economics, Vol. 21, No. 1 (Jan. 2003), publiziert von The University of Chicago Press on behalf of the Society of Labor Economists and the National Opinion Research Center, beleuchtet das Problem des geringeren Einkommens von beruflich gut qualifizierten Frauen

bereits unter weitaus differenzierteren Aspekten. Berücksichtigt werden Faktoren wie Herkunft, Alter, Ausbildung, Sektor der Berufstätigkeit, Familienstand, Kinder, eventuelle Unterbrechung der Arbeit bzw. Wiedereinstieg usw. ... festgestellt wird ein schier unüberwindbarer „gender pay gap“, der zunimmt, je höher die Ausbildung der Betroffenen ist.

Stark widersprüchlich dazu gestaltet sich der Leitartikel der Südtiroler Frauenzeitschrift *ÈRES - frauen info donne* 03/2010 des Landesbeirats für Chancengleichheit der Provinz Bozen, der junge Frauen aufruft, sich für technische Berufe zu qualifizieren „... um technische Berufsfelder zu erobern. Diese bieten exzellente Karriere- und Verdienstmöglichkeiten und damit die Chance auf einen abgesicherten Lebensstandard, mit dem Familie und Beruf vereinbart werden können.“

Leider sprechen die Zahlen eine andere Sprache:

Laut eines Berichtes der Europäischen Kommission zur Förderung der Gleichstellung der Geschlechter und Ermächtigung der Frauen verrichten diese circa 66 % der Arbeit weltweit, auf sie entfallen aber nur 5-10 % des Welteinkommens. Dass in Mitteleuropa besonders in technischen Bereichen der Zugang zur Arbeit männlich dominiert ist, belegen auch bei uns die oben angeführten Zahlen.

Die EU hat 57 Millionen Euro zur Förderung der Geschlechtergleichstellung und zur Stärkung der Rolle der Frauen für den Zeitraum 2007 bis 2013 bereitgestellt und ihre Hilfe damit verdreifacht.

Hierzulande wird wie folgt reagiert:

Landesgesetz vom 10.08.1989, Nr. 41 – Maßnahme zur Verwirklichung der Chancengleichheit zwischen Mann und Frau

1.) Zielsetzung: (1) Das Land Südtirol setzt sich zum Ziel, im Rahmen seiner Zuständigkeiten einen Beitrag zu leisten zur effektiven Verwirklichung des im Artikel 3 der Verfassung der Republik verankerten Grundsatzes der Gleichheit aller Bürger, ohne Unterschied des Geschlechts sowie der bestmöglichen Entfaltung der Selbstständigkeit, der Identität und der spezifischen Eigenart der Frau. (2) Um die Hindernisse zu beseitigen, welche direkt oder indirekt die Frauen diskriminieren, fördert das Land im Rahmen seiner Zuständigkeit geeignete Maßnahmen im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bereich.

Während Frauen im Angestelltenverhältnis bereits über Anlaufstellen verfügen, die über die Gleichstellung der Frauen am Arbeitsmarkt wachen, fehlt den Freiberuflerinnen jeder beruflichen Ausrichtung ein entsprechendes Pendant.

Wohl deshalb bleiben im technischen Bereich vollmundige Bekenntnisse zur Chancengleichheit zahnlose Papiertiger – und Frauen weiterhin Spielball willkürlich gefällter Entscheidungen bei der Verteilung von Arbeit.

Bleibt die Frage, wie lange es sich unser Land noch leisten kann, gut ausgebildetes Arbeitspotential ungenutzt zu lassen.

Itta Maurer





Kathrin Aste (LAAC) | Aussichtsplattform Top of Tyrol, Stubaier Gletscher | Foto: LAAC Architekten, Innsbruck

Frauen auf dem Vormarsch – aber langsam

46 **F**rontfrauen wie Zaha Hadid, Marta Schreieck, Gretl Heubacher, Bettina Götz und Elke Delugan fallen frau sofort ein, wenn das Gespräch auf Architektinnen kommt. Schon bei dieser Aufzählung wird klar, dass sich unter dem Berufstitel „Ziviltechnikerin“ Einzelkämpferinnen und Arbeitsgemeinschaften die Waage halten, was in der Architektenkammer nicht extra vermerkt ist. In der Tiroler Architektenkammer sind derzeit 307 Kammermitglieder mit aufrechter Befugnis gemeldet, 25 davon sind weiblich und somit über 12 %, bei den 127 Kammermitgliedern mit ruhender Befugnis sind es 21. Die Gesamtzahl ist in den letzten fünf Jahren um weniger als 10 % gestiegen, der Frauenanteil fällt höher aus. Zudem hat sich das Verhältnis zwischen Architektinnen mit ruhender und mit aufrechter Befugnis verändert. Hatten 2005 noch zwei Drittel eine ruhende Befugnis, so sind es heute weniger als die

Hälfte. Erhöht hat sich auch die Teilnehmerinnenzahl bei geladenen Wettbewerben; von 2,6 % im Jahr 2001 stieg der Frauenanteil bei 54 zwischen 2006 und 2009 abgehaltenen Wettbewerben auf 13,5 %, zumeist aufgrund der Zuladung von Seiten der Architektenkammer. Die 25-Prozent-Marke, die bei den Ziviltechnikerintagen immer wieder eingefordert wird, liegt noch in weiter Ferne. Um auf die Auswahlliste für geladene Wettbewerbe zu gelangen, bedarf es einer gewissen Punktezahl; die werden befristet vergeben für gewonnene Wettbewerbe und Preise – wer nicht geladen wird, kann auch nicht gewinnen. Beim Sektionstag 2004 wurde eine Art Frauenbonus beschlossen; weibliche Kammermitglieder erhielten einen „automatischen“ Punkt. „Der Frauenbonus“, befindet Helga Flotzinger, Mitglied im Kammervorstand, „hat nichts gebracht, bei Frauen stehen alle schwer auf der Bremse.“ Ganz besonders beim Wohnbau, wo sich die männlich geprägten Hierarchien der Wohnbaugenossenschaften auch bei der Wahl der Architekten auswirken. Nur Gretl Heubacher, Marta Schreieck und jüngst Julia Fügenschuh (auf Grund eines von der Stadt Innsbruck eingeforderten Wettbewerbs) schafften es bisher in den illustren Kreis. Die Neue Heimat Tirol (NHT) hatte einstmals einen





architekturbüro fuchs und peer | Wohn- und Betreuungshaus „Haus Barbakus“, SOS-Kinderdorf in Moosburg/Kärnten. | Foto: Claudia Fritz

Wohnbauwettbewerb für Frauen ausgeschrieben; das Siegerprojekt von Kathrin Aste wurde bisher nicht umgesetzt.

Die meisten Wettbewerbsteilnehmer werden von den Auftraggebern direkt gebucht. Von prominenten Ausnahmen abgesehen, haben Frauen nur dann Chancen, wenn viele Teilnehmer geladen sind und es sich um keine großen Projekte handelt. Helga Flotzinger plädiert – wie auch anderswo angedacht – für zweistufige Verfahren, ein *Procedere*, bei dem in der ersten Runde die Chancen gleichmäßig verteilt sind. Die Tiwaq probiert es erstmals aus bei ihrer Fassade am Landhausplatz.

Auch die Zahl der weiblichen Fachpreisrichter ist gestiegen, wenn auch noch weit entfernt von der Parität in den Juries; die Sachpreisrichter hingegen bleiben eine männliche Domäne, werden sie doch von den Auftraggebern bestimmt. Eine Stadtbaumeisterin, eine Baupolizistin sind bei Bauverhandlungen noch immer selten gesehene Exemplare, und Projektsitzungen mit einer Architektin als einziger Frau sind gang und gäbe. Eine Ausnahme macht da die Landeshauptstadt, wo dank unermüdlichen Pochens auf die Quotenregelung von Seiten politischer Mandatarinnen der Anteil der Frauen in Spitzenpositionen steigt.

Innerhalb der Kammerhierarchie gilt noch immer die Erfahrung: je höher die Funktionsebene desto geringer der Frauenanteil; mit Eleonore Bidwell gab es bereits eine frühe Ausnahme, aber ihr fehlte die unterstützende Lobby. Bei der Kammerwahl 2006 trat Elisabeth Senn erstmals mit einer Frauenliste an und erzielte zwei Mandate. Zuvor hatten sich die Ziviltechnikerinnen österreichweit formiert und führten 2006 als Listenführerinnen mit eigenen Listen Erfolge ein. Elisabeth Senn und ihre Erfahrungen mit der Kammerpolitik? „Beschlüsse wurden kaum mehr in der Sektion gefasst, die Entscheidungen in die Männergremien verlagert, dorthin – Länderkammervorstand, Präsidium – wird man nicht gewählt sondern delegiert.“

Bei der diesjährigen Kammerwahl trat die Frauenliste nicht mehr an, doch die neue Vorstandsfrau Helga Flotzinger streut ihrer Vorgängerin Rosen: „Sie war kämpferisch, war unbequem und hat viel eingebracht.“ Bei der letzten Kammerwahl im Frühsommer setzte sich bei der Siegerliste das Reißverschlussystem durch; derzeit sind zwei Frauen im Sektionsvorstand der Architektenkammer, eine verpflichtende Quotenregelung gibt es nicht. Der Marsch durch die Institutionen bleibt beschwerlich, ist vom Goodwill der Männer und vom Verhandlungsgeschick der Frauen abhängig – und von deren knappem Zeitbudget. Gerade junge Architektinnen auf den unteren Sprossen der Karriereleiter haben Mühe, eine Familie samt kleinen Kindern und einen zeitaufwendigen Beruf zu managen, da bleibt für anderwärtiges Engagement wenig Energie. Den Frauen wird im Laufe ihrer Arbeit bewusst, dass sie sich in einer Männerwelt bewegen und die Macht bei den Männern liegt. „Es gibt keine Schwierigkeiten mit den Auftraggebern oder den Handwerkern auf der Baustelle, es



Fügenschuh Hrdlovics Architekturen | MPreis Wildschönau | Foto: Lukas Schaller

gibt Schwierigkeiten mit den Männern auf derselben Hierarchieebene, die Konkurrenz wittern“, lautet der einhellige Tenor. Entscheidungs- und Vergabestrukturen sind männlich geprägt, starke Netzwerke ebenso.

Während des Studiums fühlen sich die Frauen noch gleichberechtigt, stellen sie doch bereits 50 % der Absolventen/Absolventinnen. Dank der universitären Frauenquote sind zwei Lehrstühle mit Professorinnen besetzt, dazu relativ viele Assistentinnen und Lehrbeauftragte, wobei ein gesicherter Lehrauftrag über längere Zeit gerade für junge Architektinnen mit Kindern eine wichtige Einnahmequelle bedeutet. Arbeitfinden nach Beendigung des Studiums ist kein Problem, schwierig wird der Sprung in die Selbstständigkeit, aber das gilt für Frauen und Männer gleichermaßen.

Unter dem Titel „Arbeitsgemeinschaften“ finden sich zumeist langjährige Lebensgemeinschaften, wobei die private Trennung auch das Ende des gemeinsamen Arbeitslebens bedeuten kann. Ein guter Teil dieser Partnerschaften stammt vom Beginn der Neunzigerjahre, als die Zahl der Hochschulabsolventinnen deutlich anstieg; für Tirol sind die Namen Henke/Schreieck, Benedikter-Fuchs/Peer, Noldin/Noldin und Ortner/Ortner-Mahushek am bekanntesten. Innerhalb der Partnerschaft gibt es unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit. Rainer und Regina Noldin hatten sich nach langen Diskussionen darauf geeinigt, die Arbeit horizontal zu teilen. Während Regina von der Konzeptentwicklung bis zum Wettbewerbsentwurf den gestalterischen Part abdeckte, übernahm Rainer die Umsetzung und die Büroorganisation.“ Das lief nach dem Modell: wer kann was am besten, und wir haben uns sehr gut ergänzt“, erinnert sich Rai-

ner an die Arbeit mit seiner früh verstorbenen Ehefrau. Und erfolgreich war das Duo auch, wie zahlreiche Auszeichnungen belegen. Zumeist wird aber von Projekt zu Projekt entschieden. Wer mehr Zeit hat und sich mehr einbringt, übernimmt das Ganze – zumindest theoretisch. Praktisch braucht es zumeist einen jahrelangen Diskussionsprozess, bis die Arbeit der Partnerin als gleichberechtigt anerkannt wird. Männer behalten gerne das letzte Wort. Die Gleichberechtigung in der Arbeitsgemeinschaft muss sich Frau hart erarbeiten und sie bleibt nicht ohne Auswirkung auf das Zusammenleben. „Männer finden ihre Dominanz gottgegeben“, meint Renate Bendikter-Fuchs, „andere Paare streiten um die Zahnpastatube, wir streiten um ein Projekt.“ Aber zumindest gehört die früher geübte Praxis „er macht das große Ganze, sie gestaltet die Innenräume“ der Vergangenheit an.

Eine Tiroler Ausnahme bieten bisher Helga Flotzinger und Doris Bayer, die unter dem Namen „Convoi“ von Anfang an ein reines Frauenbüro führen, obwohl Erstere mit einem bekannten Architekten verheiratet ist. „Sehr klug“, lautet der Kommentar in der Architektinnenszene. Einmal im Jahr beteiligt sich das Ehepaar gemeinsam an einem Wettbewerb.



noldin architekten | Naturparkhaus Hinterriss | Foto: Adrian Greiter

Unter den Einzelkämpferinnen nimmt Gretl Heubacher-Sentobe eine singuläre Position ein. Seit 32 Jahren führt sie ihr erfolgreiches Ein-Frau-Büro in Schwaz, hat in und um Schwaz viele Einfamilienhäuser und Wohnbauten umgesetzt, auch den Karmel St. Josef oberhalb von Innsbruck entworfen und gibt ihre Projekte bis zur schlüsselfertigen Übergabe ungern aus der Hand. „Ich hätte nie im Team arbeiten können; man lässt sich zu leicht abbringen von seiner Intuition und ist in der Zusammenarbeit konsensbereit. Bestimmte Bereiche wandern zum Partner. Das passt mir nicht. Ich will für meine Entscheidungen geradestehen“, formuliert sie ihre Haltung. Ein paar Junge machen es nach – hoffentlich mit langem Atem.

Das Thema „Frauenarchitektur“ steht schon lange nicht mehr auf der Agenda, ja für viele war es nie ein Thema. Allerdings ist manches, was unter dem Thema Frauenbauen entwickelt wurde, inzwischen Standard, etwa keine dunklen Ecken, Frauenparkplätze und Tageslicht in der Garage. Architektinnen glauben eher an einen anderen Weg als an ein anderes Ziel, wobei die Sozialisation eine wichtige Rolle spielt, ob frau will oder nicht. „Männer trauen sich alles zu, auch die gigantischsten Projekte – und dann kochen sie auch nur mit Wasser“, so Gretl Heubacher. Frauen seien uneitler, hätten eine andere Art von Konfliktlösung und seien eher auf Harmonie bedacht. Für sie ist der Status des Bauwerkes

zweitgerichtet, sie versuchen alles einzubinden und trotzdem das Maximum herauszuholen. Spannend sind auch die Entwurfsstrategien. Regina Noldin verblüffte einmal ihre Zuhörer mit gefalteten Servietten vom Küchentisch, mit denen sie ihre Ideen konkretisierte. Andere erledigen den Alltagskram, Einkaufen, Kochen, Putzen, und gehen gewissermaßen mit dem neuen Projekt schwanger, ehe sie sich an den Zeichentisch – an den Computer – setzen.

Frauendomäne sind die kleinen, aber exquisit gemachten Dinge: Umbauten, Zubauten, Einrichtungen, Einfamilienhäuser, wie prämierte Projekte von Gretl Heubacher (das Haus für den Musiker Thomas Larcher am Weerberg), Niki Petersen (das Schwimmbad bei einer Mühlauer Villa) oder Julia Fügenschuh (Haus Hochrainer/Lepping in Götzens) belegen. Letztere hat in den letzten Jahren auch mehrere beachtenswerte MPreise gebaut. Da sich der MPreis-Hype inzwischen gelegt hat, werden die neuen Projekte von der Fachwelt nicht mehr groß bemerkt. Die Karawane ist weitergezogen.

Eingeschlafen ist auch die Diskussion um Gender-Mainstreaming, eine Methode der Gleichstellungspolitik, mit der jedes politische Konzept, jedes Gesetz, jede Maßnahme und somit auch jedes Bauwerk hinsichtlich seiner Auswirkung auf Frauen und Männer untersucht wird. Seit 2001 durch einen Regierungsbeschluss der Tiroler Landesregierung für alle landeseigenen Vorhaben verbindlich, kam Gendering erstmals beim Landhaus 2 zum Einsatz, wurde allerdings nie evaluiert, und andere öffentliche Auftraggeber signalisierten kein Interesse. Inzwischen – so weiß Elke Krismer als Expertein – ist das Thema beim Verein „Sicheres Tirol“ gelandet, der sich auch für barrierefreies Bauen einsetzt. Behinderte und Frauen auf derselben Architekturschiene – schöne Aussichten.

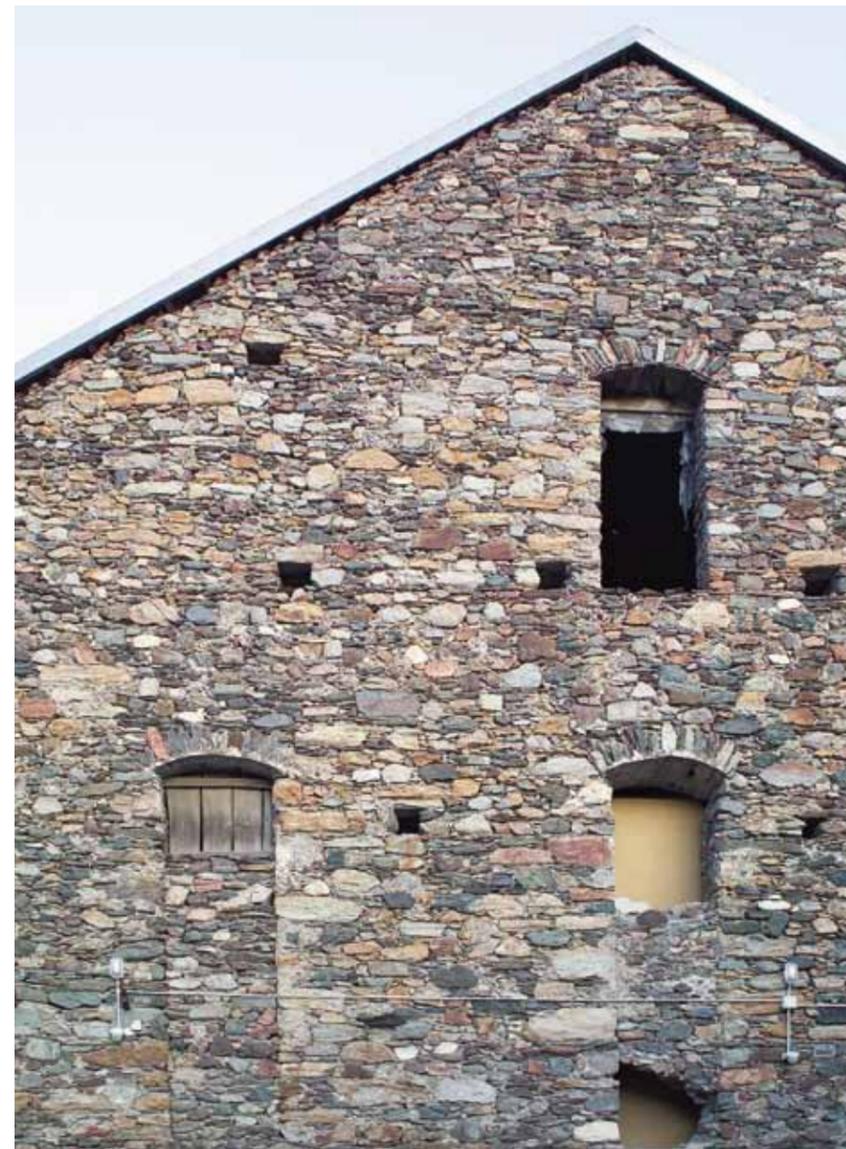
Gretl Köfler

Wohnen im Stall?

„Auf Gebautem bauen ist ein ewiges Prinzip des Bauens, eine Kontinuität, die erst im 20. Jahrhundert bricht.“
Walter Hauser „Auf Gebautem bauen“, Folio 2005

Frühere Generationen fragten sich vermutlich nicht lang, ob eine Veränderung der Bausubstanz vertretbar wäre und der Bestand dadurch Schaden leide. Selbstverständlich wurden die Häuser an neue Bedürfnisse angepasst. Baumaterial war wertvoll, nichts wurde weggeschmissen. Auf diese Weise wurden Wohngebäude und Stadel immer wieder umgebaut. In Laas im Vinschgau kann man die Spuren dieser Verwandlung noch an den steinernen Mauern ablesen: Fenster wurden abgemauert und an anderer Stelle wurden neue Öffnungen aufgebrochen. Als im Winter des Jahres 1861 ein Brand fast das ganze Dorf verwüstete, wurden sogar Wohngebäude als Stadel requiriert. Die Not zwang die Bevölkerung zur Improvisation.

Umbauten hinterlassen Spuren auf der Fassade. | Foto: © Rene Riller



Heute stehen im Ortskern von Laas viele Wohn- und Wirtschaftsgebäude leer oder sind untergenutzt. An die 30.000 m³ sind es insgesamt. In einigen Gemeinden im oberen Vinschgau ist der Leerstand sogar noch größer: In Mals sind es 60.000 m³ und in der kleinen Gemeinde Schluderns sogar 70.000 m³. Dafür wachsen die Orte ins Grünland hinaus und füllen den Talboden mit neuen Zonen für Wohnen und Gewerbe. Die Ausdünnung der historischen Zentren ist somit ein zweifaches Problem: Mit dem Verlust des Zentrums schreitet auch die Zersiedelung voran.

Dieses Phänomen kennt man auch anderswo: Im Bregenzer Wald wurde im Jahr 2007 eine Erhebung durchgeführt und ein Leerstand bzw. eine Mindernutzung von mehr als 1000 Objekten festgestellt. Der gesamte Wohnbedarf der nächsten Generation wäre damit gedeckt. Im Folgejahr wurden an die 100 Eigentümer von leerstehenden Wohnhäusern befragt. Das Phänomen des Wohlstands wurde vielfach als Grund für den Leerstand ausgemacht. Fast alle Eigentümer sehen keine Notwendigkeit für eine Veränderung und sprechen gleichzeitig von einer starken emotionalen Bindung an das Haus. Die Mehrheit der Befragten will das Haus an ihre Kinder oder Enkel weitergeben. Diese hingegen bevorzugen meist einen Wohnsitz in der Nähe ihres Arbeitsplatzes in einem der größeren Zentren des Rheintals.

Mit einer solchen Untersuchung könnte man auch in einigen Vinschger Gemeinden die Ausgangslage für eine Belebung und Nutzung der alten Bausubstanz sondieren und das Nachdenken über die Zukunft der leerstehenden Gebäude anregen.

Die alten Wirtschaftsgebäude sind in besonderem Maße vom Leerstand betroffen. Sie haben durch den Wandel der Landwirtschaft ihre Funktion verloren. Getreide und Vieh sind im weiten Talboden schon lange durch niederstämmige Apfelkulturen verdrängt worden, die steinernen Stadel prägen jedoch nach wie vor das Ortsbild. In Laas haben sie eine besondere Geschichte: Nach dem Dorfbrand von 1861 wurde verordnet, künftig auch Wirtschaftsgebäude in Stein zu errichten, um eine ähnliche Katastrophe zu vermeiden. Der Wiederaufbau musste in

kürzester Zeit erfolgen, daher wurden lombardische Maurer über das Stilfser Joch in den Vinschgau geholt. Ihre Handwerkskunst kann man noch heute an den steinsichtigen Mauern bewundern. Die Laaser Stadel sind mehrfach bedeutsam: als prägendes Element im Ortsbild, als Zeugnis der Handwerkskunst und nicht zuletzt als Erinnerung an ein dramatisches historisches Ereignis. Die Frage ist daher nicht, ob diese Gebäude erhaltenswert sind, sondern in welcher Form die Erhaltung erfolgen soll.

Eine Hand voll Beispiele für die Sanierung und Nutzung leerstehender Objekte gibt es bereits, allen voran der sogenannte Bärenstadel, der seit einem Brand in den 1960er-Jahren nicht mehr genutzt wurde. In den 1990er-Jahren hat die Gemeinde das Gebäude nach mehrjährigen Verhandlungen von den Erben erworben. Architekt Walter Dietl konzipierte ein neues Dach und seither dient der Stadel als Garage mitten im historischen Ortskern. Unter dem Aspekt der Denkmalpflege und der Erhaltung der Substanz ist dies ein Glücksfall: Der Bärenstadel konnte praktisch so wie er war und ohne größere Umbauten für eine neue Nutzung gewonnen werden.

Auch der Vinschger Maler Jörg Hofer hat die räumlichen Qualitäten seines Stadels erkannt und ihn in Zusammenarbeit mit dem Architekten Werner Tscholl in ein Atelier umgebaut. Der Eingriff beschränkt sich auf wenige Maßnahmen: Statt des Zwischenbodens über der Tenne wurde eine leichte Decke aus stehenden Brettern eingezogen. Die Steinwände wurden an der Innenseite gedämmt und mit Ziegeln vorgemauert. Der Raumeindruck ist erhalten geblieben und unterstützt heute die Wirkung der großformatigen Bilder. Aber auch von außen hat der Stadel seine mächtige Präsenz bewahrt: Die Fensterrahmen wurden in der Laibung der hohen Bogenfenster zurückgesetzt, sodass nur das Glas in der Öffnung sichtbar ist.

Atelier und Garage sind Nutzungen, die zwanglos mit dem Bestand korrespondieren, schwieriger ist hingegen die Nutzung der großen Speicherbauten als Wohnraum.

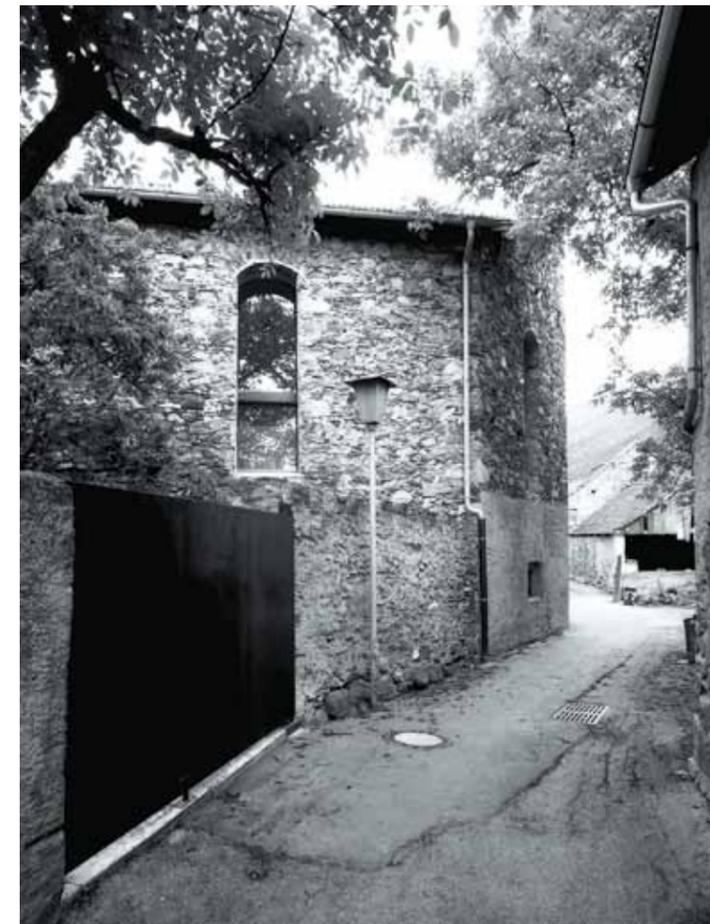
Zwischen der dominanten Typologie des Großraums und der kleinteiligen Wohnsituation gibt es auf den ersten Blick kaum Synergien. Was für unsere Vorfahren ein rein praktisches Problem gewesen wäre, wird heute auch zu einer Frage der Haltung: Der Stadel soll seine Aura behalten, sein Charakter soll nicht gebrochen werden. Die reine Fassadenerhaltung wird mit Recht als vordergründige Kosmetik und Fälschung kritisiert.

Ruth Pinzger und Arnold Rieger fügen beim Umbau für das Haus Spechtenhauser das Wohnvolumen wie eine Schachtel in den Bestand. Durch das „Haus im Haus“-Konzept bleiben die massiven Sichtsteinmauern in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten. Licht

und Wärme strömen über eine Dachterrasse in die introvertierte Wohnung.

Ein weiteres Beispiel für den intelligenten Umbau eines Stadels zu einem Wohnhaus befindet sich im oberen Vinschgau. Weit oben im Tal, bevor sich die Straße am Stausee vorbei und über den Reschen windet, liegt St. Valentin auf der Haide. Am Ortseingang steht weithin sichtbar ein alter Stadel, erst auf den zweiten Blick bemerkt man die neuen Holzbauteile. Auch hier wirkt das Konzept, den alten Bergebau wörtlich zu nehmen und das neue Wohnvolumen als hölzerne Kasette zwischen die Steinmauern zu setzen. Der Stadel sitzt gut im Gelände und ist ein wichtiges Element an der Ortseinfahrt. Jürgen Wallnöfer hat diese Qualitäten bewusst erhalten.

Beide Beispiele zeigen, dass es auch für das Wohnen im Stall ehrliche und intelligente Lösungen gibt. So bleibt die grundsätzliche Frage, in welcher Form die Erhaltung nun erfolgen soll: Geht es um die möglichst authentische Bewahrung eines historischen Bildes oder sollen wir auch neue Entwicklungen zulassen, ähnlich wie unsere pragmatischen Vorfahren es getan hätten?



Atelier Jörg Hofer. | Foto: © Rene Riller

Bärenstadel in Laas. | Foto: © Rene Riller



Wohnen im Stadel, St. Valentin auf der Haide. | Foto: © Rene Riller



Als Beispiel für das erste Szenario soll uns das Safiental in der Surselva im Schweizer Kanton Graubünden dienen. Das Tal wurde im 14. Jahrhundert von den Walsern besiedelt und kultiviert. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts erlebte auch das Safiental den Einbruch der traditionellen Berglandwirtschaft. Vor allem die dezentralen und für die traditionelle Landwirtschaft typischen Ställe und Scheunen verloren ihre Funktion. Der Verein Safier Ställe hat sich die Sicherung der Gebäude zum Ziel gesetzt. Sichern heißt in erster Linie neu bedachen. Eine Schindelwerkstatt wurde gegründet, so wird altes Handwerk belebt und den Einwohnern eine Nebenerwerbsmöglichkeit geboten. Erhaltung also, doch zu welchem Zweck? Im Safiental verschließt man sich durchaus nicht einer neuen Nutzung, doch gibt der Verein freimütig zu: „Es scheint, dass wir uns bei der Suche nach neuen Ideen schwer tun. Vielleicht sind wir noch zu stark auf die traditionelle Nutzung fixiert, vielleicht lässt uns die jetzige Zeit zu wenig Freiraum für neue Ideen. An diesem Punkt setzt das Projekt Safier Ställe an. Mit neuen Dächern sollen die Ställe gesichert werden. Gleichzeitig soll Denkzeit für die Suche nach neuen Lösungen geschaffen werden.“ Sanieren und ruhen lassen für künftige Generationen ist eine durchaus vernünftige Haltung. Vor allem bei Ställen, die hoch über der Siedlungsgrenze liegen und mehr für das Siedlungsbild als für das Dorfleben Bedeutung haben. Die Stadel in Laas, Mals oder Schluderns liegen jedoch mitten im Zentrum der Orte. Konzepte der Musealisierung haben hier keinen Platz, denn Leerstand im Zentrum mindert die Lebensqualität und unterhöhlt das gesellschaftliche Leben. Die Kontinuität des Weiterbaus ist gefragt, immer unter bestmöglicher Nutzung der vorhandenen Substanz, mit sparsamen Mitteln, intelligent und innovativ.

Die Eigentümer der leerstehenden Häuser sind, so zeigt auch die Erhebung im Bregenzer Wald, der Schlüssel dafür, dass ein neues Bewusstsein entsteht. Sie sollten bei der Sanierung von der Gemeinde unterstützt werden: Sanierungsbegleitung, so nennt man es in Vorarlberg. Denn heute reicht eine pragmatische Haltung allein nicht aus, um Fragen des Eigentums, der Wid-



Steinerne Stadel in Laas | Foto: © Rene Riller

mung oder der Förderung zu klären. Die Sanierung von Glurns in den 1970er-Jahren könnte dafür ein Vorbild sein. Damals wurde im Ort ein Sanierungsbüro eingerichtet, bei dem Sanierungswillige jederzeit Auskunft und Unterstützung erhielten. Ein Wiedergewinnungsplan legte die Grundzüge der Sanierung fest. In nur wenigen Jahren gelang es, große Teile des historischen Baubestands zu sichern, (wieder) zu nutzen und damit auch der Abwanderung der Bevölkerung entgegenzuwirken.

Susanne Waiz

Denkmalschutz in Tirol – kleiner Querschnitt durch die vergangenen Jahre

Kaum jemand wird die Notwendigkeit der Denkmalpflege und somit die Erhaltung und Bewahrung von Kulturgütern und Denkmälern in Frage stellen. In Zeiten, in denen leidenschaftliche Wettbewerbe – und hitzige Diskussionen – um das „Weltkulturerbe“ ausgetragen werden, ist allen klar geworden, dass Denkmäler identitätstiftend schlechthin sind. In Tirol bemüht sich das Bundesdenkmalamt um die Erhaltung des reichen historischen Erbes. An dieser Stelle folgt ein überflugsartiger Querschnitt über die Tätigkeit dieser Institution in den vergangenen Jahren.

Ottoburg in Innsbruck

Bei der Ottoburg handelt es sich um einen viergeschossigen, quadratischen Wohnturm, um einen typischen städtischen Adelssitz. Der Bau stammt im Kern aus dem 15. Jh. An allen vier Seiten springen Eckerker vor, die beiden östlichen sind aufgrund von späteren

Anbauten nur teilweise sichtbar. Der nordwestliche Erker sitzt auf einem schmalen Stück der Innsbrucker Stadtmauer auf. Die Fenster mit den markanten rot-weißen Fensterläden wurden beim Umbau 1913 eingesetzt, der Eingang an der Hauptfront 1914 erneuert. Im Jahr 1999 wurde die Ottoburg einer Generalsanierung unterzogen, in deren Zusammenhang die Fassade ihre ursprüngliche Jahrhundertwende-Anmutung zurückerhielt. So kamen wieder Kastenfenster mit Sprossen zum Einsatz, teilweise unter Verwendung von historischen Glasmalereien. Auch die charakteristischen Fensterläden kamen wieder an ihren Platz. Da das Gebäude als Gastronomiebetrieb geführt wird, bedurfte es einer komplett neuen technischen Ausstattung. Im Zuge der Innenumbauten wurden ein alter Verbindungsgang zur Claudiana und eine gotische Balkendecke freigelegt und die vorhandenen Stuben gereinigt und instand gesetzt. Auch die nordwestlich vor dem Gebäude befindliche Bronzestatue „Vater und Sohn“ von Christian Plattner (1904) erhielt eine Sanierung.

Ottoburg in Innsbruck | Foto: Coccagna



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck

Das Gebäude des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, 1842–45 von Anton Mutschlechner erbaut und 1884–86 nach Plänen von Natale Tommasi in die heutige Form gebracht, ist ein typisches Beispiel für den repräsentativen Baustil der zweiten Hälfte des 19. Jh. und einer der qualitativsten Museumsbauten außerhalb Wiens. Mit der für drei Jahre veranschlagten Generalsanierung und der Erweiterung des Ferdinandeums sollte Abhilfe gegen die beinahe unerträgliche Notsituation in allen Bereichen der Sammlungen und der Infrastruktur (Klimatisierung, Beleuchtung, Sicherheit) geschaffen und der Weg zu einem den künftigen Anforderungen gewachsenen Museum gelegt werden.



Das „Adambräu“ in Innsbruck, heute Heimat des aut. architektur und tirol. | Foto: Coccagna

2001 wurden im ersten Bauabschnitt der hofseitige vor ca. zwanzig Jahren angebaute Trakt abgerissen, die Hofdepots erweitert und die Werkstätten saniert. In einem Erweiterungsbau von Architekt Helmut Ramsauer entstanden neue Schauräume und im zweiten Geschoss eine Fläche (art-box) für Sonderausstellungen. Dazu kommen Lesesaal, Arbeitsräume und Speicherplätze für die Bibliothek und zusätzlich Shop und Kaffeehaus. Im Zuge der Arbeiten im Altbau wurde festgestellt, dass oberhalb der nach dem Zweiten Weltkrieg eingezogenen Flachdecken die hohen Kuppelräume vollständig erhalten waren, sie wurden freigelegt und restauriert. Das neu erarbeitete Nutzungskonzept erforderte in den Gängen und vor allem im Verbindungsbereich zwischen Alt- und Neubau diverse bauliche Eingriffe, bei denen alle wichtigen und qualitätvollen Bauteile des Altbaus erhalten werden konnten.

Im zweiten Jahr wurde die Fassadenrestaurierung an der ehemaligen Nordfassade in Angriff

genommen, die nunmehr ein Teil des Innenraums der mehrgeschossigen Halle ist. Auf der Grundlage von Restaurierungsproben in den Gängen und im Stiegenhaus wurden die durch Übermalungen stark veränderte Stuckformen und Putzoberflächen freigelegt. Die partielle Vergoldung der Kapitelle und Stuckornamente verleiht nunmehr den Gängen des 2. Obergeschosses ein äußerst repräsentatives Erscheinungsbild. Restauratorisches Hauptziel war die Färbelung der Fassaden auf der Grundlage der vor der letzten Restaurierung 1985 durchgeführten Befundung. Bei den Steinteilen der Fassade im Bereich der Gesimse und Balkone handelt es sich um rötlich-beigen Trentiner Muschelkalk. Dieser Farbton ist auch maßgebend für die verputzten Architekturglieder. Rauputzflächen sind in einem warmen Putzgrauton belassen. Die in Terrakotta gearbeiteten Puttengruppen und Portraitbüsten der Frieszone über dem ersten Obergeschoss erhielten ihren originalen steinfarbenen, d.h. rötlich-beigen Farbton zurück. Pünktlich zum 180. Geburtstag des Museumsvereins im Mai 2003 öffnete das Stammhaus der Tiroler Landesmuseen wieder seine Tore.

Adambräu in Innsbruck

Lois Welzenbacher ist der bedeutendste Vertreter der klassischen Moderne in der Architektur. Von ihm stammt das 1926–27 erbaute



Hotel Goldener Engl | Fotos: GH Engl



Sudhaus des Adambrau, eines von wenigen erhaltenen Gebäuden des Architekten. Nach Einstellung des Brauens im Jahr 1994 und der im Jahr darauf erfolgten Unterschutzstellung, wurde eine neue Nutzform für den Industriebau gesucht – und mit dem aut. architektur und tirol sowie dem Archiv für Baukunst-Architektur und Ingenieurbau (Universität Innsbruck) gefunden. Ein hervorragendes Beispiel dafür, ein Baudenkmal nicht einfach abzutragen oder rein museal zu nutzen, sondern mit neuem Leben auszustatten. Mittlerweile ist das ehemalige „Adambrau“, wie das Gebäude noch landläufig genannt wird, architektonisches Kompetenzzentrum schlechthin. Die Umbauten wurden von einem Architektenteam durchgeführt. Die außergewöhnliche Qualität der Gebäudetransformation liegt in der weitestgehenden Erhaltung der funktionalen Gegebenheiten und Raumstrukturen, denn obwohl technische Teile entfernt wurden, blieben die einstigen maschinellen Abläufe spürbar und lassen sich heute noch nachvollziehen.

Gasthof Engl in Hall

In Hall kommt dem Denkmalschutz eine größere Rolle zu als andernorts in Tirol, denn seit 1991 steht die gesamte Altstadt, die größte mittelalterliche Nordtirols, unter Ensemblechutz. Somit gilt es nicht nur die alten Gassen und Plätze mit ihren geschichtsträchtigen Gebäuden zu bewahren, sondern das Zentrum von Hall als einen Ort lebendigen kulturellen und gesellschaftlichen Austauschs zu erhalten. Von elementarer Bedeutung für den Zusammenhalt einer örtlichen Gemeinschaft sind seit jeher Gaststätten. Daher war es Denkmalschützern und städtischen Politikern ein besonderes Anliegen, den zwischen Altstadt und Burg Hasegg liegenden und seit 1973 geschlossenen Gasthof Goldener Engl zu sanieren und wieder zu eröffnen.

Die Ursprünge des Gasthofs Goldener Engl reichen in das Jahr 1300 zurück, damals errichtete man die südliche Stadtmauer und an diese baute man Häuser an. Nach dem verheerenden Brand 1447 erfolgte ein umfangreicher Ausbau des Gebäudes, von dem heute die gotischen Gewölbe im Untergeschoss zeugen. Im Barock

erfolgte eine weitere Bauphase, aus der eine mit Stuckornamenten verzierte Halle und zwei Stuben mit Täfelungen und Kassettendecken stammen. 1831 erhielt die zum Unteren Stadtplatz gerichtete Fassade ihr heutiges Aussehen.

Der Messerschmitt-Stiftung München sind die Instandsetzungsarbeiten zu verdanken, an deren Anfang die aufwendige Sanierung des Gebäudes, der Einbau eines neuen Stiegenhauses und die Fassadenrestaurierung standen. In den Innenräumen wurden die barocken Kassettendecken und die aus verschiedenen Stilepochen stammenden Wandmalereien restauriert. Letztere sind aufgrund ihrer künstlerischen Qualität und der Bildinhalte für Hall von Bedeutung, da sie u.a. Szenen einer Stadtbelagerung zeigen. Die neu gestalteten Bereiche im Stiegenhaus und in der Galerie sprechen eine zeitgemäße architektonische Sprache. An der Fassade wurde ein Wirtshausschild aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (ehem. Gasthof Spiegel, Hall) angebracht. Den glanzvollen Abschluss der Gesamtrestaurierung bildete der Einbau eines Stubengetäfels, das vom Gasthof Volderwaldhof stammt. Die Täfelung mit künstlerisch hochwertigen Jagdmotiven fertigte der Thaurer Bildschnitzer Romed Speckbacher in den 20er-Jahren des 19. Jhs. an.

Burg Hasegg in Hall

Im Gesamtkonzept der Burg Hasegg sollte neben der kulturell musealen Nutzung (Münzmuseum seit 2003) auch die Unterbringung von Veranstaltungsflächen als zusätzliche Belegung des Gebäudekomplexes vorgesehen werden. Im Jahr 2005 wurde mit einer umfangreichen Befundung des Südtrakts begonnen, in dem Wohnungen untergebracht waren und in dem man einen ursprünglichen Saalraum vermutete. Der Südteil der Burg konnte als Neubau während des 15. Jh. festgemacht und klar von den älteren Anlageteilen des 14. Jh. abgesondert werden. Der im Zuge des Umbaus freigelegte Palas-saal liegt im ersten Obergeschoss. Der glatt geputzte Saal besaß tiefe Fensternischen und Oberlichten, die dem Raum eine Zweigeschossigkeit verliehen. Erschlossen war die Halle vorerst im Osten. Sie verfügte über eine Bohlenbalkendecke über zwei Längsunterzügen, wodurch der Saal dreischiffig erschien. Die erste, um die Mitte des 15. Jh. zu datierende Bauphase erfuhr mit der Errichtung des Münzerturms sowie des Schneckenturms und des Verbindungstraktes zur älteren Burg im Norden wenige Jahre später eine grundlegende Veränderung. Die den Saal teilenden Säulen wurden entfernt und an deren Stelle schwere Unterzüge in den Oberlichten aufgelegt. Saal wie Wendelstiegenhaus verbleiben bis ins frühe 19. Jh. weitestgehend unverändert, werden aber in der Folge durch Wohnungseinbauten, Stiegenlaufabbrüche resp. Vermauerungen bis zur Unkenntlichkeit zerstückelt.

2006 begannen die Abbrucharbeiten im Südtrakt. Im Zuge der Freilegungsarbeiten im Saal zeichnete sich recht bald dessen Dimension und Qualität ab. Neben der Lösung vieler technischer Fragen (z.B. Lüftungseinbau) gelang es dem planenden Architekten, vor-



Die Burg Hasegg mit dem Münzerturm | Foto: TVB Region Hall-Wattens

handene wertvolle Bausubstanz behutsam herauszuschälen und diese mit neuen Elementen zu einem Ganzen zu verbinden. Das Ergebnis ist ein modellhaftes Beispiel von Neu und Alt, von Raum-atmosphäre und Funktionalität. Parallel wurden auch die Räume im zweiten Obergeschoss renoviert. Dieser Bereich wird künftig die archäologische Sammlung mit Schau- und Arbeitsräumen beherbergen. Auch Schneckenturm, Stiegenauftritte und Wandoberflächen erfuhr eine Restaurierung, überdies wurden zwei neu Verbindungstreppen durch die innere Spindel der Treppe errichtet. Somit ist neben der Schaffung des gewünschten Veranstaltungssaals auch eine wichtige Ergänzung des Museumswegs des Münz-museums gelungen.

Widum in Umhausen

Wie meist üblich, lag auch in Umhausen das ursprüngliche Pfarrhaus bei der Kirche. Nach der großen Murkatastrophe von 1762 wurde es an einen etwas südlicheren Platz im Dorf verlegt. Das zweigeschossige Widum mit Krüppelwalmdach zählt zu den schönsten des Tiroler Oberlands. Seine Fassade ist regelmäßig gegliedert und mit einer opulenten Illusionsmalerei überzogen. Im Bereich des Sockels drang bedauerlicherweise Nässe ein, die starke Schäden verursachte. Eine Drainage war unumgänglich, der alte Putz wurde

entfernt und durch einen atmungsaktiven neuen ersetzt. Weiters wurden gemalte Tür- und Fensterfassungen sowie die Eckquader und die figurale Darstellung freigelegt und retuschiert und die Nullfläche befundgemäß gefärbelt.

Kapelle Maria Himmelfahrt, Finstermünz

Die Talsperre Finstermünz besteht aus einem Ensemble aus Brücke mit Turm, einer Höhlenburg, dem Turm Sigmundseck, dem Klausengebäude und einer Kapelle zur Maria Himmelfahrt. Diese im Jahr 1605 erstmals urkundlich erwähnte Kapelle litt u.a. unter eindringender Feuchtigkeit, sodass 2004 eine notwendige Restaurierung in Angriff genommen und bergseitig ein Drainagegraben angelegt wurde. Nach Ausbesserungen des Putzes weißelte man die Fassade befundgerecht mit Kalkmilch und legte die Eckquaderung an der Hauptfassade frei. Als sehr aufwendig gestalteten sich die Arbeiten am Dach, das mit einem Dachreiter versehen ist – beide in sehr schlechtem



Das Widum in Umhausen | Foto: Frischmann/Tvb Umhausen-Niederthai

Zustand. Die Konstruktion musste partiell erneuert, die Schindel-eindeckung sogar zur Gänze neu vorgenommen werden. Über der hangabwärts gelegenen Sakristei wurde der völlig eingestürzte Dachstuhl gegen einen neuen ersetzt. Am Tag des Denkmals 2006 stand ein (gut besuchter) Ausflug zur Talsperre Finstermünz auf dem Programm.

Ehrenberger Klausen in Reutte

Zusammen mit der gleichnamigen auf dem Schlossberg gelegenen Burg, die unter dem Görzer Grafen Meinhard II. errichtet wurde, bildet die Ehrenberger Klausen einen Teil der ehemaligen Talsperre an der Südflanke des Reuttener Beckens. Die Anlage findet um 1300 erstmals Erwähnung. Die bis heute erhaltenen Teile der Klausen entstanden um 1480 an der Stelle eines Vorgängerbaus und fanden in der Folge diverse Funktionen als Zoll- und Poststation, Waffendepot und Taverne. Im 16. Jh. wurde die Anlage stark beschädigt und 1607–09 unter Maximilian dem Deutschmeister wieder instand gesetzt – daran erinnert ein marmorner Wappenstein über der nördlichen Tordurchfahrt. Unter Joseph II. wurden nahezu alle Tiroler Grenzburgen aufgelöst und Ehrenberger gelangte in bürgerlichen Besitz. Durch laufend wechselnde Besitzverhältnisse und durch zweckentfremdete Nutzung verfiel Ehrenberger zusehends. 1970 wurde ein Kuratorium zur Rettung der Burg ins Leben gerufen, seit 1995 wird an dem Projekt der Restaurierung der Klausen und ihrer Ruinenreste gearbeitet.

Die gotische Klausen ist nur mehr zu einem Drittel erhalten, im östlichen Teil lediglich als Ruine, im westlichen sind noch die Eckbastionen mit Mauern und Kordonsteinen vorhanden. Die erhaltenden Arbeiten gliederten sich in zwei Projektphasen: zwischen 1995 und 98 erfolgte die Dokumentation und Notsicherung der Klausen, darauf folgten Restaurierung und Rekonstruktion. Die noch als Bauwerk erhalten gebliebenen Teile stammten aus einem barocken Umbau, diese Vorgabe wurde für die Restaurierung bestimmend. Als Erstes sanierte man den gotischen Dachstuhl und nahm die Neueindeckung der Dächer mit Lärchenschindeln vor. Im Rahmen dieser Maßnahmen stellte man fest, dass der gotische Dachstuhl mit Ende 15. Jh. zu datieren ist. Im Anschluss folgten die hangseitige Trockenlegung der Klausen sowie die Sicherung der südseitigen Giebelwand, ebenso wurde die Dachkonstruktion über der nordöstlichen Bastion neu aufgesetzt. Nach Entfeuchtungsarbeiten im Inneren widmete man sich der Sanierung der Fassaden. Dabei wurden die spätbarocken Putzfassaden rekonstruiert und die Mauerausbrüche an den nördlichen Bastionen ergänzt. Einige barocke Fenster konnten restauriert, die übrigen in barocker Teilung neu ergänzt werden. Neben technischen Vorarbeiten und Deckenverstärkungen im Inneren begann der Wiedereinbau der Wand- und Deckenbohlen der barocken Bretterkapelle im Dachstuhl. Desgleichen startete die Restaurierung der spätbarocken Innenräume. Die Klausen wurde mittlerweile zu einem Veranstaltungszentrum mit einem sehenswerten Museum ausgebaut und beherbergt heute

auch den Verein „Europäisches Burgenmuseum Ehrenberger“. Auf dem Gelände der Klausen finden seit 2004 alljährlich Römer- und Ritterspiele statt.

Pfarrkirche Maria Empfängnis in Weerberg

Die Doppelturmfassade der Pfarrkirche Maria Empfängnis auf dem Hochplateau von Weerberg wurde 1872 im neuromanischen Stil einer Basilika erbaut. Mit ihrer mächtigen Gesamt-erscheinung und dem reich ausgestatteten Innenraum stellt sie ein bedeutendes sakrales Baudenkmal des Historismus in Tirol dar. Philipp Schumacher und Franz Ertl gestalteten zwischen 1872 und 80 den sakralen Innenraum mit nazarischen Darstellungen und Dekorationsmalereien. Im vorigen Jh. hat man die Kirche in der für die Zeit üblichen Weise restauriert bzw. purifiziert, wobei zahlreiche Wandbilder übermalt und Tapetenmalereien zerstört wurden. Bilder in den Gewölben und die Altäre beließ man. Im Zuge der nächsten Innenrestaurierung war es das erklärte Ziel der Denkmalpfleger, dem architektonisch überzeugenden Innenraum seine ursprüngliche Erscheinung zurückzugeben und alle übermalten Dekorationsmalereien wieder freizulegen bzw. stellenweise zu erneuern. Nach nur sechs Monaten konnten die Arbeiten abgeschlossen werden und das geschlossene, von warmen Farbtönen geprägte Gesamtbild des Kircheninnenraums, der zur Gänze mit Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, mit Bordüren und Gesimsen und mit dekorativen Tapetenmalereien verziert ist, zeigt sich nun dem Besucher wieder in beeindruckender Weise.

Hohe Brücke über den Stallenbach in Stans

Mitte des 9. Jh. lebte ein Einsiedler in der Gegend von St. Georgenberg, der von einer Pilgerreise ein Bildnis der schmerzhaften Mutter Gottes mitbrachte. Ihr zu Ehren errichtete man auf dem Felsen von St. Georgenberg eine Kapelle, zu der eine erste 160 Fuß lange Brücke über den Stallenbach führte. Bereits im Mittelalter entstand hier ein reges Wallfahrertreiben, bei dem der Brücke eine wichtige Rolle zukam, war sie doch die einzige Verbindung über die Wolfsklamm und den Stallenbach auf den Georgenberger Felsen. 1497, nach einem Brand, wurde sie wiederaufgebaut, aus dieser



Die Festung Ehrenberg in Reutte
Fotos: Tourismusverband Naturparkregion Reutte



Die Festung Kufstein | Foto: pro.media kommunikation

Epoche stammt der Unterbau der Steinbogenbrücke. Das 1515 neu erbaute Torhaus wurde Ende des 17. Jh. von einer Lawine begraben, zuvor zerstörte ein Brand Kirche und Kloster, wobei auch Brücke und Torhaus in Mitleidenschaft gezogen wurden. Wieder war ein Neubau erforderlich, die Arbeiten daran waren Ende des 18. Jh. beendet. Diese Holzkonstruktion ist im Wesentlichen Bestandteil der heutigen Brücke. Sie präsentiert sich als ca. 40 m lange Steinmauer, die sich in 33 m Höhe über die Wolfsklamm erstreckt und in der Mitte eine hohe gewölbte Öffnung aufweist. Auf der Mauer sitzen vier massive Steinpfeiler, die in hölzernen Fachwerkaufbauten ihre Fortsetzung finden. Die 50 m lange einfache Balkenkonstruktion der Brücke führt in leichter Krümmung über die Schlucht. Ein schindelgedecktes Satteldach schützt vor Witterungseinflüssen. Der ostseitig gelegene Torturm ist mit Zinnen und Ecktürmchen sowie einem gotischen Spitzbogengewölbe ausgestattet. Geschichte wie kulturelle und bautechnische Bedeutung der Hohen Brücke machten einen besonders behutsamen und auf die bauhistorischen Gegebenheiten abgestimmten Umgang bei der Restaurierung erforderlich.

Pfarrkirche Hl. Jakobus d.Ä. und Leonhard in Hopfgarten

Erstmals erwähnt wurde die Kirche im Jahre 1355, bereits 1410 ist die

Weihe eines Neubaus bezeugt. Weitere Neubauten erfolgten 1480 und 1758–64, der letztere verlieh der Kirche die heutige Gestalt. Eines der umfassendsten Sanierungsprojekte galt der Innenrestaurierung der Pfarrkirche Hopfgarten. Nahezu acht Jahre nahmen die Restaurierungsarbeiten in Anspruch, die u.a. die Aufstellung eines neuen Volksaltars (Entwurf Peter Schuh) vorsahen. Die Pfarrkirche ist die größte Kirche im Bezirk Kitzbühel, wurde von Grund auf instand gesetzt und auf ihren ursprünglichen Zustand von 1764 zurückgeführt. Das gesamte künstlerische Inventar aus dem 18. und 19. Jh. blieb erhalten und wurde restauriert.

Festung Kufstein

1205 wird die Festung das erste Mal urkundlich als „Castrum Caofstein“ erwähnt, damals war sie im Besitz der Bischöfe von Regensburg. 1505 erwarb Maximilian I. die mittelalterliche Burg. Zwischen 1522 und 52 und 1563 erfolgte der Ausbau zur stärksten und modernsten Festung

des Landes. Eine letzte Erweiterung erfuhr sie 1675–1740 u.a. mit der Errichtung der Josefsburg, 1882 wurde sie aufgelassen und in den Jahren 1998–2001 umfassend restauriert und adaptiert. Schwerpunkte dieser Arbeit bilden die Obere Schlosskaserne, der Kaiserturm und die Josefsburg.

Bis ins 17. Jh. blieb der mittelalterliche Bauern für das Erscheinungsbild der oberen Schlosskaserne ausschlaggebend. Ein grundlegender Umbau und eine Neugestaltung der Fassaden nebst einer Vereinheitlichung der Dachformen erfolgte 1734–45 nach Plänen von Hofbaumeister J. M. Gump. Diese Fassade prägt bis heute das Erscheinungsbild der Oberen Schlosskaserne, im 19. und 20. Jh. wurden lediglich Reparaturen durchgeführt. Die barocke Prägung und die Umgestaltungen durch Gump wurden für die Restaurierung relevant, was ein Konzept erforderlich machte, das die Balance zwischen einer ausschließlich in historischer Kalktechnik ausgeführten Restaurierungstechnologie unter Beibehaltung der Alterungsästhetik anstrebte.

Der 1518–22 errichtete Kaiserturm ist, mit Ausnahme des Dachstuhls, heute noch in seiner originalen Bauhöhe einschließlich der wesentlichen architektonischen Details erhalten. Die ursprünglichen Oberflächen zeichneten sich durch gotischen Putz und weiße Kalkfärbelung aus. 1734–45 erfuhr der Dachstuhl Veränderungen. Dabei wurde die hofseitig vorkragende Schildwand abgebrochen, der Kaiserturm neu verputzt und die Weißfärbelung wiederholt. Dieser barocke Umbau prägt heute noch das Erscheinungsbild. 1745–60 baute man Gefängniszellen in das oberste Geschoss ein, wofür u.a. die Öffnungen teilweise vermauert wurden. Im 20. Jh. erfolgten stellenweise Ausbesserungen der Fassade. Wie bei der Oberen Schlosskaserne ist auch hier die Gump'sche Umgestaltungsphase hinsichtlich des erhalten gebliebenen Putzbestands sowie der dabei erfolgten architektonischen Veränderungen relevant. Das Restaurierungskonzept ist weitestgehend das der Oberen Schlosskaserne.

Die Josefsburg stellt sich heute als barocker Festungsbau dar, der im Laufe der Jahrhunderte bedauerlicherweise einen ruinenhaften

Charakter angenommen hat. Die fortschreitende Verwitterung hätte unweigerlich den Verlust des Objektes bedeutet. In der Abwägung zwischen Rekonstruktion, reiner Konservierung und Restaurierung entschied man sich für Letzteres und somit für die Aufrechterhaltung der Balance zwischen Bauwerk und Ruine. Um dieses labile Gleichgewicht künftig zu gewährleisten, musste nach technischen Möglichkeiten gesucht werden, die vor allem eine langfristige Abdichtung gegen eindringende Feuchtigkeit und somit Substanzsicherung in möglichst authentischer und reversibler Form erlauben. Die Lösung fand sich in der Rekonstruktion der ursprünglichen Lehmabdichtung. Weiters wurden der Bastionsbereich mit Gras bedeckt, der Hof mit Kies belegt und alle neuen Bau-Details ausgeführt, die für die künftige Nutzung als Open-air-Veranstaltungsort erforderlich waren. Im Zuge der Arbeiten entdeckte man kostbare Siedlungreste und Fundstücke aus der Bronzezeit (die u.a. im Festungsmuseum zu besichtigen sind).

Pflegghof in Anras

Das alte Pflegehaus in Anras, auch Pflegerhaus oder Pflegerhof genannt, ist von außergewöhnlicher Bedeutung. Über die frühe, ins Mittelalter zurückreichende Baugeschichte des Gebäudes ist nur wenig bekannt, die ersten urkundlichen Hinweise stammen aus dem 18. Jh. Zwischen 1754 und 57 ließ es der Gerichtspfleger Johann Florian Peisser errichten; aus einer Inschrift über der südseitigen Eingangstür geht hervor, dass der Bau 1757 unter Fürstbischof Leopold von Brixen vollendet worden ist. Anras war damals Sitz des bischöflichen Gerichts zu Brixen, der Richter resp. Pfleger wohnte also direkt neben der Pfarrkirche.

Bis ins späte 18. Jh. diente der Bau desgleichen als Sommerresidenz der Brixner Fürstbischöfe. Gemeinhin nennt man das Haus, das seit dem 19. Jh. in Privatbesitz ist und die letzten 20 Jahre leer stand, „das Schloss“. Nachdem der Zustand des Hauses zunehmende Besorgnis erregte, galt es zu handeln. Dank der Hilfe der Messerschmitt-Stiftung München gelang die Erhaltung des Juwels.

Die Arbeiten begannen 1992 mit der Trockenlegung der Grundmauern. Parallel dazu liefen die vom Bundesdenkmalamt durchgeführten Bauuntersuchungen und ebenfalls vom Denkmalamt geleiteten archäologischen Grabungen im südöstlichen Bereich des Pflegehauses. Dabei entdeckte man, dass der Pflegehof auf einen nahezu quadratischen Bau des frühen 14. Jh. zurückgeht, von dem noch aufgehendes Mauerwerk erhalten ist. Als sich im Laufe der archäologischen Grabungen herausstellte, dass sich die älteste Kirche östlich des Pflegehauses fortsetzte, grub man dort weiter. Die Messerschmitt-Stiftung finanzierte auch in der Friedhofskapelle die archäologischen Grabungsarbeiten einschließlich Trockenlegung des Mauerwerks mit dem Ergebnis, dass der Kirchenbau bis in das 5. Jh. nachgewiesen werden konnte. Wollte man ursprünglich die vorhandene Innenraumfärbelung in der Friedhofskapelle lediglich reinigen, so entdeckte man bald verschiedene Malschichten unter



Das Pflegergerichtshaus Schloss Anras. „Pflegghof in Anras“ | Foto: Hans-Sieghart Wilhelmer/TVB Anras

der derzeitigen Färbelung, speziell im Bereich des Triumphbogens. Daraufhin folgten die Freilegung der Fresken im Inneren der Friedhofskapelle, der Kreuzigungsgruppe neben dem südlichen Eingang und der nordseitigen St.-Christophorus-Darstellung sowie die Gesamtrestaurierung der Friedhofskapelle.

Der Dachstuhl mit Krüppelwalm des Pflegehauses war stellenweise schwer beschädigt. Somit bildete die statische Sanierung des Dachstuhls samt Neueindeckung mit Lärchenschindeln eine unumgängliche Sanierungsmaßnahme. Nach eingehender Fassadenuntersuchung ging man an die Außenrestaurierung, wobei die Neufärbelung der Fassade nach den originalen Farbtönen in reiner Kalkfarbe erfolgte. Noch vorhandene alte Butzenscheiben konnten ausgebaut und bei erhaltenswerten Fensterflügeln wieder eingesetzt werden.

Die einstigen Amtsräume des Pflegers im zweiten Stock des Hauses weisen außerordentlich schöne Täfelungen auf, die ebenso restauriert wurden. Überdies baute man nötige Sanitär- und Elektroinstallationen ein.

Mittlerweile wurde vom Land Tirol ein Gerichtsmuseum mit Strafvollzugsausstellung von 1499 bis heute eingerichtet. Das Haus wird auch mit exklusiven Sonderausstellungen von bekannten Künstlern und einer Fotoausstellung bespielt.

Schloss Bruck in Lienz

Schloss Bruck erhebt sich auf einer Hügelkuppe über der Stadt Lienz. Die Burg wurde zwischen 1252 und 77 als Residenz der Grafen von Görz erbaut und verdankt ihren Namen der Brücke, die unterhalb des Schlossbergs über die Isel führt. Die ehemalige Grafenburg ist heute eine geschlossene Anlage mit Innenhof und eindrucksvollen Architekturbestandteilen aus acht Jahrhunderten. Im Lauf der Jahre wechselte das Schloss häufig den Besitzer und war nicht nur Residenz der Görzer, sondern auch Brauerei, Gastwirtschaft, Spedition, Waffenarsenal, Militärspital und Kaserne. 1942 kaufte die Stadt Lienz das Anwesen und richtete darin ein Heimatmuseum ein. Aus dem groß angelegten Umbau der Jahre 1999–2000, der in Hinblick auf die Landesausstellung 2000 („Leonhard und Paula. Das ungleiche Paar“) durchgeführt wurde, resultiert eine faszinierende Symbiose alter und neuer Bauteile. Zur gleichen Zeit wurden zahlreiche Restaurierungsmaßnahmen vorgenommen. Um einen rei-



Schloss Bruck in Lienz | Foto: Kofler/Osttirol Werbung

bungslosen Besucherzutritt zu gewährleisten, errichtete man am Westtrakt ein Stiegenhaus aus Stahl, was einen partiellen Abbruch eines Gewölbes aus dem 16. Jh. mit sich brachte. Weiters wurden die Burgtaverne, die Nassräume und die um die Jahrhundertwende entstandenen Büros umgebaut und ein Medienraum eingerichtet. Dabei achtete man sorgfältig auf die Bewahrung der Bauwerksoberflächen, die gereinigt und restauriert wurden. An der äußeren Schlossfassade nahm man lediglich stellenweise Ausbesserungen vor, die Zwingermauer und die Gewölbe nördlich des Bergfrieds erhielten eine statische Sicherung.

Bischofszimmer im Widum von Sillian

Mit dem gotischen Bischofszimmer im Pfarr-

haus von Sillian hat sich eine kulturgeschichtlich bedeutende Einrichtung erhalten – eine von insgesamt zwei erhaltenen gotischen Stuben mit Balkendecke und Vertäfelung in einem Widum. Das Bischofszimmer liegt im ersten Geschoss, ist ein nahezu quadratischer Raum mit den Maßen 8,20 m Länge, 8,05 m Breite und einer mittleren Raumhöhe von 2,85 m und verfügt über einen Boden aus Fichtenbohlen. Die Wände sind vertäfelt und tragen eine seitlich leicht geschwungene, ansonst flache Zirbenholzdecke, deren Balken Schnitzornamente aufweisen. Die Wandtäfelung besteht aus schmucklosen, teils vertikal, teils horizontal verlegten Brettern, die Balkendecke ist im Gegensatz dazu kunstvoll verziert und weist sechzehn mittige und an den Enden ornamentierte Balken auf, die auf einem reich beschnitzten Kreuzbalken aufliegen.

Decke und Vertäfelung waren vor der Restaurierung vollständig übermalt. Die Befundung ergab insgesamt fünf Fassungen, wobei die jüngste eine nur mehr schlecht erhaltene aus der Jahrhundertwende war, die vierte Fassung ein Schablonenmuster des Historis-

mus aus der zweiten Hälfte des 19. Jh., die dritte Fassung eine graue Rokokointerpretation und die zweite einen monochromen Farbansatz des 17. Jh. zeigte. Die älteste und ursprüngliche stammt aus der Zeit um 1500. Diese galt es wieder herzustellen, denn aufgrund des großen Seltenheitswertes der Stube und der nur mehr punktuell erhaltenen historisch späteren Fassungen zog man die Wiederherstellung des Originalzustands vor.

Zunächst erfolgte die Freilegung der Holzdecke und der Wandvertäfelung nach Aufweichen der Übermaltenschichten. Die freigelegten Holzoberflächen wurden gesäubert und nötige Ergänzungen fehlender Schnitzereien oder schadhafter Oberflächen vorgenommen. Abschließend wurden der Riemenboden mehrmals gereinigt und große Fehlstellen entsprechend ergänzt. Mit den restauratorischen bzw. konservatorischen Maßnahmen gingen nötige Sanierungsarbeiten (neue Heizung und Elektroinstallationen) einher.

Ulla Furlinger



Velthun in Coll, Villnöß, Harmonie aus Landschaft und Gebautem | Foto: Irmgard Mitterer

Alte Bauten – Alte Inhalte

Vom Wert des Selbstverständlichen

Denkmalschutz ist in aller Munde. Ob alle wissen, worum es dabei wirklich geht? Dass Schlösser, Kirchen, Ansitze zu Denkmälern erklärt und erhalten werden, wird allgemein verstanden und akzeptiert. Was aber ist mit den vielen alten Bauten, deren Bedeutung dem, der nur einen schnellen Blick drauf wirft, vorerst verborgen bleibt und sich erst nach einem zweiten in seiner ganzen Tragweite auftut? Es sind die vielen Bauten, die nicht unter Denkmalschutz gestellt werden, weil die objektiven Voraussetzungen dazu fehlen. Es sind Bauten, die wie selbstverständlich da sind, eine Einheit mit der Umgebung bilden, mehr oder weniger unauffällig sind. Ein einfaches Stadthaus, Teil einer gotischen Anlage, erzählt viele Geschichten zur Entwicklung der Stadt, ein Gehöft, harmonisch verwachsen mit der Landschaft, vermittelt das

karge und schwierige Leben in den Hochtälern, ein Landgasthaus neben der Kirche ist sonntäglicher Mittelpunkt der kleinen und großen Ereignisse eines Dorfes. Viele dieser unscheinbaren Bauten sind von Verunstaltung und Abriss bedroht. Mit ihrem Verschwinden gehen sukzessive Bestandteile eines kulturellen Netzwerkes verloren. Es sind dies die Identität und Unverkennbarkeit eines Ortes, einer Stadt oder einer Gesellschaft. Nehmen ihre Stelle irgendwelche austauschbaren Gebäude ein, herrschen bald Beliebigkeit und Einfalt vor. Vielleicht lohnt es also doch, einen zweiten Blick auf die alten Bauten zu werfen, bevor sie leichtfertig abgerissen werden. Im Artikel 1 der Charta von Venedig, 1964 als Grundlagenpapier zur Konservierung und Restaurierung von Denkmälern und Ensembles verfasst, steht geschrieben, dass sich der Denkmalsbegriff auch auf bescheidene Werke, die im Laufe der Zeit eine kulturelle Bedeutung bekommen haben, bezieht. Vor kurzem erklangen zaghaft erste Aufrufe zur Sicherung alter Bauernhöfe. Ein Alarmsignal, wenn auf höherer, politischer Ebene laut darüber nachgedacht wird. Eigentlich sollte die Erhaltung und Pflege des Eigentums eine höchst private

Angelegenheit sein. War es früher eine Selbstverständlichkeit, dass eine Generation das Erbe ihrer Ahnen übernahm und, den eigenen Bedürfnissen entsprechend adaptiert, in die nächste Zeit übertrug, so scheint dies heute nicht mehr möglich zu sein.

Erhaltung aus Tradition

Tradition, aus dem lateinischen *tradere*, zu Deutsch überliefern, überbringen, interessanterweise aber auch verraten, ist die Überlieferung der Werte, der Erfahrungen. Tradition sichert den Reichtum an Vielfalt, garantiert das geistige Rüstzeug zur Weitergabe an die nächste Generation. Es scheint der Mangel an Traditionsbewusstsein zu sein, wenn alte Bauten abgerissen werden, um einer mehr oder weniger belanglosen Architektur zu weichen. Es ist verloren gegangene Selbstverständlichkeit gepaart mit einer Art von Verblendung und Unverständlichkeit in der Überfülle an Angeboten zu Sanierung, Restaurierung, Erneuerung bis hin zu Abriss und Wiederaufbau. Nachdenklich stimmt, dass erst die Einführung des Denkmalschutzes als Konstrukt der Gesellschaft die einst selbstverständliche Sicherung der gebauten Erbschaft für die Zukunft garantieren soll. Tatsache ist, dass das Bewusstsein zum Erhalt traditionsbehafteter Werte zuerst in den Köpfen Außenstehender wächst, der Städter beispielsweise, wenn es um erhaltenswerte ländliche Bausubstanz geht. Die direkt Betroffenen, die Eigentümer, scheinen oft blind geworden gegenüber dem, was andere als schützenswert, erhaltenswert empfinden. Es nimmt nicht Wunder, wenn Erstere das als ungerechtfertigte Einmischung sehen, was die anderen in gut gemeinter Absicht verlangen. Aber Betriebsblindheit ist ein schlechter Berater in solch grundsätzlichen Entscheidungsfragen.

Apostelhaus in Klausen, Eisacktal, Sanierung 1999-2009; vorher: Wohnhaus, nachher: Ämter der Gemeindeverwaltung Klausen. | Projekt u. Foto: Irmgard Mitterer



Der Verlust des Selbstverständlichen

Das Normale, das Selbstverständliche ist in der Vorstellung vieler nicht mehr zeitgemäß. Alte Bauten scheinen der Entwicklung eines wohlhabenden Landes wie Südtirol im Wege zu stehen. Sind ökonomische und daraus resultierende gesellschaftliche Veränderungen Motor oder Folge des bedenkenlosen Umganges mit alter Bausubstanz? Als Beispiel sei das Schicksal des klassischen Bauerngehöftes dargestellt: Errichtung eines oder mehrerer Neubauten, überdimensional, beziehungslos in die Landschaft gesetzt, belanglos versehen mit einer Ansammlung von Zitaten aus dem ehemals reichen Schatz handwerklicher Tradition, hier aber bedeutungslos in ihrer Aussage. Die Altbauten bleiben oft bezugslos und unbewohnt bestehen. Die Folgen sind Verhüttelung, Zerstörung der ursprünglichen Harmonie von Wohn- und Wirtschaftsgebäude, dissonantes Gesamtbild von Gebautem und Landschaft. Das gewohnte Bild, die Einheit aus Landschaft und Gebautem, gerät in Schiefelage. Gerade diese gestörte Einheit wird immer mehr beklagt. Südtirol, einst ein Agrarland, ist heute nicht mehr dasselbe. Fremdenverkehr, Industrialisierung und der Einsatz der Maschinen hinterlassen Spuren in der Landschaft, im städtebaulichen Gefüge, überall. Selbst das gesellschaftliche Zusammenleben hat radikale Veränderungen erfahren. Weder die Erleichterungen durch die Technisierung noch der daraus resultierende Wohlstand an sich sind für den Verlust des Selbstverständlichen, des Gewohnten, des Harmonischen auszumachen. Wohlstand ist nicht zwingend ein schlechter Nährboden für die kulturelle Entwicklung eines Landes. Vielmehr ist der Umgang mit dem Wohlstand ein gewissen- und rücksichtsloser, ein leichtfertiger und oberflächlicher geworden.

Der Mammon als Lückenbüßer

Alte Bauten, denen ihre ursprünglichen Inhalte verloren gegangen sind, seien sie nun unbewohnt oder ihrer ursprünglichen Funktion entledigt, geraten immer mehr in die Mühlen der Spekulation. Unbewohnte Höfe oder solche, die nur mehr teilbewirtschaftet werden, sind ebenso gefährdet wie aufgelassene Gasthäuser, Bahnhöfe und andere. Günstige



Neue Unterstände an Bahnstrecke Bozen–Meran, Bahnhof Lana/Burgstall 2007–2009, Detail eines Unterstandes; Projekt: Irmgard Mitterer | Designer: Societät Stuttgart Foto: Boris Miklautsch



Neue Unterstände an Bahnstrecke Bozen–Meran, Bahnhof Vilpian 2007–2009; Projekt: Irmgard Mitterer | Designer: Societät Stuttgart | Foto: Boris Miklautsch

Voraussetzungen wie gute Anbindung an das Straßennetz und eine großzügig auslegbare Gesetzgebung versprechen gute Ausbeute und sicheren Gewinn. So entsteht ein neues Bauwerk als konkretisierter Ausdruck eines leichtsinnigen urbanistischen Regelwerkes. Architektonische, städtebauliche, soziale und umweltbezogene Belange als wesentliche programmatische Vorgaben bleiben zweitrangig.

Nochmals die Frage: Müssen die Errungenschaften der Technik und die wirtschaftlichen Entwicklungen zum Verlust der kulturellen Eigenständigkeit führen? Sind die alten Inhalte nicht mehr zeitgemäß oder reichen sie ganz einfach nicht mehr aus? Ist der Abriss einer Rauchküche, weil nicht mehr gebraucht, gerechtfertigt? Ist der Abriss eines Hotels, weil nicht mehr genutzt, gerechtfertigt? Darf ein Bahnhof, weil kein Zug mehr hält, dem Verfall preisgegeben werden?

Und weiter: Warum wurden jahrzehntelang Bauten erhalten, umgenutzt, verändert und weitergegeben als Teil einer vielfältig vernetzten Kulturlandschaft? Was macht die Aussagekraft

eines alten Gebäudes aus, selbst wenn es keinen besonderen kunsthistorischen Wert besitzt?

Und schlussendlich: Wie viel Abriss und Zerstörung verträgt ein Land, bis es, zur Idylle einer aufgeblasenen Scheinwelt, zum Tummelplatz narzisstischer Architekturinszenierung hochstilisiert, in die kulturelle Bedeutungslosigkeit abdriftet?

Distanz schafft Objektivität

Je weiter ein historisch gewachsener Bau zurückverfolgt werden kann, umso komplexer und reichhaltiger ist sein Erscheinungsbild und umso größer ist die Fülle an Information zu den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der vergangenen Zeit. Historische Bauten fordern das Wahrnehmungsvermögen heraus, verlangen einen bewussten Umgang und Rücksicht. Sie verlangen nachzudenken, innezuhalten und sich zu besinnen auf Tradition, Geschichte und Entwicklung. Geduld spielt eine nicht unwesentliche Rolle. Entschleunigung heißt das Zauberwort auf der Suche nach dem Selbstverständlichen, nach dem gewohnt Normalen. Wer sich die nötige Zeit dazu lässt, hat die Gelassenheit für den eingangs erwähnten zweiten Blick. Die Auseinandersetzung mit alter Bausubstanz bietet Einblick in die Vergangenheit, vermittelt Werte, zeigt die Wege zur Veränderung auf. Alte Inhalte werden auf ihren Gebrauchswert überprüft, neue Inhalte fließen ein.



Villa Hirzel in St. Konstantin, Völs, eines der schönsten Sommerfrischhäuser, vor kurzem abgerissen | Foto: Irmgard Mitterer

Distanz ermöglicht einen neutralen und unbelasteten Zugang zu alten Bauten. Die Auseinandersetzung aus der Perspektive des unbeteiligten Dritten schafft Abhilfe gegen die Betriebsblindheit und stärkt das eigene Urteilsvermögen. Bewusste Auseinandersetzung mit dem Alten muss nicht zwingend nur Erhaltung alter Bauten bedeuten. Sie kann auch zur Entscheidung eines Abrisses mit Wiederaufbau führen, es wird eine verantwortungsbewusste Entscheidung sein. Ins Konzept des Neubaues werden die Erfahrungen der Vergangenheit mit einfließen. Das Wesen der traditionellen Bauweise kann mit den neuen technischen Möglichkeiten weitergeführt und so zu neuen Bauweisen führen. Bezüge zu Umfeld und Landschaft bleiben erhalten. Das bauliche Gefüge wird weitergestrickt. Das kulturelle Netzwerk wird um einen neuen Baustein bereichert.

Die Wiederentdeckung der Normalität

Durch unsachgemäße Handhabung der alten Bauten gehen kulturell bedeutsame Werte verloren. In diesem Vakuum steigt der Bedarf an Ersatzbildern. Hochtechnisierte Häuser werden mit Zieraten aus der Vergangenheit besetzt. Dieser Zierrat nützt nichts, bleibt leblos. Tradition kann nicht durch hohle Manierismen beliebig verordnet werden. Tradition kann neu belebt werden durch Bewusstseinsbildung und so Impulse geben für neue Inhalte, die den



Anstalt Hohenhaus in Gufidaun, Eisacktal, Sanierung 1999–2005; vorher: Grundschule, nachher: 3 Wohneinheiten, Jugendtreff, Chorprobelokal, Bibliothek Projekt und Foto: Irmgard Mitterer

veränderten Bedürfnissen an Hygiene, Technik und Energieoptimierung Rechnung tragen. Der sorgsame Umgang mit alter Bausubstanz bietet die Möglichkeit, die darin enthaltenen Geschichten herauszulesen, Botschafter eines neuen Verständnisses von Tradition zu sein. Der traditionsbewusste Umgang mit dem kulturellen Erbe ist Garant für eine ehrliche und zeitgemäße Haltung, ohne Gefahr zu laufen, in die Fänge modernistischer Machenschaften zu geraten.

Der Wegweiser für den richtigen Umgang mit alten Bauten heißt Normalität. Sie ist Programm und Haltung zugleich. Normalität mahnt die Akteure des Bauens, Eigentümer wie Planer, in eine zurückhaltende, dienende Position, aus der die Symbiose aus Landschaft und Gebautem wie selbstverständlich erwächst. Selbstverständlichkeit ist der beste Indikator für eine gelungene und verantwortungsbewusste Auseinandersetzung mit den alten Bauten.

Irmgard Mitterer



Morgenstett im Sarntal | Foto: Damian Pertoll, Meran

Bau - DENK mal PFLEGE

Zum Verhältnis von Architektur und Denkmalpflege

Historische Bauten stehen materiell anfassbar und benutzbar in unserem Lebensraum. Als Erinnerungsträger, sei es persönliche als auch kollektive, sind sie Teil unserer Realität. Der Mensch hat nicht nur ein Grundbedürfnis, sondern ein Grundrecht auf die Erhaltung echter, realer Zeugnisse, um seine Wurzeln zu spüren, darauf Neues zu schaffen und seiner Gegenwart Flügel zu verleihen. Historische Bauten sind zudem nicht erneuerbare Ressourcen und gehören wie Natur, Wasser, saubere Luft zu unseren kostbarsten Gütern.

In Südtirol stehen rund 5.000 Bauten unter direktem Denkmalschutz, die ein kleiner, aber vom Anspruch her repräsentativer Ausschnitt des erhaltenen gebauten Kulturerbes sind. Auch wenn die Erfassung und Erforschung der Denkmallandschaft nie abgeschlossen, der Denkmalbegriff in

stetem Wandel ist und laufend neue Unterschutzstellungen notwendig werden, wie jene des ersten Hochhauses von 1950–52 oder das Mauerfragment des NS-Durchgangslagers in Bozen, sind die Listen des Amtes für Bau- und Kunstdenkmalpflege, die veröffentlichte Kurzfassung davon und die Internetversion (Monument Browser) das bisher vollständigste Inventar der noch erhaltenen Baudenkmäler.

Von den geschützten Bauten entfallen mit Kirchen, Kapellen, Bildstöcken, Kloster- und Stiftsanlagen etwa 1200 auf sakrale und 3.800 auf profane Objekte. Von Letzteren stellen die 1500 Bauernhäuser, die dazugehörigen Bauten bäuerlicher Technik wie Kornkästen (54), Mühlen (57), Backöfen (7), Sägen (3) den größten Anteil und zeigen einmal mehr die starke bäuerliche Prägung der Südtiroler Kulturlandschaft. Burgen und Schlösser (85), Burgruinen (62) sowie adelige Ansitze (309) bestimmen die Denkmallandschaft in den wirtschaftlich bedeutenden Tälern im Umfeld der Städte, an den Verkehrs- und Handelswegen mit. Die Altstädte weisen heute noch eine beträchtliche Anzahl an historischen Stadthäusern auf (800). Sie erfuhren im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert Stadterweiterungen, deren

Häuser und Villen (170) mit zum Denkmalbestand gehören. Historische Gasthäuser (150) erhielten in der Zeit des beginnenden Tourismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert Zuwachs durch heute geschützte Hotelanlagen in Meran, entlang der Bahnlinien und an den Gebirgsstraßen (30). Zeugnisse der Technik, des Verkehrs und der Industrie wurden erst im letzten Jahrzehnt zunehmend als Kulturdenkmäler wahrgenommen. Entlang der 1864 bis 1867 errichteten Brennerbahnlinie, der Südbahn durch das Pustertal von 1871 und der Vinschgaubahn von 1905 konnten die bauzeitlichen Bahnhöfe geschützt und zum Teil restauriert werden und erfüllen noch ihre originale Funktion. Wasserkraftwerke zur Stromerzeugung, wie das 1929 in Betrieb gegangene, damals größte Kraftwerk Europas „Carlo Cignola“ in Kardaun bei Bozen, das heute immer noch Produktionsstätte ist, haben die Energiegewinnung und Industrialisierung des Landes langfristig geprägt. Das aufgelassene Aluminiumwerk der Montecatini in der Bozner Industriezone wird nach längerem Stillstand einer neuen Nutzung zugeführt werden.

Das italienische Denkmalschutzgesetz ermöglicht zwar den Schutz des Einzelobjektes und seiner unmittelbaren Umgebung, bietet jedoch kein Instrument für größere architektonische Einheiten, Altstädte, Weiler, Ortsbilder, Straßenzüge und Denkmallandschaften. Die späte Erkenntnis, dass die Geschwindigkeit der baulichen Entwicklung unserer gebauten Umwelt, der Städte und Dörfer schwer zu steuern ist, haben 1997 zur Positionierung des Ensembleschutzgedankens in der urbanistischen Gesetzgebung und zur Zuweisung der direkten Zuständigkeit an die jeweiligen Gemeinden geführt. An sich ein Anstoß zur Eigenverantwortlichkeit für die Erhaltung der historischen Ensembles und der dazugehörigen Kulturlandschaft, in die Architektur immer eingebunden ist, in der Praxis jedoch bisher kein erfolgreiches Modell.

Die Burgruine Rafenstein am ehemaligen Weg ins Sarntal hoch über Bozen bezieht ihren Denkmalwert aus dem Ruinencharakter. Konservierung des ruinösen Bestandes mit allen Zeitschichten und nicht Nutzbarmachung ist der denkmalgerechte Umgang. | Foto: Messbildstelle Dresden

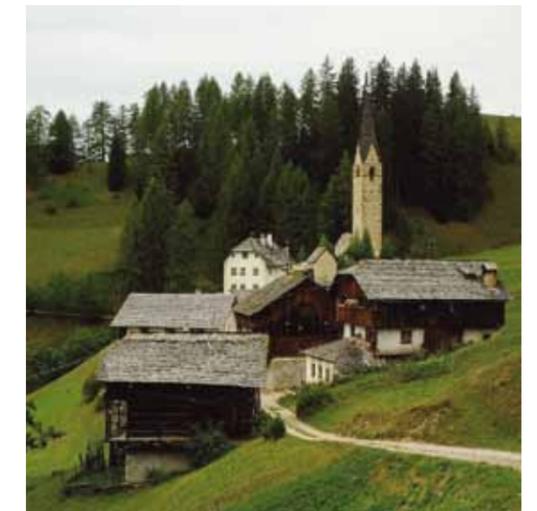


Vom Umgang mit Baudenkmalern

Die Auseinandersetzung mit historischer Architektur, ihrer Erhaltung und zeitgemäßen Nutzung ist eines der Haupttätigkeitsfelder theoretischer und praktischer Denkmalpflege. Der Umgang mit einem Baudenkmal, und zwar in der ganzen Bandbreite der Möglichkeiten, vollzieht sich im Dreieck zwischen Denkmaleigentümer und -nutzer, den Planern samt Restauratoren und Handwerkern und den amtlichen Denkmalpflegerinnen und -pflegern. Jede Maßnahme muss in diesem Verhältnis ausgehandelt, festgelegt und praktisch umgesetzt werden. Ein offener, partnerschaftlicher Dialog auf Augenhöhe ist Voraussetzung und Bedingung dafür, dass historische Bauten in ihrer physischen Präsenz auch in der Zukunft erfahrbar, befragbar bleiben und ihren Zeugniswert bewahren.

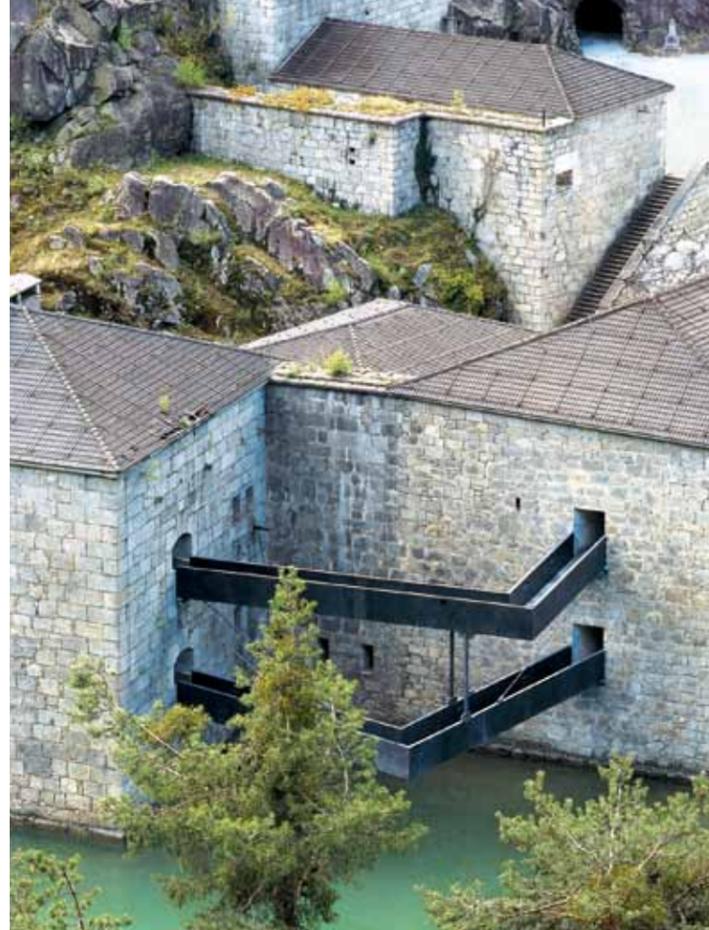
Die Erhaltung und Konservierung etwa einer mittelalterlichen Burgruine oder der Fragmente des Durchgangslagers von 1944/45 in Bozen-Süd wird kaum Konfliktstoff bieten, da ihr geringer praktischer Gebrauchswert allgemein anerkannt ist und sie den Status eines für sich und seine historische Botschaft stehenden Denkmals haben. Die Eingriffe beschränken sich bei derartigen Bauten auf Bestandssicherung und auf ein Minimum von Gestaltungselementen. Rekonstruktionen sind nur auf dem Papier oder virtuell zulässig.

Altewgen im Gadertal. Sakrale und profane, herausragende denkmalgeschützte und bescheidene Wohn- und Wirtschaftsbauten fügen sich zu einem Ensemble, erzählen Geschichte und Geschichten und prägen die Kulturlandschaft wesentlich mit. | Foto: Hubert Walder





Die Transformatorenhalle der Aluminiumfabrik der Montecatini in Bozen aus den 1930er-Jahren, eine Ikone der rationalistischen Industriearchitektur und mehrdeutiger Erinnerungsträger aus der Zeit des Faschismus. Als solcher ist die Fabrik einer der wenigen geschützten Bauten der Zeit. Eine neue Nutzung der stillgelegten Anlage ist für ihre Erhaltung Voraussetzung und wird eine neue Zeitschicht ergänzen. | Foto: Alexa Rainer



1833–1838 gebaut, hat die Franzensfeste bis 2003 ihre militärische Funktion beibehalten. Nachdem das Militär die Festung verließ trat sie in ein anderes Dasein. Die Anbauten und die verbindenden Brücken von Architekt Markus Scherer aus den Jahren 2008/2009 und der vergoldete Handlauf als künstlerische Intervention von Alois Manfred Mair denken und bauen an der Festung und ihrer Biografie weiter. Ausgangspunkt dafür sind ihr materieller Bestand und ihre Geschichte. Foto: © Rene Riller

am historischen Objekt. Die alternative Forderung nach neuen, modernen, deutlich ablesbaren Formen zeitgenössischer Eingriffe ging von Denkmalpflegern und Architekten gleichermaßen aus. Sie wurde beinahe als moralische Forderung formuliert und fand als theoretische Grundlage noch 1964 in die Artikel 9 und 12 der Charta von Venedig Eingang. Seither pendeln Restaurierungseingriffe und bauliche Ergänzungen zwischen gut gemeinter bis polemisch-modernistischer Kontrastwirkung über bewusst gesetzte Brüche und der Entwicklung differenzierter Kontinuitäten und Dialoge zwischen Historischem und Zeitgenössischem.

Qualitätvolle heutige Architektur im historischen Kontext zeichnet sich dadurch aus, dass sie ohne historische Formen zu imitieren aus dem Ort heraus entwickelt wird, an dem sie errichtet werden soll, am Zusammenfinden und nicht an der Distanz von Alt und Neu arbeitet und für eine selbstbewusste Zeitgenossenschaft steht. Scheinhistorisierungen, oberflächliche distanzlose Aneignung historischer Bauformen, wie sie in der Hotel- und Bauernhausarchitektur weit verbreitet sind, tragen zur Schwächung und Verschleierung der echten historischen Baukultur und seiner Bezüge bei und suggerieren, dass historische Architekturformen beliebig ersetzbar sind. Qualitätvolle Baudenkmalpflege basiert auf der Akzeptanz der Gegenwart und des Gegenwärtigen und nicht auf deren Ablehnung. In dieser Auseinandersetzung gilt nicht Denkmalpflege versus zeitgenössisches Bauen, steht nicht der schaffende Architekt als Herausforderer gegen den bewahrenden Denkmalpfleger als Verhinderer, sondern sind Kenntnis des Objektes und Dialog, interdisziplinäre, prozesshafte Zusammenarbeit im Sinne des partnerschaftlichen Agierens für die Wirksamkeit und den Weiterbestand historischer Baukultur gefordert.

Der Umgang mit historischen Bauten, auch mit schwieriger und unbequemer, ist ein Gradmesser für das kulturelle Selbstverständnis, die Beziehung zum „Anderen“, für Toleranz und Solidarität einer Gesellschaft. Die Denkmalpflege als öffentliche Aufgabe trägt für alte und junge, für vertraute und fremde, akzeptierte und abgelehnte historische Bauten gleichermaßen Verantwortung. So vielseitig wie die Geschichte des Landes, das Leben und Wirken der Menschen ist auch die Architekturlandschaft Südtirols, gewollt oder nicht. Südtirol braucht wie jedes andere Land die Baudenkmäler, um der Vielschichtigkeit, den Brüchen, der Vielfalt und den Grenzen seiner Kultur zu begegnen. Sie zu akzeptieren heißt den Konsens, die Eigenständigkeit und Identität zu stärken.

Mit historischen Bauten in Beziehung treten ist ein kreativer Prozess und anspruchsvolle zeitgenössische Kulturarbeit.

Waltraud Kofler-Engl

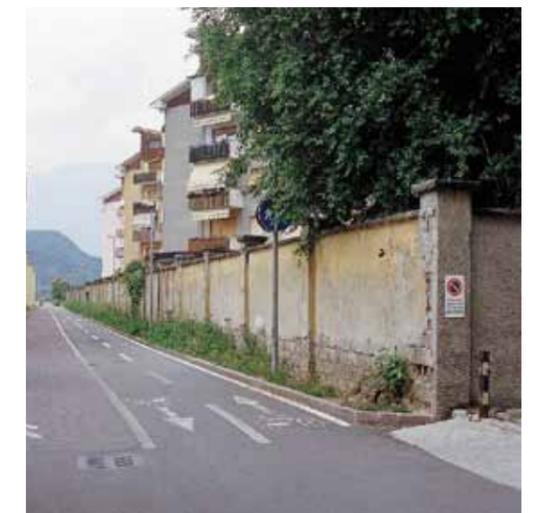
74 Komplexer wird die Aufgabe bei in Gebrauch stehenden Gebäuden. Am sakralen Objekt sind die Anforderungen für eine zeitgemäße Nutzung meist geringer als am profanen.

Die an die Erforschung anschließende Bewertung und Auswahl der zu erhaltenden Zeitschicht, der Eingriffsmethode, der Materialien verlangt konkrete Entscheidungen und zieht Eingriffe in die Denkmalsubstanz nach sich. Die zunehmend steigende Geschwindigkeit an Veränderung und damit Alterung menschlicher Arbeits- und Wohnweisen haben so manches profane Baudenkmal aus dem originalen Nutzungszusammenhang gerissen oder erfordern Anpassungen an heutige Nutzerwünsche. Musealisierung, reine Konservierung oder Reparatur retten solche Bauten meistens nicht. Wiedernutzbarmachung und Sanierung auch unter Mitberücksichtigung der sozialen Aspekte sind notwendig, um sie für die Zu-

kunft zu erhalten. Für Denkmalpfleger und Architekten sind derart gelagerte Bauaufgaben alltäglich und zahlenmäßig der häufigste Fall. Die schonende Anpassung an zeitgenössische Wohn- oder Funktionsbedürfnisse ist der beste Weg, um sie wieder in den Nutzungs- und Pflegekreislauf zu bringen. Dabei ist nicht die Überlagerung oder die Ergänzung durch eine neue Zeitschicht, der unseren, problematisch – diese ist notwendig, um historische Architektur von der Vergangenheit in die Zukunft zu bringen –, sondern die häufig überzogenen Nutzungs- und energetischen Ansprüche. Denkmalpflege hat in solchen Fällen zwischen dem Objekt als historischem Zeugnis und den Ansprüchen der Nutzer zu vermitteln und sich im Zweifelsfall schützend davorzustellen, um entweder die bestmögliche Lösung zu verhandeln oder sich denkmalzerstörenden Tendenzen zu widersetzen, um dessen Substanz und Authentizität auch für künftige Generationen zu garantieren.

Weiternutzung historischer Architektur hat mit Weiterdenken und Weiterbauen zu tun. Der historische Bestand und seine Biografie sind dabei die Konstanten und der Ausgangspunkt. Die Geburt der modernen Denkmalpflege zu Beginn des 20. Jahrhunderts bedingte die Ablehnung des Historismus und der Stilmachung

75 Das Fragment der Umfassungsmauer des polizeilichen Durchgangslagers in der Bozner Reschenstraße von 1944/45 ist materiell nur eine verputzte Ziegelmauer. Erst das Wissen um die historischen Ereignisse an diesem Ort des Terrors erschließt die Botschaft und den Zeugniswert als Mahn- und Gedächtnismal. | Foto: Amt für Bau- und Kunstdenkmäler, Bozen





Die Durrichalpe im äußeren Paznauntal beeindruckt durch ihre ringförmige Anlage. Die Dächer der Stallgebäude wurden teilweise erneuert und so der Bestand der Hütten auf Jahre gesichert. | Foto: Heimatschutzverein



In Pfafflar am Fuß des Hahntennjochs (Übergang von Imst ins Lechtal) wurden im 13. Jahrhundert Bauernhöfe gegründet, die noch heute von den Bauern von Boden als Sommersitz bzw. als Algebäude genutzt werden. Vier Gebäude wurden von der Eigentümerin mit Hilfe u.a. durch den Heimatschutzverein seit 2002 saniert und wieder bewohnbar gemacht. | Foto: Heimatschutzverein

Denkmalschutz und Heimatpflege

Der wirtschaftliche Aufschwung des späten 19. Jahrhunderts brachte in Mitteleuropa ein rasches Wachsen der Städte und des Umlandes mit sich. Vor den Stadttores, die im 19. Jahrhundert vielfach der Spitzhacke zum Opfer gefallen waren, wurden Siedlungen angelegt und ausgedehnte Industrieanlagen errichtet. Die „moderne Zeit“ griff mit gierigen Fingern hinaus ins bäuerliche Land. Die Idee des Heimatschutzes kam auf. Ernst Rudorff, geboren 1840 in Berlin, Musiker von Beruf, gründete 1904 in Dresden den „Bund Heimatschutz“. Am „7. Tag für Denkmalpflege“ 1906 in Braunschweig wurde der Heimatschutzgedanke ausführlich behandelt.

Kunibert Zimmerer, geboren 1872 als Sohn des Gemeindeverwalters von Tramin, verfolgte aufmerksam diverse Veröffentlichungen zum

Heimatschutz, lernte 1906 Rudorff kennen und gründete 1908 gemeinsam mit Männern des öffentlichen Lebens und der Wirtschaft den Tiroler Heimatschutzverein. In Meran, wo gleichfalls 1908 ein Heimatschutzverein gegründet wurde, hatte man erfolgreich den Abbruch des Vintschger Tores verhindert.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Männer des Tiroler Heimatschutzvereines mit dem Wiederaufbau von Matri am Brenner beauftragt, das 1916 weitgehend abgebrannt war. Von 1926 bis 1938 hatte der Heimatschutzverein sogar eine halbamtliche Stellung inne: Alle Baupläne waren von den Gemeinden der Bezirksbehörde vorzulegen, die unter anderem zu prüfen hatte, ob die bauliche Eigenart die Kultur des Dorfes berücksichtigte. Im Zweifelsfalle war ein Gutachten des Heimatschutzvereines einzuholen (vgl. Norbert Mumelter, 60 Jahre Heimatschutz in Tirol, Tiroler Heimatblätter Heft 1/3, 44. Jg., Jänner-März 1969, S. 5 f.).

Nach 1945 nahm der Verein sofort wieder seine Arbeit auf. Er veranstaltete Vorträge und Kulturfahrten. Der Verein für Heimatpflege

und Denkmalschutz Hötting bemühte sich mit Erfolg um die Erhaltung der Alten Höttinger Kirche. Im Winter 1945 brannte das gotische Dorf Grins weitgehend nieder. Mit dem Wiederaufbau war unter der Leitung von Architekt Wilhelm Stigler u. a. Dipl.-Ing. Hans Weingartner befasst. Es gelang unter Erhaltung des gotischen Gemäuers die Häuser zu erneuern, ohne ihnen den Reiz der alten Bausubstanz zu nehmen. Hans Weingartner, im Amt für Landwirtschaft der Tiroler Landesregierung tätig, bemühte sich mit seinen Mitarbeitern in den Folgejahren unter strenger Beachtung der verschiedenen Tiroler Bauernhaustypen um deren Weiterentwicklung und Modernisierung. In den 60er- und 70er-Jahren entstanden als Antwort auf die Aussiedlung der Bauernhäuser aus den Dorfkernen zahlreiche Neubauten, z. B. in Kematen, ja ganze Siedlungen wie z. B. Simmering bei Silz. Hans Weingartner war von 1963–1977 Ausschussmitglied des Heimatschutzvereines.

1962 wurde Dipl.-Ing. Josef Menardi Mitarbeiter im Denkmalamt. Er hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich das Denkmalamt in Tirol verstärkt der gefährdeten ländlichen Baudenkmäler annahm. 1963 wurde er in den Ausschuss des Heimatschutzvereines gewählt, dessen Obmannstellvertreter er von 1971 bis 2000 blieb. Noch heute ist er als Heimatschützer im Hintergrund tätig. Menardi war von 1973–1988 Landeskonservator. Das Zusammenspiel zwischen Heimat-

schutz und Denkmalpflege funktioniert bis heute sehr pragmatisch. Der Verein unterstützt das Denkmalamt in kleinen Dingen und setzt sich für Kulturzeugnisse ein, die nicht automatisch unter Denkmalschutz stehen. Gedenksteine, Bildstöcke und Kapellen können von den privaten Eigentümern oft nicht instand gehalten werden. Eine besonders große Aufgabe, die sich über viele Jahre erstreckte, war die Sanierung und Neuaufstellung von fünf barocken Bildsäulen in der Kranebitter Allee. In der bäuerlichen Welt kann sich die Heimatpflege besonders nützlich machen: In Toldern im Schmirntal wurde die letzte bekannte Stockmühle nördlich des Brenners versetzt, generalsaniert und wieder betriebsfähig gemacht. Unweit davon beteiligt sich der Heimatschutzverein an der Sanierung des alten geflochtenen Gartenzaunes und an der fachgerechten Neueindeckung des nahen hölzernen Kornkastens.

Viel größeren Maßstabs waren die Bemühungen des Heimatschutzvereines, gemeinsam mit Al-



Der Bichlerhof auf Stein oberhalb Matri in Osttirol war der größte Hof weitum (692 ha). Er wird als Schwaighof 1437 erstmals genannt. Das eindrucksvolle Ensemble, bestehend aus dem Wohnhaus, dem Wirtschaftsgebäude, dem Kornkasten und der Mühle, stammt aus dem späten 17. und 18. Jahrhundert. Alle Gebäude sind in Blockbauweise errichtet. Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude wurden seit 1999 schrittweise baulich gesichert. Der Heimatschutzverein leistete dabei ideelle und beträchtliche materielle Hilfe. | Foto: Heimatschutzverein



Die Obere Schnattermühle in Toldern (im Bild vor der Versetzung), Gemeinde Schmirn, ist die einzige noch erhaltene Stockmühle auf der Nordseite des Alpenhauptkammes. Sie wurde auf Betreiben und mit Hilfe des Heimatschutzvereins versetzt, mit einem neuen Gerinne versehen und 2003 wieder betriebsfähig gemacht. Der Bau der neuen Umfahrungsstraße von Toldern hatte auf die Funktion und das Gerinne der Mühle keinerlei Rücksicht genommen. | Foto: Heimatschutzverein

minteressenschaft und Gemeine Kappl, um die Almdörfer Dias, Seßlad und Spidur oberhalb von Kappl. Allein die Diasalm mit großer Kaser und zahlreichen Ställen war vom Verfall ernstlich bedroht. Die Dächer der Ställe waren zum Teil sehr schlecht geworden. Auch manches Fundament war zu sanieren. Auch die Hütten in Seßlad und Spidur wurden instand gesetzt und sind so für die nächsten Jahrzehnte gesichert. Ähnliche Sanierungsmaßnahmen wurden auf einer Alm bei Untertilliach gesetzt, wo auf diese Weise Heu- und Kochhütten vor dem Verfall gerettet wurden. Die Liste der Restaurierungsmaßnahmen lässt sich fortsetzen.



2005 wurde in Mösern ein Zaun-Projekt begonnen. Es werden die bisherigen Begrenzungen der bäuerlichen Grundstücke durch Zäune in alter Handwerks-tradition ersetzt. Das notwendige Holz wird von den Grundbesitzern zur Verfügung gestellt, die kunstvolle Arbeit des Zaunbaus wird von kundigen Männern und Frauen durchgeführt und zum Teil vom Heimatschutzverein finanziert. | Foto: Heimatschutzverein

In Südtirol, wo die Kulturlandschaft wesentlich bunter als in Nordtirol ist, haben die Südtiroler Heimatpflegevereine beispielsweise mit Pflasterwegen, Trockenmauern und Wasserwaalen ein reiches Arbeitsgebiet.

Heimatschützer – sie müssen keine Vereinsmitglieder sein – sind in den Augen der Verwaltung

und quirliger Unternehmer lästige Verhinderer. Erst jüngst bemühten sich solche „Verhinderer“, den Umzug des Panoramagemäldes „Schlacht am Bergisel“ auf den Bergisel zu verhindern. Es wird sich zeigen, was mit der Rotunde geschieht, die unter Denkmalschutz steht und um die man sich besonders sorgen muss. Die Heimatschützer haben sich auch (ohne Erfolg) bemüht, die alte Hungerburgbahn zu erhalten u. a. weil abzusehen war, dass die geplante Bahn im Betrieb viel teurer und störanfällig sein wird. Man wird nie erfahren, was die neue Hungerburgbahn tatsächlich kostet. Der Heimatschutzverein hat auch verhindert, dass die „Golden Line“, eine Umlaufseilbahn auf die Hungerburg, das Herzog-Otto-Ufer und das Innufer bis hinunter zum Löwenhaus schwer entstellt hätte. Den Abbruch des alten Kaufhauses Tyrol konnten die Heimatschützer zwar nicht unterbinden, wohl aber die beiden ersten Entwürfe. Nur ein Beispiel aus der südlichen Landeshälfte: Die Talferbrücke, ein bedeutendes Bauwerk des Jugendstils, sollte abgebrochen werden. Die Heimatpfleger verhinderten dies und heute sind die Bozner stolz auf ihre Brücke. 1974 wurde der erste Entwurf des Schigymnasiums Stams abgeschmettert. Er hätte den Blick auf das Stift Stams schwer gestört. Schon vor Jahren (ab 1978) haben die Tiroler Künstlerschaft und andere Heimatschützer die Rennweggarage verhindert. 1980 wurde der Abbruch des Hallenbades an der Sillbrücke verhindert. Diese Liste könnte verlängert werden.

Es ist kein Wunder, dass die Heimatschützer immer wieder als Verhinderer auftreten müssen. Zu rücksichtslos gehen Wirtschaft und Politik mit den Schätzen unseres Landes um. Diese Macher des öffentlichen Lebens vertragen keinen Widerstand.

Hans Gschnitzer



St. Martin in Thurn, Kampill, Weiler Mischi, Blick auf das bäuerliche Ensemble | Fotos: Abteilung Denkmalpflege (Leo Andergassen)

Historische Bausubstanz als Mehrwert

Bauen ereignet sich nicht allein aus dem Moment heraus. Zeugen vergangener Bauens sind Bestandteile unserer Kulturlandschaft, die sich in den letzten tausend Jahren und darüber hinaus entwickelt hat. Mittelalterliches Bauen beschränkt sich nicht allein auf Burgen und Kirchen, Klöster und Kapellen, es ist Gegenstand unserer historischen Städte und Siedlungen, aber in einer immer mehr ins Bewusstsein dringenden Wahrnehmung selbst in bäuerlichem Ambiente. Mittelalterliche Höfe, die ins 12. oder 13. Jh. zurückreichen, bilden keine Seltenheit, es genügt der Blick in das von Helmut Stampfer herausgegebene Standardwerk „Bauernhöfe in Südtirol“, das die in den Jahren 1940 bis 1943 erfassten Höfe in Südtirol präsentiert. Der Blick in die Erfassung des Bestandes aus den 40er-Jahren des 20. Jahrhunderts zeigt aber auch den rapiden Schwund der bäuerlichen Denkmäler auf. Es gehört zum Kulturbewusstsein des Landes und hängt eng mit der Autonomiegeschichte und mit der Eigenkompetenz über die Denkmalpflege zusammen, dass das Land die eigene bäuerliche Kultur schützt und sie zu schützen hat. Freilich, wenn von Altbauten die Rede ist, sind nicht nur die bäuerliche Architektur und bäuerliches Bauen gemeint; das Erhaltungsinteresse an Altbausubstanz, insofern sie als eine qualitätvolle erlebt wird, zieht sich genauso in die historischen

Bäuerliche Architektur auf der Spingesser Alm, Holzblockbau 17./18. Jh.



Siedlungskerne hinein. Die ab 1975 erarbeiteten Denkmallisten haben eine Grundlage zum Schutz der Denkmäler geschaffen, Denkmalschutzbindungen sind auch immer wieder notwendig, um den Denkmalanspruch in der Begründung der Denkmalwürdigkeit mitzuteilen. Was wäre unser Land ohne seine geschützte Kulturlandschaft? Was wäre auf den Aushängeschildern der Touristiker zu finden? Gerade das Nebeneinander von erhaltener Natur- und Kulturlandschaft, das Ineinandergreifen beider macht Südtirol aus.

Im bäuerlichen Sektor stehen insgesamt 1519 bäuerliche Wohnhäuser unter Denkmalschutz, dazu kommen noch 12 Stadel, 57 Mühlen, 54 Kornkästen, 7 Backöfen, drei Almgebäude und drei bäuerliche Badehäuser, das ergibt eine Summe von 1655 Objekten. Eine erstaunliche Anzahl, die aber nicht alles Erhaltenswerte umschreibt. Das Wegbrechen jedweder guter Altbausubstanz schmerzt, verschwinden dabei doch auch historische Mauern, wertvolle Blockbauten, deren Alter nicht einmal dendrochronologisch erfasst wurde. Eine Dendrokampagne, die auf Antrag der Abteilung Denkmalpflege 2010 gestartet ist, konnte in Gröden eine Reihe von Bauten ausfindig machen, die in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Dieser Umstand ist nicht nur an offiziellen denkmalgeschützten Bauten zu finden, sondern auch an solchen, die einfach überkommen sind. Holzbauten zum Beispiel sind eine Spezies für sich, das Alter ist ihnen nicht unbedingt anzusehen. So kommt es vor, dass es in Passeier mit dem Plobnhaisl im Weiler Pill ein zweigeschossiges Wohnhaus gibt, mit Raumhöhen von 1,6 Metern, dessen Alter in die Zeit um 1400 zurückreicht. Wäre es ein Steinbau gewesen, so wäre das Anwesen wohl längst schon unter Schutz gestellt worden. Der 600 Jahre alte Bau wurde 2009 unter Denkmalschutz gestellt, sonst hätte er abgebrochen werden müssen.

Das Einschreiten der Denkmalbehörde ist jedoch nicht die einzige Schiene in der Erhaltung alter Bausubstanz. Von Seiten der Landesregierung wurde die Abteilung Denkmalpflege aufgefordert, bis Sommer 2011 eine neue Liste denkmalwürdiger Bauten vorzulegen; das

zwingt die Behörde zum Handeln und erwirkt bestimmt weiteren Schutz an gefährdeter Substanz. Grundsatzentscheidung ist meistens das Bonmot, Abbruch und Wiederaufbau sei finanziell günstiger als Sanierung und Restaurierung. Das stimmt nicht, es hängt von Fall zu Fall ab, das muss an den einzelnen Objekten überprüft werden. Wir werden auch nicht müde, gelungene Projekte der Öffentlichkeit zu präsentieren. Dabei kann der Sensibilisierungslevel gehoben werden. Das gute Beispiel reißt mit und überzeugt. Es kann eine Lösung sein, bei Neubau der Hofstelle den alten Bau stehen zu lassen und beispielsweise touristisch zu nutzen. Zunächst wäre aber der Altbau auf eine mögliche Sanierung hin zu untersuchen. Dies ließe vermeiden, dass denkmalrelevante Bausubstanz verschwindet, und dies geschieht bei einem Abbruch für immer.

Kulturlandschaft ist ein sensibles Gut, das oft auch mit einigen wenigen Eingriffen negativ zu beeinträchtigen ist. Das Problem ist in erster Linie in der Raumordnung angesiedelt, sobald aber das singuläre Objekt in den Fokus gerät, ist es Aufgabe der Denkmalpflege, über Wert und Unwert zu entscheiden. Wenn wir heute erhaltenswerte Substanz ins Morgen retten, erhalten wir eine Kulturlandschaft, die wiederum auch in ihrer wirtschaftlichen Qualität positiv abstrahlt und einen Mehrwert erzeugt, der letztlich auch zur eigenen Identitätsfindung beiträgt.

Leo Andergassen

Bäuerliches Wohnhaus in Feldthurns mit Kernbau aus dem 13. Jahrhundert, altem Rauchabzug in der Küche und barocker Stubentäfelung
Fotos: Abteilung Denkmalpflege (Leo Andergassen)





Alpine Kulturlandschaft im Paznauntal, Aufnahme 1958 (Nachlass Stefan Kruckenhauser)
Fotos: Tiroler Kunstkataster



Strohgedecktes Wirtschaftsgebäude in Hafling bei Meran, Aufnahme 1953 (Nachlass Stefan Kruckenhauser)

Bäuerliche Profanarchitektur in der Region Tirol – Traditionen und gewachsenes Bewusstsein

Das Bild einer Landschaft wird ganz wesentlich bestimmt durch die Tätigkeit, die der Mensch darin entfaltet hat. Durch die Schaffung von Kulturland, durch die Anlage von Wiesen und Äckern, die Pflanzung von Nutzbäumen, vor allem aber durch die Gestaltung von Siedlungen, Straßenbauten etc. hat das Landschaftsbild eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Diese Veränderung vollzieht sich in den einzelnen Landschaften in verschiedenartigen Formen. Diese durch den Menschen geprägte Landschaft wird als Kulturlandschaft bezeichnet. Für die Entstehung und Entwicklung der Kulturlandschaft sind sowohl Beschaffenheit des Naturraums, die ursprüngliche Fauna und Flora, als auch die menschlichen Einflüsse und die daraus resultie-

renden Wechselwirkungen wichtige Faktoren. Kulturlandschaften stehen also im Beziehungsgefüge zwischen Mensch, Natur und Kultur und sind als sinnlich wahrnehmbarer Raum charakteristische Zeugen für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und der Siedlungen.

Besondere Zeugnisse dieses Zusammenwirkens von Mensch und Natur stellen in der Kulturlandschaft Tirols die Bauernhäuser dar. Sie zeigen, wie über Generationen Wohn- und Arbeitsstätten geschaffen wurden, die Schutz für Mensch, Tier und Erntevorräte gewähren, aber auch Raum zur Entfaltung sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Werte bieten. Das kulturelle Erbe hat gerade in den Bauernhäusern in den einzelnen Talschaften Tirols eindrucksvolle Gestalt gewonnen. Dabei sind die Qualitäten von Landschaft und Bauwerk besonders in den durchaus ähnlichen, aber in ihrer Eigenart doch deutlich unterscheidbaren Zeugen bäuerlicher Architektur für jeden leicht nachvollziehbar. Die Verbindung von historischer ländlicher Profan-

architektur und der beeindruckenden Gebirgslandschaft prägt über Jahrhunderte ganz wesentlich den Charakter Tirols und ist damit ein wichtiges Element für die kulturelle Identität der gesamten Region. Tirol ist in erster Linie von einer bäuerlichen Kulturlandschaft geprägt, die in ihrer Vielfalt, Eigenart und in ihrem Erhaltungszustand nahezu einzigartig im Alpenraum ist. Sie zeigt, wie die Natur der Bergregion den Bewohnern einerseits zwar unabdingbare Grenzen gesetzt, andererseits in der historischen Entwicklung der Mensch aber in der Landschaft nachhaltig seine kulturellen Spuren hinterlassen hat. Unter Berücksichtigung der Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch hat vor allem die bäuerliche Bevölkerung diese alpine Kulturlandschaft bis in die heutige Zeit vielfältig geformt. Diese Beziehung von Mensch und Natur fußt sowohl auf naturgegebenen Voraussetzungen wie Klima, Boden oder Vegetation, andererseits auf Eingriffen geschichtlich-kultureller und wirtschaftlicher Art.

Gerade im ländlichen Hausbau zeigt sich immer wieder ein wichtiger Zusammenhang zwischen Siedlungs- und Bauformen mit Klima, Bodenform und Bodenbeschaffenheit. Bei der Wahl der Siedlungsplätze wurde zunächst darauf Acht gegeben, dass zum einen der Schutz vor Naturgewalten (Lawinen, Muren, Gewitter, Stürme) vorhanden ist und zum anderen die Möglichkeit besteht, den nötigen Unterhalt zu gewinnen. In den Gebirgsregionen Tirols wurden dabei bestimmte Geländeformen bevorzugt als Siedlungsplätze ausgewählt: Schwemmkegel, Hangterrassen in steileren Tälern, Höhenrücken oder auch kleinere Ebenen, die den Hang unterbrechen. Der Talboden selbst blieb oft siedlungsleer oder wurde erst später als die Höhenlagen besetzt. Die Lage zur Sonne ist ebenfalls ein sehr bestimmender Faktor für die unterschiedliche Besiedelung. Auf der Sonnenseite der Täler reichen die historischen Siedlungen meist höher hinauf als auf der Schattenseite, oft wurde überhaupt nur die Sonn-

seite einer Talschaft besiedelt. Daneben haben auch geschichtliche und wirtschaftliche Faktoren Einfluss auf die Siedlungstätigkeit genommen. Kirchliche und weltliche Besitzverhältnisse und das wirtschaftliche Interesse der Eigentümer, von ihrem Grund und Boden zu profitieren, haben historisch betrachtet Auswirkung darauf gehabt, dass bestimmte Regionen intensiver bäuerlich bewirtschaftet wurden als andere. Die verschiedenartige Dichte der Besiedelung und der oft sehr kleinräumige Wechsel der Siedlungsformen von Dörfern, Weilern oder Einzelhöfen hängen mit diesen naturbedingten und historischen Ursachen zusammen. Der Formenreichtum und die Vielgestaltigkeit zeigen sich ganz besonders aber im bäuerlichen Hausbau selber. Die unterschiedlichen Ausprägungen ländlicher Architektur wechseln sich jedoch in nachvollziehbarer Weise ab und sind als bestimmte regionale Typen im Hausbau einer Landschaft erkennbar. Für diese Regelmäßigkeiten gibt es bestimmende Faktoren, die wiederum die enge Beziehung zwischen Natur und Mensch in der Gestaltung der bäuerlichen Kulturlandschaft deutlich machen.

Ein zentraler Parameter ist der Bauplatz, auf dem das Haus steht, sowie die Art und Weise, wie sich das Haus an die naturräumlichen Gegebenheiten dieses Bauplatzes anpasst. Eine Baufläche in der Ebene führt in der ländlichen Architektur zu anderen formalen und funktionalen

Unterinntaler Einhof aus dem Raum Kitzbühel, Baukern aus dem 16. Jahrhundert mit Umbauten von 1737 und 1820 | Fotos: Tiroler Kunstkataster



Bemalte und geschnitzte Firstpfette eines Unterinntaler Einhofes mit Bauinschrift, 1587"





Lösungen als etwa eine Bebauung in steiler Hanglage. In der Wahl des Bauplatzes werden verständlicherweise Geländeteile und Lagen gesucht, die vor negativen Witterungseinflüssen Schutz bieten, und Wohn- und Wirtschaftsgebäude so gestellt, dass eine Anpassung an Wind und Wetter gegeben ist. Gleichzeitig wurde Bedacht genommen, das Bauernhaus möglichst so zur Sonne auszurichten, um Räume, die tagsüber am meisten bewohnt wurden (Stube), mit Tageslicht zu erhellen und zu wärmen.

Der Baustoff, der natürlich in der Umgebung vorhanden ist, prägt bis zu einem gewissen Ausmaß die Art des Bauens. Verschiedene Techniken in der Verarbeitung der beiden grundlegenden Baustoffe Holz oder Stein ergeben ein unterschiedliches Bild der Bauernhäuser. Die Dominanz eines der Baustoffe oder deren Kombination lässt regionale Tendenzen und Vorlieben erkennen. Die Baudetails in der ländlichen Profanarchitektur sind in ihrer Konstruktion stark beeinflusst von der Beschaffenheit des Baumaterials. So ist etwa die Errichtung eines Dachstuhls auch davon abhängig, welches Material für die Dachdeckung zur Verfügung steht. Der Stuhl für ein mit Legschindel gedecktes und mit Steinen beschwertes Dach kann flacher geneigt sein als ein Strohdach, bei dem das Regenwasser rascher abfließen soll. Andere Architekturdetails wie Fenster, Türen, Stiegen und Söller sowie die vielgestaltigen Zierformen passen sich organisch an die Konstruktion und an die Baumaterialien an. Holz als Baustoff eignet sich gut, um besondere Bauelemente mit Profilierungen, Friesen, Schnitzereien, aber auch Bemalungen hervorzuheben. Der Steinbau bevorzugt baukünstlerische Zierformen an den steinernen Einfassungen der Türen und Fenster wie auch ornamentale und figurale Malerei an den freien Fassadenflächen. Neben den vorwiegend praktisch und funktional bedingten Ursachen für bestimmte Eigenheiten im ländlichen Bauwesen haben auch wirtschaftliche und soziale Komponenten Einfluss auf das Aussehen der Bauernhäuser. Bestimmte Besitzverhältnisse und regionale Eigenheiten in der Güterteilung eines Hofes können Um- und Zubauten zur Folge haben, die sich auf Bau- und Raumstruktur nachhaltig verändernd und gestaltend auswirken. Außerdem dürfen im traditionellen ländlichen Hausbau zeitbedingte Moden, die etwa von städtischen Vorbildern übernommen wurden, nicht außer Acht gelassen werden. Damit im Zusammenhang steht nicht zuletzt materielles Prestigedenken. Mit dem Bauen wollte man nach außen demonstrieren, wer man ist und was man hat.

Der primäre Schlüssel zu einer Typologie der Hofformen ist die Anordnung von Wohn- und Wirtschaftsgebäude eines Hofes. Sind Wohn- und Wirtschaftsgebäude als eigenständige Bauten getrennt voneinander errichtet, spricht man von einem Paarhof. Im Gegensatz dazu findet der Begriff Einhof überall dort Verwendung, wo beide Funktionseinheiten – Wohnen und Wirtschaften – unter einem gemeinsamen Dach vereint sind. Diese beiden alpinen Hofformen sind für den gesamten Raum von Nord-, Süd- und Osttirol anwendbar. Das zentrale Attribut zur Typologie der Hausformen ist der Grundriss, die innere Einteilung des Hauses. Je nach Lage des Hausganges im Wohnbereich bzw. der Trennung von Wohnteil und Stall unterscheidet man im Tiroler Raum Mittel-, Seiten- und Eckflurhäuser sowie Mittertennhöfe und Durchfahrthäuser. Diese Typologie ist geeignet für eine Skizzierung der historisch gewachsenen und tradierten Bauernhausformen in der Region Tirol im Überblick. Auf kleinräumige Ausprägungen und Sonderformen soll der Klarheit wegen verzichtet werden.

Im Nordtiroler Unterinntal dominiert in der bäuerlichen Architektur der Einhof, bei dem Wohn- und Wirtschaftsteil unter einem Dach in sehr klarer Struktur in Firstrichtung hintereinander angeordnet sind. Die zweigeschossigen Bauten mit Mittelflurgrundriss sind ebenerdig meist gemauert. Das Obergeschoss ist in Kantblockbauweise gezimmert und wird durch einen über drei Fassadenseiten umlaufenden Söller bestimmt. Ausschließliche Holzbauten sind nur in kleineren Regionen üblich. Die gemauerten Fassadenflächen zieren oft Darstellungen populärer Heiligenfiguren und Schutzpatrone des bäuerlichen Lebens sowie einfache Architekturmalerei. Bemalungen und Schnitzereien sind auch an wichtigen Holzelementen wie Pfetten oder Söllerkonsolen beliebt. Das mittlere Inntal ist ebenfalls ein fast geschlossenes Einhofgebiet, als Haustypus dominiert der Mittertennhof. Die Bezeichnung leitet sich von der Tenne ab, die in der Mitte der Giebelfassade durch das Haus hindurch führt und den Baukörper in Wohn- und Wirtschaftsteil trennt. In seiner ursprünglichen Funktion dient die mit

von oben beginnend:

Mittertennhof in Thaur mit dem auffällig breiten Tennen-tor, 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts mit Umbauten von 1931.

Wipptaler Einhof mit Trennung von Wohn- und Wirtschaftsteil entlang der Firstlinie.

Fassadenausschnitt eines Lechtaler Hofes mit Lüftlmalerei von Josef Degenhart, um 1790.
Fotos: Tiroler Kunstkataster

Alpiner Paarhof mit Wohn- und Wirtschaftsgebäude im Ötztal | Aufnahme 1951 (Sammlung Weingartnerarchiv)



Aus diesen Grundmotiven für bäuerliche Architektur kann innerhalb der vielen individuellen Häuser eine formale Ordnung aus bestimmten Typen abgeleitet werden. Aus gleichen oder ähnlichen vergleichbaren Merkmalen lassen sich dann Modelle für Bauernhaustypen bilden, die nach geografischen Gesichtspunkten interpretiert werden. Ziel dieser vor allem von der traditionellen volkskundlichen Forschung gerne betriebenen Hausgeografie ist es, räumlich begrenzte, landschaftsprägende Haus- und Hoftypen herauszuarbeiten und in ihrer Verbreitung auf Karten festzulegen.



von oben beginnend:

Durchfahrtshöfe in Fiss | Aufnahme 1964 (Nachlass Stefan Kruckenhauser)

Bauernhof in Oberrasen, 2005 | Foto: Gideon de Vries

Elisabeth Fuchs-Hauften, Dorf Tirol, 1971. | Foto: Elisabeth Fuchs-Hauften

Bauernhof in Antholz-Niedertal, 2005 | Foto: Gideon de Vries



einem Fuhrwerk befahrbare Tenne zugleich als Hausgang, in einer weiter entwickelten Form wird parallel zur Tenne ein Hausgang mit separater Eingangstür eingebaut. Auffällige Kennzeichen sind neben dem charakteristischen großen Tennentor ein flaches Satteldach mit Bundwerkgiebel.

Der Wipptaler Hof erstreckt sich auf weite Teile des Wipptales nördlich und südlich des Brenners und ist ebenfalls als Einhof angelegt. Auffälligste Merkmale sind die Ausrichtung der Höfe mit dem First parallel zum Hang und die Trennung von Wohn- und Wirtschaftsteil entlang der Firstlinie. So sind sonenseitig hintereinander Stube, Küche und Kammer angeordnet, während der Stall hangseitig auf der Schattseite liegt. Die Heulege im Obergeschoss des Wirtschaftsteiles kann durch die Hanglage der Höfe bergseitig befahren werden. Erker im Stubenbereich, geschnitzte und bemalte Bundwerkgiebel sowie Wandmalereien auf den verputzten Fassadenflächen verleihen diesen Bauernhäusern in ihrer baukünstlerischen Ausgestaltung sehr repräsentativen Charakter.

An der oberen Siedlungsgrenze in den Seitentälern des Oberinntales, namentlich im Ötztal, Pitztal, Kaunertal sowie auf Südtiroler Seite im Schnalstal, hinteren Passeiertal, Martelltal und Ultental sind in ihrer Bauweise sehr vereinfachte Holzblockbauten mit flachem Satteldach an die hochalpine Lage angepasst. Oft sind nur der Küchenbereich oder der als Mittel- oder Eckflur angelegte Hausgang gemauert.

In ihrer ursprünglichen Ausgestaltung sind auch die Bauernhäuser des Lechtales im Außerfern vorwiegend als Blockbauten gezimmert, wurden in der Folge aber vielfach verputzt und mit ornamentaler und figuraler Fassadenmalerei, der sogenannten Lüftlmalerei, ausgeschmückt. Die Einhöfe des Lechtales sind quer zum First in Wohn- und Wirtschaftsteil getrennt, kennzeichnend sind das relativ steile Satteldach mit geringem Dachvorsprung sowie das Fehlen von Balkonen.

Weinhof im Etschtal, wahrscheinlich Eppan



Das westliche Oberinntal samt dem südlich angrenzenden Vinschgau sowie dem schweizerischen Engadin umfasst eine relativ einheitliche Hauslandschaft. In den sehr eng und verwinkelt zusammengebauten Dörfern sind Ein- und Paarthöfe als Durchfahrtshäuser konzipiert. Das Wirtschaftsgebäude ist unmittelbar oder sehr nahe hinter dem Wohnhaus gebaut, die Erschließung des Stadels erfolgt über eine breite Zufahrt durch das Wohnhaus hindurch. Dafür kennzeichnend ist eine große Toreinfahrt als Zugang zum Wohnteil und gleichzeitig als Durchfahrt zur rückwärts liegenden Heulege. Die Wohnhäuser sind gemauert, ebenso der Stall, während die Heulege aus wuchtigen Rundholzbalken aufgezimmert ist. Von der Küche ins Freie ausgebaute Backöfen, Erker oder Bundwerkgiebel betonen die äußere Erscheinung der Bauernhäuser ebenso wie teils reicher Freskenschmuck, der mit der Spätgotik und Renaissance einsetzt. Durch die materielle Güterteilung (Realteilung) bedingt, lebten in diesen Häusern oft mehrere Familien unter einem Dach. Dadurch wurden auch immer wieder bauliche Veränderungen nach individuellen Bedürfnissen durchgeführt. Uneinheitliche Fassadengestaltung oder unregelmäßige Dächer mit verschiedenen Neigungswinkeln und Deckungen haben diese Hausform auf sehr lebendige und eigentümliche Art beeinflusst und verändert.

Im Burggrafenamt und im Etschtal dominieren große Obst- und Weinbauhöfe, die oft mit einer Umfassungsmauer und großer Toreinfahrt gegen die Straßenseite hin abgeschlossen sind. Beim typischen Südtiroler Weinbauerngehöft steht das Wohnhaus getrennt von Stall und Stadel. Die stattlichen, gemauerten Wohngebäude mit Gewölben in Keller, Gängen und Stiegenhaus sind über eine Freitreppe in das Wohngeschoss erschlossen. Die charakteristischen Walmdächer oder auch Satteldächer sind mit Holzziegeln gedeckt. Die Erschließung der Wohnräume im Inneren erfolgt über eine große Halle, „Saal“ genannt, die in den Sommermonaten auch als kühler Aufenthaltsraum dient. Im zentralen und östlichen Südtirol an Etsch, Eisack und Rienz dominieren Paarthöfe, bei denen Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude meist parallel nebeneinander stehen. Das Wohnge-



Einhof im Osttiroler Winkeltal, Außervillgraten, 1882 erbaut | Foto: Tiroler Kunstkataster

bäude ist im Erdgeschoss gemauert, das Obergeschoss häufig in Holzbauweise gezimmert. Im mittleren Südtirol sind die Bauernhäuser oft auch unterkellert.

Die Haus- und Hoflandschaft Osttirols wird abhängig von den topografischen Gegebenheiten sowohl durch Paar- als auch Einhöfe geprägt. Paarhofanlagen mit getrenntem Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude dominieren zahlenmäßig in der geografischen Verbreitung. Einhöfe sind vor allem im unteren Iseltal und im Pustertal verbreitet. Gemeinsam sind beiden Hofformen die vorwiegende Ausrichtung des Firstes quer zur Talachse, sodass die Gebäude in der Regel mit der Giebelfassade zum Tal orientiert sind. Dominantes Baumaterial ist Holz, das in allen Verarbeitungstechniken (Blockbau, Ständerbau und Ständerbohlenbau) verwendet wird. Gemauert sind meist nur die Fundamente oder ebenerdigen Geschosse der Wohnbauten.

Die geografische Abgrenzung einzelner Haus- und Hoflandlandschaften verschafft zwar einen gewissen Überblick, bleibt in der Praxis aber doch immer etwas problematisch, weil in der

zur Typenbildung notwendigen Verallgemeinerung gleichzeitig eine relative Verzerrung der Wirklichkeit begründet liegt. Der Erkenntniswert der regionalen Hausformen ist eher gering, wenn nicht der Faktor „Zeit“ mit berücksichtigt wird. Gemeint ist damit die Herausarbeitung zeitprägender Formen im bäuerlichen Hausbau in ihrer Dauer, gewissermaßen eine Umsetzung der Haus- und Hoflandschaften von der geografischen in die historische Dimension der Typologie.

Die in den letzten Jahrzehnten fächerübergreifend angewandte Bauhistorische Erkennung in Tirol hat auch für Bauernhäuser grundlegende bauhistorische Erkenntnisse erbringen können. Durch einzelne Bauuntersuchungen sowie regional abgegrenzte Forschungen (z. B. im Passeiertal in Südtirol oder im Kalsertal in Osttirol) konnten zeittypische Formen und deren Entwicklung seit dem Spätmittelalter an vorhandenen ländlichen Bauten wissenschaftlich dokumentiert werden. Spätromanische Baukerne sind in Tiroler Bauernhäusern ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nachweisbar, zahlreiche Beispiele auch aus dem 14. Jahrhundert belegt. Es handelt sich dabei vielfach um gemauerte Kellerbauten, die typologisch in sehr ähnlichen, wiederkehrenden Formen als älteste Kernbauten in den nachträglich überformten Gebäuden erhalten sind. Holzbauten sind im Tiroler Raum in der bäuerlichen Profanarchitektur ab dem 15. Jahrhundert gesichert. Zu diesen Erkenntnissen hat die naturwissenschaftliche Methode der Dendrochronologie (Jahrringanalyse) mit ihrer Möglichkeit, verbaute Hölzer jahrgenau und präzise zu datieren, essentiell beigetragen.



Abbruch eines historischen Bauernhauses mit Baukern aus dem 14./15. Jahrhundert im Oberinntal – eines von zahlreichen Beispielen
Foto: Tiroler Kunstkataster

Die Region Tirol weist demnach einen im Detail zeitlich sehr alten und in der räumlichen Übersicht auch umfangreichen, qualitätvollen Bestand an historischen Bauernhäusern auf. In der Kulturgüterdatenbank des Tiroler Kunstkatasters sind für den Nord- und Osttiroler Raum insgesamt 6.200 Objekte als historisch-bäuerliche Architektur klassifiziert, davon etwa 4.100 Bauernhäuser und 1.600 Wirtschafts- und Nebengebäude (gerundete Daten, Stand Dezember 2010). Diese statistische Betrachtung darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele davon durch unsachgemäße Pflege und Erhaltung, unadäquaten Umbau durch Erneuerungen bzw. Abriss akut gefährdet sind. Die einschneidenden Veränderungen in der ländlichen Struktur sind an Tirol nicht spurlos vorbeigegangen. Der Besuch weniger Tiroler Dörfer genügt, um festzustellen, dass sehr viele der historischen Bauernhäuser nur teilweise genutzt werden oder überhaupt leer stehen. Für diese Tatsache werden mangelnder Wohnkomfort und schlechte Nutzbarkeit der Wirtschaftsräume nach modernen Standards als Argumente ebenso häufig angeführt wie zu hohe Sanierungs- und Erhaltungskosten. Dabei wird übersehen, dass in der modernen Denkmalpflege bautechnisch sehr ausgereifte Lösungen für viele Fragen einer zeitgemäßen Adaptierung von Bauernhäusern umgesetzt werden können, die außerdem durch gezielte Fördermaßnahmen auch finanziell leistbar sind. Oft haben negative und ablehnende Haltungen der ländlichen Architektur gegenüber mit mangelndem Bewusstsein und fehlender Wertschätzung zu tun. Dabei sollte man sich vergegenwärtigen, dass jedes historische Gebäude ein Indikator

für kulturelle Leistungen von Personen, einer Zeit oder einer geografischen Region ist. Bauernhäuser sind langlebige Objekte, die mit all ihren baulichen Veränderungen eine wichtige geschichtliche Quelle für die Kultur breiter Bevölkerungskreise sind.

Karl Wiesauer

Literatur

- Bedal, Konrad. Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim, Bd. 18). Bad Windsheim² 1995.
- Bergmeister, Konrad. Die Entwicklung der bäuerlichen Haus- und Hoflandschaft in Südtirol. In Rösch, Paul (Hg.). Südtiroler Erbhöfe. Menschen und Geschichten. Bozen 1994, S. 77 ff.
- Gschnitzer, Hans. Haus- und Hofformen. Begleittexte XII, in: Tirol Atlas. Eine Landeskunde in Karten (= Sonderdruck aus Tiroler Heimat, Band 60). Innsbruck, 1996.
- Wopfner, Hermann. Anleitung zu volkskundlichen Wanderungen auf Bergfahrten. Innsbruck 1927.

Drei Gedanken zur Architektur zwischen 1900 und 1955 in Südtirol

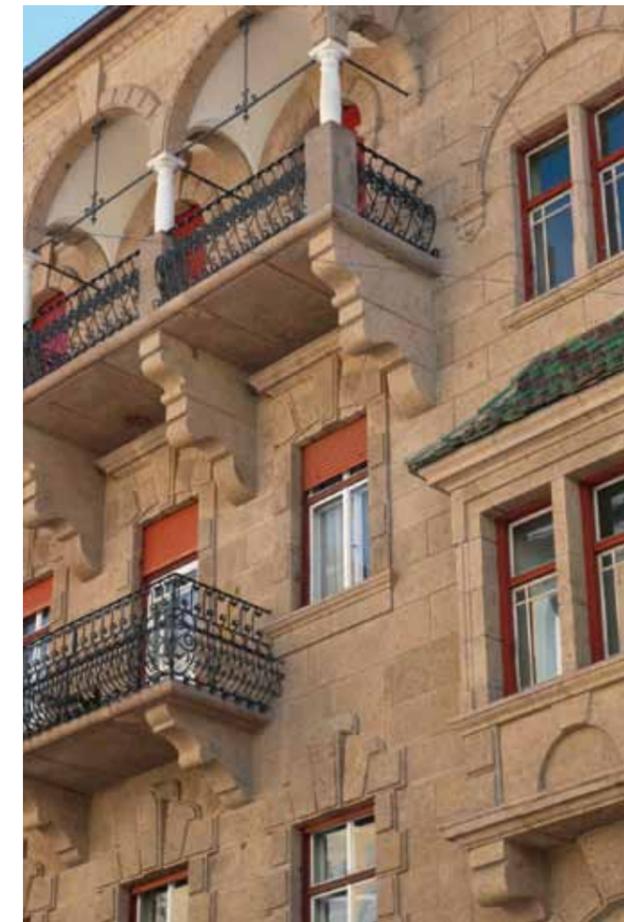
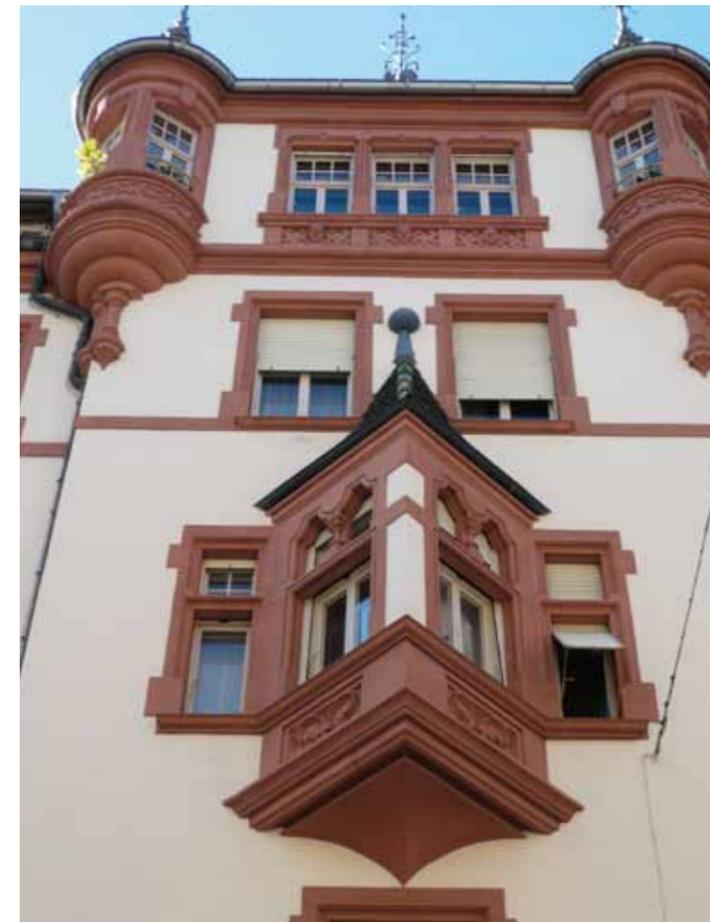
Bis 1918 war Südtirol und das Trentino bis Ala und bis zum Gardasee eine österreichische Provinz, ein kulturelles Hinterland der Hauptstadt Innsbruck oder besser direkt von Wien. Was dort an Kultur produziert wurde, das konnte man glauben und es wurde problemlos angenommen. Von München holte man sich auch immer wieder etwas wegen der geografischen und der charakterlichen Nähe. Gewissen Südtirolern ist Wien zu elegant und diese fühlen sich im Bayrischen eher daheim.

Wien war damals ein Zentrum der Weltkultur. Nach Südtirol brachte man allerdings nicht die Architektur eines Otto Wagner oder eines Adolph Loos, aber immerhin baute Ohmann in Meran das neue Kurhaus. Aus Wien und München kam der internationale Stil der „Gründerzeit“ mit seiner Inflation an Stilimitationen.

Zu dieser Zeit baute man in Bozen die Sparkassestraße und die Neustadt, die Neustädter Hauptstraße, die heutige Dantestraße, und die Waltherstraße, die heutige Carduccistraße. Hier finden wir fast alles an Architektur, wie zum Beispiel einen fernen Verwandten von Brunelleschi's Palazzo Pitti. Diese Architektur kam mit Klenze nach München, von wo sie als Rundbogenstil weiterentwickelt in unsere Dantestraße gelangte. Gegenüber stehen ein kleines schottisches Schlösschen und eine Berliner Neoklassik, daneben ein fast englisches Haus. In der Sparkassestraße gibt es germanische Burgen, neobarocke Bürgerhäuser und schlossartige Bauten im „Nürnberger“ Stil.

Jene Bozner, die damals weniger oberflächlich über Architektur nachdachten, musste diese modische Maskerade stören. Diese Architektur hat an sich nichts mit der Geschichte dieses Landes zu tun und sie war damals bestimmt ein modischer und vielleicht auch pathetischer internationaler Kitsch. Heute sind es die schönsten Straßen der Stadt.

„Palazzo Pitti“ in der Dantestraße | Foto: Oswald Zöggeler



Übernommene Architekturstile aus dem kulturellen Hinterland | Foto: Oswald Zöggeler

Warum das so ist, kann man nicht so einfach erklären. Es könnte der Respekt vor dem Alter oder der gütige Einfluss der Patina der Zeit sein. Es könnte aber auch der Vergleich mit der heutigen Zeit sein. Sicher gibt es einen Unterschied zwischen der abstrakten Architekturtheorie, den Ideologien und der Welt der Gefühle. Es zeigt jedenfalls, dass Architekturtheorien und Ideologien keine Garantie für architektonische Qualität sind oder vielleicht auch nicht genügen. Wir sollten lernen, mit Ideen und Ideologien zu spielen, sie nicht zu ernst zu nehmen, denn wenn man sie zu ernst nimmt, dann ist es nicht mehr lustig. Es gibt Leute, die für Ideen und für Ideologien sterben könnten, und das hat wenig Sinn. Die Qualität der Architektur folgt komplexeren Kriterien.

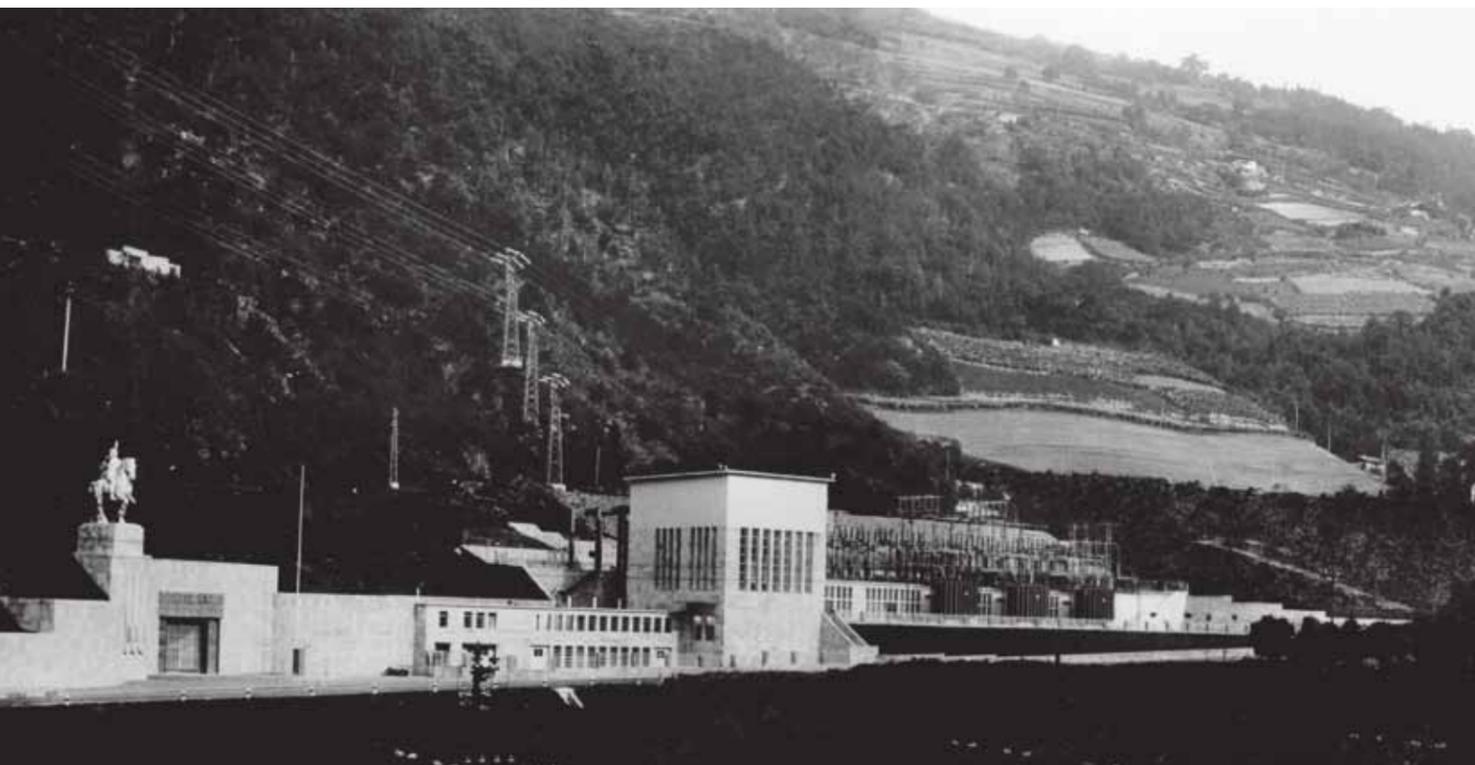
Nach dem Ersten Weltkrieg war Südtirol eine italienische Provinz. Die Zwanzigerjahre waren für ganz Europa, in unterschiedlicher Weise, ein hoffnungsvoller Neuanfang, das Ende der Monarchien und die neuen demokratischen Republiken träumten von einer neuen Welt mit neuen Formen. In Russland war die Spannung am größten und deshalb geschah dieser Wandel mit einer Revolution. Die Neue Welt sollte so wenig wie möglich von der Alten haben und war modern, technisch und industriell. Die Künste fanden in den Maschinen und in den Fabriken ihre Motive.

Nach Südtirol kam diese Idee der neuen modernen Welt nicht aus Wien oder München, sondern aus Rom. Italien brachte die Moderne als Kriegssieger. Deshalb war die Moderne für die Südtiroler nie jene frische Hoffnung auf eine neue Welt, sondern eine „walsche“ Erfindung, die gegen die Südtiroler war, nichts mit ihnen zu tun hatte und ihnen aufgezwungen wurde. Diese Überzeugung lebte im Südtiroler Unterbewusstsein mindestens bis in die Siebzigerjahre weiter und verhinderte jede moderne Architektur.

Der italienische Faschismus war nicht nur nationalistisch und Mussolini wollte das rückständige Italien modernisieren. Das Hauptinteresse Italiens nach dem Ersten Weltkrieg lag nicht in der Italisierung der Südtiroler, sondern vielmehr in der Nutzung der Gewässer, die Italien für die Stromgewinnung benötigte. Das Erste was der italienische Staat hier baute, waren die Elektrozentralen, und der hier gewonnene Strom war für die neue Industriezone von Mai-



Wasserkraftwerk Waidbruck | Projekt Arch. Duilio Torres, 1936 | Fotos: Archiv Hydros



Sporthotel am Sedaipass (Marmolata) | Projekt Arch. Ettore Sottsass und Willy Weyhenmeyer 1933 | Foto: Privatbesitz

Haus Mimi Settari, Dreikirchen | Projekt Lois Welzenbacher 1922 | Foto: Oswald Zöggeler



land gedacht. Erst in einem zweiten Moment, als man sah, dass hier so viel Strom produziert werden konnte, dass man damit in Bozen eine weitere Industriezone betreiben könnte, entschied man sich, die Stadt zu vergrößern. Für die Bozner Industriezone benötigte man Arbeiter und diese könnten gleichzeitig der Stadt zu einer italienischen Mehrheit verhelfen. Dabei wurden auch die nationalistischen Gefühle wichtig und befriedigt.

Der Gegensatz zwischen eleganter Moderne und zwischen pathetischen, antik-römischen Nationalgefühlen wird in der Architektur des italienischen Faschismus während seiner gesamten Existenz in lebendiger Zweideutigkeit erhalten bleiben.

Großartiges für die moderne Architektur unseres Landes wurde zum Beispiel beim Bau des Elektrizitätswerkes von Waidbruck erreicht. Architekt Duilio Torres aus Venedig gestaltete dies zu einem nicht monumentalen Monument. Seine asymmetrische Aufteilung der Volumen und die geschwungene Linie nehmen schon viel von der organischen Architektur der Fünfzigerjahre vorweg. Im unterirdischen Teil erzeugt diese Architektur eine märchenhafte und symbolische Atmosphäre. Ein grandioser, gewölbter und mit indirektem Licht beleuchteter Paradedgang führt leicht abwärts tief in den Berg hinein zu einem großartigen, hell beleuchteten Marmorsaal. Die Wandpilaster dieses Saales haben Kapitelle aus stilisierten elektrischen Blitzen und die gewölbte Decke ist längs der Mitte aufgebrochen und dahinter leuchtet ein breites Band aus blauem Muranoglasmosaik, welches das von oben herunterstürzende Wasser als Spender dieser modernen Energie symbolisiert. Dieser Marmorsaal ist in Wirklichkeit eine triumphale Turbinenhalle. Die drei Turbinen, deren Oberteil in den Saal heraufragt, werden von einem siebzig Meter hohen, in den Berg gehauenen Wasserfall betrieben und laufen seit fünfundsiebzig Jahren ununterbrochen. Die Großartigkeit dieses Saales liegt zwischen dem sagenhaften Zauber des Saales von König Laurin und einer fantastisch-technologischen Kommandobrücke, als wäre sie aus dem Film „Metropolis“.

Im privaten Bereich hingegen finden wir zwei interessante Ansätze, die sich mit der Suche ei-

ner neuen Ausdrucksweise für das Bauen im Gebirge befassten. Einerseits der Versuch, die „moderne Internationale“ der Avantgarde in eine alpine Sprache zu übersetzen, wie zum Beispiel Baumanns „Monte Pana“ oder das Hotel „Gran Paradiso“ von Gio Ponti. Auf der anderen und entgegengesetzten Seite sind es Holzmeister und Welzenbacher mit dem Hotel „Drei Zinnen“ und dem „Settari-Haus“ in Dreikirchen, die uns vorzeigen, wie man aus der traditionellen Bautypologie des Bauernhofes Architekturen entwickeln kann. Welzenbacher und Holzmeister waren gute Architekten und machten auch mit diesem Bauernhaus-Ansatz architektonische Meisterwerke, ohne moderne Architekturtheorie und Ideologie.

Vor allem müssen wir feststellen, dass gerade in den Zwanziger- und Dreißigerjahren, wo so wenig von privater Seite gebaut wurde, die maßgebenden und wichtigen Architekturen gebaut wurden. Was nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut wurde, war vor allem ein Problem der Quantität: Es ist heute der überwältigende Großteil des gesamten gebauten Volumens, welches in der Landschaft steht. Durchgesetzt hat sich die zweite der oben angeführten Tendenzen, die allerdings in ihrer banalsten und oberflächlichsten Anwendung Erfolg hatte. Die Verniedlichung oder Aufblähung der Architekturelemente des Bauernhofes und ihre absichtlich „malerische“ Wiedergabe wurde schließlich zum voraussehbaren „Baustil“ für den neuen Tourismus und für die Einwohner. Meistens sehr bescheidene und ideenlose Grundrisse wurden in die Höhe gezogen und darüber kam als Bekleidung das „Gefällige“, das „Nette“ und das „Pittoreske“ der Außenseite der Bauernhöfe. Alles was bei diesem so natürlich war und was seine Würde hatte, wird in der verarbeiteten Wiedergabe schamlos und peinlich und verliert seine Ausdruckskraft. Die allzu schnellen sozialen und kulturellen Änderungen haben die meisten ihrer eigenen Kultur beraubt und es blieb zu wenig Zeit, sich eine neue zeitgemäße Kultur anzulegen.

Gleich nach dem Krieg wurde wieder sehr wenig gebaut. Willy Weyhenmeyer arbeitet 1948 an seiner Bahnstreckeverlegung aus dem Jahr 1926 weiter; es wäre damals eine gute Gelegenheit gewesen, denn das gesamte Gebiet um den Bozner Bahnhof war zerbombt.

1955 erhielt Marcello Piacentini, der politisch wichtigste Architekt des faschistischen Italien, von der Kirche den Auftrag, am Bozner Boden Kirche und Kloster „S. Giuseppe“ zu bauen.

Oswald Zöggeler



Grandhotel Stubai um 1904 (Archiv der Gemeinde Fulpmes, Fotograf unbekannt)

Bekanntes und in Vergessenheit Geratenes aus der Architekturgeschichte Tirols

Im 19. Jahrhundert veränderten neue technische Entwicklungen das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben auch in Tirol stark. Das hatte zur Folge, dass sich sowohl in urbanistischer als auch in architektonischer Hinsicht das Bild des Landes gerade um 1900 grundlegend wandelte: Unter anderem wurde für den Schienenverkehr der Bau von Bahnhöfen und mit der Elektrifizierung der Eisenbahn die Errichtung von Kraftwerken notwendig, der wachsende Reiseverkehr ließ die ersten (Grand-)Hotels entstehen, mit der Industrialisierung ging der Bau von Fabriken und Arbeitersiedlungen einher. Zu den neuen Freizeitvergnügen gehörte das Bergsteigen, was die Errichtung von Berghütten und Seilbahnen förderte. Nicht zuletzt waren Teile der Bevölkerung so wohlhabend, dass sie sich in neu angelegten Stadtvierteln (z. B. im Innsbrucker Saggen) den Bau von Villen bzw. im Krankheitsfall den Aufenthalt in von Architektenhand gestalteten Sanatorien leisten konnten. Der gründerzeitliche Bauboom hatte aber auch Auswirkungen auf viele Kirchen und Klöster in Tirol, die hinsichtlich der dekorativen Gestaltung ihrer Innen- und Außenräume zudem von der Existenz der international federführenden Tiroler Glasmalerei- und Mosaikanstalt in Innsbruck profitierten. Einen guten Überblick über die Entwicklungsverläufe der Architek-

tur des 19. und 20. Jahrhunderts bietet die 2007 erschienene Publikation „Kunst in Tirol“¹. Für Band 2 schrieben Gabriele Neumann, Christoph Bertsch und Paul Naredi-Rainer ausführliche Beiträge zu den Themen „Architektur des Historismus“, „Industriearchitektur im 19. und 20. Jahrhundert“ und „Architektur seit dem Ersten Weltkrieg“, weshalb im Rahmen dieser Arbeit vor allem in Vergessenheit geratene Aspekte der Architekturlandschaft dargestellt werden sollen.

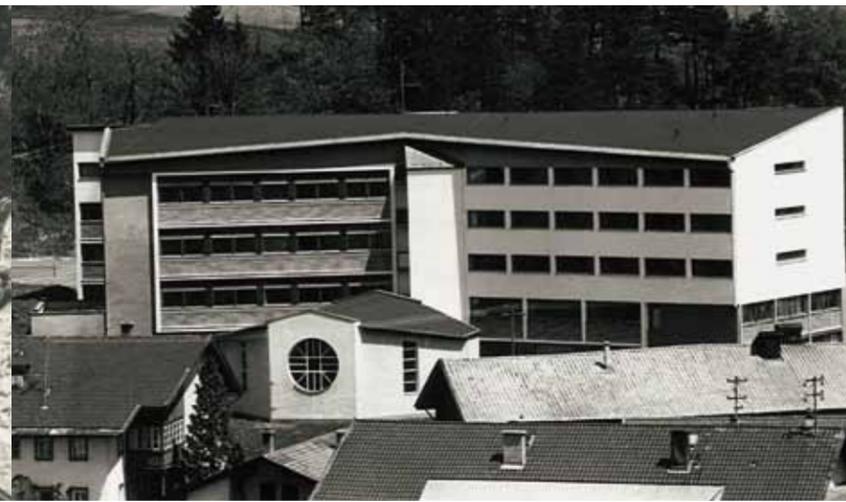
Nicht umsonst trägt die Epoche des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts den Namen „Gründerzeit“, denn viele in dieser Ära wirkenden „Gründer“ müssen aus heutiger Sicht als Pioniere und im weitesten Wortsinn als Architekten gesehen werden. Zu ihnen zählte der aus Bozen stammende Bauingenieur Josef Riehl (1842–1917)², der auch als „Eisenbahnva-



Mittenwaldbahn, Vorbergviadukt, 1913 | Abb. aus: die Mittenwaldbahn (Innsbruck-Garmisch-Partenkirchen-Reutte) Schilderungen der Bahn und des Bahngebietes von Dipl.-Ing. K. Innerebner und Dr. H. v. Ficker, Innsbruck | Foto: O. Fritz



Mittenwaldbahn, Martinswandtunnel, 1913 | Abb. aus: die Mittenwaldbahn (Innsbruck-Garmisch-Partenkirchen-Reutte) Schilderungen der Bahn und des Bahngebietes von Dipl.-Ing. K. Innerebner und Dr. H. v. Ficker, Innsbruck | Foto: O. Fritz



Clemens Holzmeister | Schülerheim Don Bosco Fulpmes (Archiv der Gemeinde Fulpmes) | Foto: Pließnig

ter Tirols“ bzw. „Landes-Bohrwurm“ (Max von Esterle³) in die Geschichte einging. Riehl baute allein in Tirol 250 km Bahnlinie und stellte mit der Errichtung der Kraftwerke Brennerwerk bei Matrei/Br. (1898), Obere Sill (1901–1903) und Ruetzwerk (1909–1912) auch die Weichen für die Elektrifizierung des Landes. Denn er sah voraus, dass neben der Eisenbahn und der Industrie auch die Gemeinden zu den zukünftigen Großkonsumenten des erzeugten Stroms gehören würden. Riehl muss auch deshalb als Visionär bezeichnet werden, weil er mit der Iglar Bahn (1899/1900), der Stubaitalbahn (1903/1904) und der 1906 zunächst auf eigene Kosten errichteten Hungerburgbahn innovative, elektrisch betriebene Infrastruktureinrichtungen schuf. Von seinem Unternehmergeist zeugt überdies, dass er sich viele seiner Bauvorhaben nur auf der Basis von Pauschalhonoraren vergüten ließ.

2012/2013 wird der Name Josef Riehl erneut im Zentrum technikgeschichtlicher Betrachtungen stehen, weil in diesen Jahren die Mittenwaldbahn ihr Hundert-Jahr-Jubiläum feiert. Die im Volksmund auch als Karwendelbahn bezeichnete Linie war die erste elektrisch betriebene Vollbahn Österreichs und ihre Streckenführung gilt als Meisterleistung des Ingenieurbaus in den Alpen. Zwischen Innsbruck und Scharnitz war aufgrund der schwierigen Geländesituationen der Bau von 16 Tunneln sowie von 18 Brücken und Viadukten erforderlich. 1912 wurde der Bahn-

verkehr zwischen Innsbruck und Mittenwald aufgenommen, 1913 war auch die Strecke zwischen Garmisch und Reutte fertiggestellt.⁴ Es bedeutet einen unvorstellbaren Verlust für die Architektur- und Kulturgeschichtsforschung in Tirol, dass der Nachlass Riehls von den späteren Inhabern seiner Firma ohne Rücksprache mit den Museen und Archiven im Land vor wenigen Jahren entsorgt wurde. Von Institutionen wie dem Verein Tiroler Museumsbahnen und dem Jenbacher Museum sowie einigen Privatsammlern konnten nur kleinere Teile dieser unschätzbar wertvollen Sammlung gerettet werden. Das ist auch der Grund, weshalb bis heute kein Josef-Riehl-Werkverzeichnis erstellt werden konnte und weder Publikationen noch fundierte Informationen (z. B. im Internet) über seine Planungen und Projekte vorliegen.

Josef Riehls Weitsicht sollte aber nicht nur in Bezug auf seine – durchaus heute noch gültigen – Konzepte auf dem Gebiet des Regionalbahnverkehrs gewürdigt werden. Er ist auch als Vordenker in Sachen Tourismus zu sehen. Denn er hatte erkannt, dass parallel zum Transport von Gästen in den Bergen Tirols auch Einrichtungen entstehen müssen, die Anreiz zum Aufenthalt bieten. So erwarb er beispielsweise im Zusammenhang mit dem Bau der Stubaitalbahn in nächster Nähe zur Endstation eines der schönsten Grundstücke von Fulpmes (Bahnstraße 49). Auf dieser Parzelle ließ er – wiederum auf eigene Kosten – ein elegantes Hotel errichten und funktionierte die hier bereits bestehende Villa Stanger in eine Hoteldependance um. Das wahrscheinlich schon 1904 – also einhergehend mit der Inbetriebnahme der Stubaitalbahn – eröffnete Grandhotel Stubai plante Riehl aber nicht selbst, vielmehr stammte der Entwurf von einem der renommiertesten Büros auf diesem Gebiet, von Musch & Lun⁵ in Meran. Josef Musch, Carl Lun und Josef Riehl gehörten in Süd- bzw. Nordtirol zu den federführenden Bauunternehmern um 1900. Musch

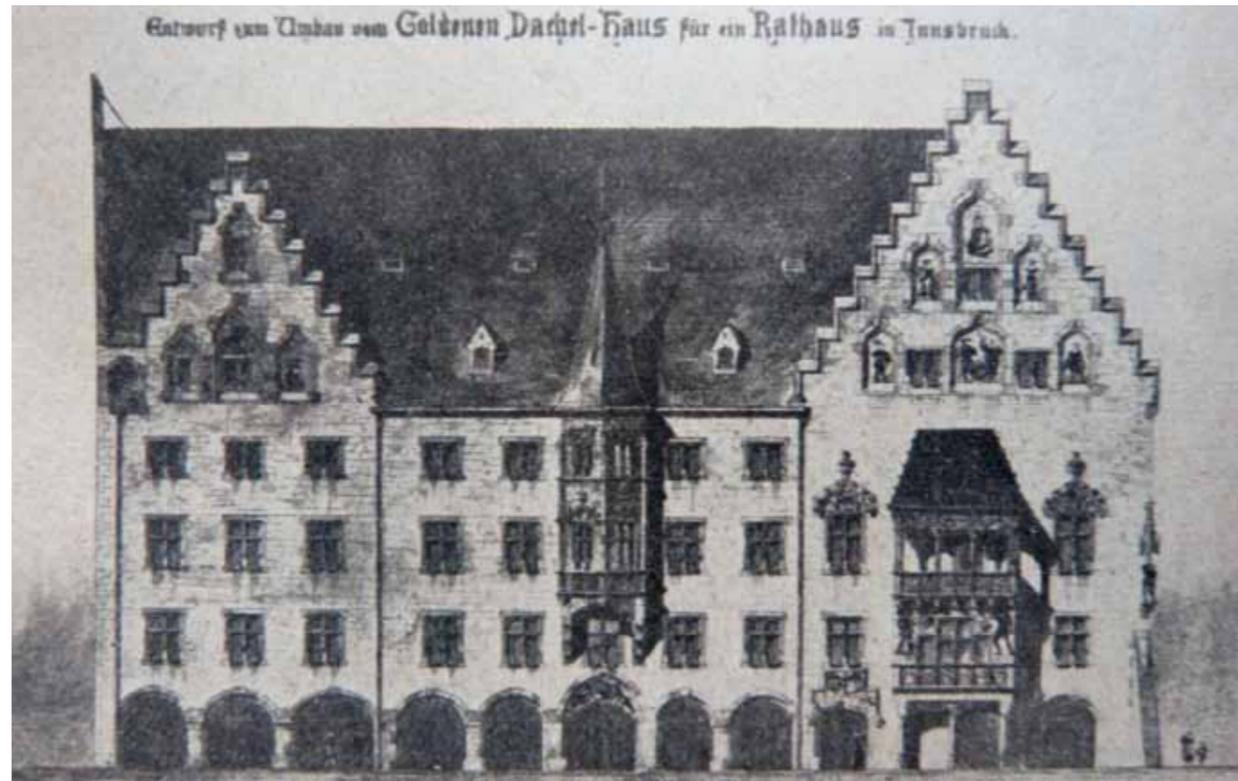
& Lun verwirklichten zur selben Zeit, in der Riehl sein erstes Kraftwerk realisierte, die ersten Elektrizitätswerke Südtirols, und auch sie waren im Eisenbahnbau tätig. Im Unterschied zu Riehl wurden Musch & Lun aber vor allem als Gestalter zahlreicher nobler Villen- und Hotelbauten in Meran, am Brenner und am Karersee bekannt.

Hotelprojekte, die die Handschrift von Musch & Lun tragen, verfügen in der Regel über einen Hauptbau und einen Nebentrakt. Im Hauptbau wurden die Gesellschaftsräume und in den darüberliegenden Stockwerken die Gästezimmer untergebracht. Der Nebentrakt wurde nicht zuletzt aus statischen Gründen nur für die Unterbringung des Speisesaals angelegt. Die der Versorgung der Gäste dienenden Bereiche wurden jeweils in einem Untergeschoss angesiedelt, was auch für die Belichtung der Arbeitsräume von Bedeutung war. Viele Bauvorhaben Musch & Luns, vor allem aber die (zum Teil an exponierter Stelle) in Bergregionen errichteten Hotelprojekte, zeichnen sich dadurch aus, dass ihnen ein heimatverbunden wirkendes Erscheinungsbild verliehen wurde, wie dies auch schon bei wenig früher entstandenen Hotels am Semmering oder im Engadin üblich gewesen war. Durch hochgezogene Walmdächer, Giebel, Erker, Veranden und dekorativ verzierte, hölzerne Balkone sollten sie einen gehoben-repräsentativen Charakter annehmen und zugleich (einem mehr gedachten als tatsächlich vorhandenen) Lokalkolorit entsprechen. Diese „chateausque“⁶ gestalteten Hotelbauten schließen architektonisch an den Schlossbau (der französischen Renaissance) an, in den Alpen wurden sie jedoch in Anlehnung an die Bautradition alter Burgen und Ansitze konzipiert. Eine unregelmäßige Silhouette verleiht einem über Generationen hinweg gewachsenen Ansitz – z. B. in Südtirol – einen besonderen Reiz, doch die neuen „Burg-Hotels“ mit ihren gedrechselten, geschnitzten und „gelaubsagelten“ (Clemens Holzmeister⁷, 1886–1983) Elementen fanden vor allem in den Heimatschutzverbänden auch ihre Kritiker.

Leider entstand das Grandhotel Stubai in einer Ära, die bald von Krieg und Wirtschaftskrise gezeichnet war. 1921 wurde der Komplex von den Salesianern Don Boscos angekauft, die ihn in ein Schülerheim umfunktionierten. Auch in der Folgezeit durchlebte das Gebäude eine wechselvolle Geschichte, bis es 1972 abgerissen wurde. Damals übersiedelte das Schülerheim in einen von Clemens Holzmeister geplanten Neubau⁸, der bedauerlicherweise nicht zu den größten Würfen des aus der Stubai Gemeinde stammenden Architekten zählt. Das ehemalige Grandhotel hatte in Fulpmes aber immerhin Eingang in den Sprachgebrauch gefunden, indem man nämlich einen Besuch der hl. Messe bei den Salesianern als „ins Hotel gehen“ bezeichnete. Zugleich bezeugt das, dass das Hotel in der Erinnerung vieler Menschen auch heute noch eine Rolle spielt und sich einige angesichts so mancher urbanistischer Entwicklung in ihrer Gemeinde das Baudenkmal aus der Gründerzeit sogar zurückwünschten.

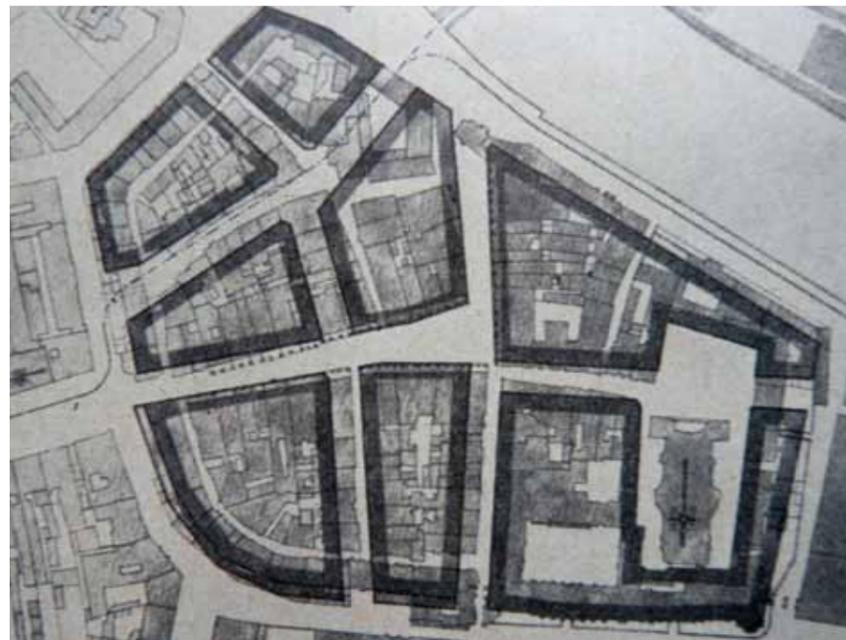
So wie diese Episode aus der Architekturgeschichte Tirols gibt es auch andere wiederzuentdecken, die noch deutlicher vor Augen führen, dass vor Jahrzehnten Entscheidungen über das Zustandekommen oder Nichtzustandekommen von Projekten gefällt wurden, die gerade das Bild von Innsbruck massiv beeinträchtigt bzw. positiv geprägt hätten. In den 1890er-Jahren war z. B. nicht nur eine brutal anmutende Regulierung der Altstadt geplant, sondern auch die Realisierung abenteuerlich anmutender „Umbauvorhaben“.⁹ Ein Altstadtregulierungsprojekt wurde deshalb ins Auge gefasst, weil für den Straßenbahnverkehr durch die Altstadt ca. 15 Meter breite Straßen erforderlich gewesen wären.

Zwei weitere Projekte befassten sich mit einem Innsbrucker Rathaus. In einem Gestaltungsvorschlag wurde erwogen, den Neuhof, an dessen Front sich das Goldene Dachl befindet (Herzog-Friedrich-Straße 15), in ein Rathaus umzubauen und das Gebäude u. a. mit neugotischen Treppengiebeln auszustatten. Auch der zweite, nicht minder verwegene Plan sah eine neogotische Umgestaltung eines Gebäudes in der Altstadt vor. Diesmal sollte das Rathaus mit



Entwurf für ein Innsbrucker Rathaus in Innsbruck, geplant im Neuhof mit dem Goldenen Dachl, Herzog-Friedrich-Straße 15, 1896 (1891?) | Abb. aus Seberiny, Hans, 25 Jahre Heimatschutzbewegung in Tirol, Tiroler Heimatblätter Nr. 7/8, Innsbruck 1933

dem Stadtturm (heute: Altes Rathaus, Herzog-Friedrich-Straße 21) in einen repräsentativen Komplex umgewandelt werden. Zwar wäre vorgesehen gewesen, dem Stadtturm sein im 15. Jh. entstandenes spitzes Zeltdach mit den vier nach oben zulaufenden Erkertürmen¹⁰ wiederzugeben, doch die damals vorgesehene Gestaltung des Alten Rathauses erinnert an jene des Neuen Rathauses von München. Diese Ähnlichkeit ist insofern von Bedeutung, als beim Innsbrucker Bauvorhaben der Name des Architekten nicht überliefert ist. Es wurde lediglich festgehalten, einer der damals bekanntesten deutschen Architekten sei nach Innsbruck gerufen worden, um diese Pläne für ein Rathaus auszuarbeiten.¹¹ Der damals bekannteste Architekt für die Planung von Rathäusern war der aus Graz stammende und später in München tätige Georg von Hauberrisser (1841–1922), zu dessen Hauptwerken mehrere Rathäuser, darunter das in drei Abschnitten erbaute Neue Rathaus in München (1867–1909) zählt.¹² Das legt den Schluss nahe, Hauberrisser könnte auch mit der Planung eines neuen Rathauskomplexes in Innsbruck betraut worden sein.



Regulierungsplan für die Altstadt von Innsbruck aus den 1890er-Jahren | Abb. aus Seberiny, Hans, 25 Jahre Heimatschutzbewegung in Tirol, Tiroler Heimatblätter Nr. 7/8, Innsbruck 1933



Entwurf für ein Rathaus in Innsbruck, geplant im heute so genannten im Alten Rathaus mit dem Stadtturm, Herzog-Friedrich-Straße 21, 1896 (1891?) | Abb. aus Seberiny, Hans, 25 Jahre Heimatschutzbewegung in Tirol, Tiroler Heimatblätter Nr. 7/8, Innsbruck 1933

Stichwort Heimatschutz: Der 1908 gegründete Tiroler Heimatschutzverband war die erste Organisation in Österreich, die sich als Gegenbewegung zum gründerzeitlichen Fortschrittsglauben verstand und sich in einer Phase großer Bautätigkeit für den Schutz der Landschaft, von Denkmälern etc. einsetzte. Obwohl die Heimatschützer spöttisch auch als „Heimatschutzjammerer“¹³ bezeichnet wurden, nahm der Verein ab 1926 eine „halbamtliche Stellung“ ein. In einer Bauordnungsnovelle beschloss der Tiroler Landtag nämlich, dass die Bezirkshauptmannschaften alle bei ihr einlangenden Bau- und Umbaupläne nicht nur nach den Richtlinien der geltenden Baugesetze begutachten sollten, sondern dass die Entwürfe zudem von Vertretern des Heimatschutzverbandes ehrenamtlich im Interesse der Wahrung der baulichen Eigenart der Tiroler Städte und Dörfer geprüft werden sollten.¹⁴ Zum 25-Jahr-Jubiläum des Heimatschutzverbandes konnte dazu berichtet werden: „Es wurden bisher 1.373 Pläne begutachtet, von denen 387 entweder umgearbeitet oder ganz neu verfasst wurden.“¹⁵ Zu den wichtigen Projekten, deren Aussehen aufgrund dieser Kontrollen verändert wurde, zählt das Achenseekraftwerk in Jenbach. Denn das hauptsächlich mit seiner Planung betraute Unternehmen Innerebner & Mayer musste nach einer Begutachtung der ersten Gestaltungsvorschläge dem Standpunkt des Heimatschutzverbandes gehorchen und bei mehreren Architekten Entwürfe für die Kraftwerksanlage einholen.¹⁶ Die Ironie der Geschichte wollte es aber so, dass nicht die Beiträge der anerkannten Tiroler Architekten Clemens Holzmeister und Lois Welzenbacher

(1889–1955) den größten Eindruck erweckten, sondern der des (noch) unbekanntem 23-jährigen Siegfried Mazag (1902–1932).

An einer anderen Stelle von Innsbruck hätten auch in wirtschaftlich angespannten Zeiten umsichtiger gefällte Entscheidungen das Aussehen eines zentrumsnahen Stadtteiles positiv beeinflusst: der Bereich beim heutigen Casino zwischen Salurner Straße, Heiliggeiststraße und Triumphforte (früher: Bismarckplatz, Bischofsgrund und Zelgergründe).

Mit der Errichtung des Innsbrucker Hauptbahnhofes entwickelte sich die Gegend beiderseits der Salurner Straße zu einem urbanistisch interessanten Gebiet, weshalb 1911 ein Bebauungsplan¹⁷ erstellt und 1912 ein Wettbewerb „Bebauung der Zelgergründe“ ausgeschrieben wurde. Von dieser Konkurrenz sind noch drei Beiträge erhalten, darunter ein besonders schön ausgeführter von Theodor Prachensky (1888–1970).¹⁸

Ein bemerkenswertes Ergebnis dieses Verfahrens ist das Projekt eines unbekanntem Verfassers, der den Vorschlag machte, an der Stelle, wo sich heute der Sitz der Innsbrucker Kommunalbetriebe von Lois Welzenbacher (früher: Hochhaus bzw. EWI, Salurner Straße 11) befindet, ein Gebäude zu errichten, in dem ebenerdig Geschäfte und im 1. Stock ein Ausstellungszentrum untergebracht werden sollten. Zudem sollte die heute als Wilhelm-Greil-Straße bekannte Verkehrsverbindung entlang der Nord-Süd-Achse dieses Baues verlängert werden,¹⁹ wodurch sich ein logisch wirkender Durchstich zur Heiliggeiststraße ergeben hätte. Es wurde aber keiner der damals eingereichten Entwürfe umgesetzt. Der Wert der Grundstücke bei der Triumphforte war nach dem Ersten Weltkrieg noch einmal gestiegen, weshalb Clemens Holzmeister 1922 – möglicherweise ohne offizielle Einladung? – im Alleingang einen Bebauungsplan vorlegte.²⁰ Erst 1926 erfolgte die Ausschreibung eines zweiten Wettbewerbs „Bebauung Zelgergründe“ bzw. „Verbauung Bismarckplatz“, bei dem er das Projekt von 1922 wahrscheinlich noch einmal einreichte.

Das Innsbrucker Stadtarchiv verwahrt eine Reihe von Beiträgen, die zu diesem zweiten Verfahren eingereicht wurden.²¹ Gemeinsam mit den

über die Konkurrenz erschienenen Zeitungsberichten vermitteln sie ein anschauliches Bild vom Scheitern eines Architekturwettbewerbs aus politischen Gründen – was letztlich dazu führte, dass ein großes innerstädtisches Bauvorhaben bis heute unverwirklicht blieb:

Laut Ausschreibung umfasste der Wettbewerb die Planung eines (dreistöckigen) Bürohauses für die EWI, einer Transformatorstation mit Werkstätten, von Büros für die TIWAG und einem Stadthotel, das sich in Richtung Triumphpforte erstrecken sollte.²² 109 Projekte wurden eingereicht. Der Entwurf von Emil Freymuth (1890–1961) aus München wurde mit dem 1. Preis und der von Otto Droge (1885–1907) aus Leipzig mit dem 2. Preis ausgezeichnet. Den 3. Preis errang Lois Welzenbacher²³, und die Projekte von Clemens Holzmeister²⁴, Walter Norden (1885–1934) und eines unbekannt gebliebenen Verfassers mit dem Kennwort „Verkehr“ wurden angekauft.²⁵ Letzteres Projekt ist deshalb erwähnenswert, weil sich sein Autor hauptsächlich mit der städtebaulichen Gestaltung der Zone auseinandersetzte, neue Straßenzüge konzipierte und u. a. die Schaffung eines Platzes bei der Triumphpforte bzw. an diesem Standort die Errichtung einer Markthalle vorschlug. Schließlich wurde aber von Seiten der EWI entschieden, dass weder die beiden deutschen Architekten noch der von den EWI präferierte Walter Norden noch die beiden deutschen Architekten ihre Projekte umsetzen sollten, sondern dass lediglich Holzmeister und Welzenbacher zu einer Überarbeitung ihrer Beiträge eingeladen werden sollten. In diesem Zusammenhang wurde aber auch festgelegt, dass sich die beiden ausschließlich auf die Ausführung des Gebäudes für die EWI konzentrieren sollten.²⁶ Das Ende dieses Teils der Geschichte ist bekannt: Lois Welzenbacher realisierte 1926/1927 in Innsbruck für die EWI das erste Hochhaus, obwohl im Lauf des Wettbewerbs die „Hochhausfrage“ heiß diskutiert worden war und viele Entscheidungsträger die Meinung vertreten hätten, dass im Umfeld des historischen Denkmals Triumphpforte allen Aspekten der Wirtschaftlichkeit zum Trotz kein hohes Gebäude entstehen sollte.

In Vergessenheit geraten ist in Zusammenhang mit dem Ausgang dieses Wettbewerbs jedoch



Lois Welzenbacher | Gebäude der EWI, Salurner Straße 11 | Abb. aus: Harbers, Guido, Lois Welzenbacher. Arbeiten der Jahre 1919 bis 1931, München 1931

ein Konflikt bei Gehaltsverhandlungen der städtischen Polizei, in den der Jurist und Schriftsteller Rudolf Brix (1880–1953) verwickelt war.²⁷ „Dieser überraschende Beschluss hat einen eigenartigen politischen Hintergrund. Bekanntlich bleiben die christlichsozialen Gemeinde- und Stadträte, getreu ihrem Brustton unerschütterlicher Überzeugung verkündeten Beschluss, so lange allen Beratungen über Gemeindeangelegenheiten fern, bis ihre Forderungen in der Angelegenheit des Polizeirates Dr. Brix erfüllt sind. Man kann zu diesem Beschluss stehen wie man will, wenn er konsequent durchgeführt würde, müsste man ihn respektieren. So aber haben sich die christlichsozialen Herren in ein sehr weitmaschiges Prinzipienetz gehüllt [und] seit Wochen den ordnungsgemäßen Weiterlauf der Stadtgeschäfte“²⁸ sabotiert. In Verbindung mit dem Architekturwettbewerb „Verbauung Zelgergründe“ wurde aber offenbar, dass die Mitglieder der Volkspartei inkonsequent handelten und manchmal doch zu Abstimmungen erschienen, wenn sie gewisse Parteiinteressen zu vertreten hatten. Weil es zu solchen Parteiinteressen zählte, den Wettbewerbsbeitrag des mit den Christlichsozialen sympathisierenden Clemens Holzmeister zu unterstützen, erschienen die Christlichsozialen zu einer entscheidenden Sitzung in Sachen des Wettbewerbs und favorisierten Holzmeisters Projekt in einem solchen Ausmaß, dass man sich am Schluss nur darauf einigen konnte, kein Siegerprojekt weiter zu berücksichtigen und ausschließlich Welzenbacher und Holzmeister zu einer Überarbeitung ihrer Beiträge aufzufordern.²⁹

Die „architektonischen“ Auswirkungen der durch diese Vorgänge hervorgerufenen Entscheidungen sind bis heute offensichtlich. Es mag mit dem „Hochhaus“ ein Schlüsselwerk von Lois Welzenbacher in Innsbruck realisiert worden sein, dennoch blieb die städtebauliche Situation dieses Ortes bis heute ungelöst und die Bauten, die zwischen dem ehemaligen EWI und der Triumphpforte verwirklicht wurden, stellen kein Aushängeschild für die Landeshauptstadt Tirols dar.

Bettina Schlorhauser

- 1 Naredi-Rainer, Paul, Lukas Madersbacher (Hg.), Kunst in Tirol, Band 2, „Vom Barock bis in die Gegenwart“, Kunstgeschichtliche Studien – Innsbruck (neue Folge Bd. 4), Innsbruck-Bozen-Wien 2007.
- 2 Riehl, Josef, geb. 31.8.1842 in Bozen, gest. 17.12.1917 in Innsbruck, Bauingenieur; Projektant und Initiator von Wasserkraftanlagen sowie Straßen- und Eisenbahnbauten in Tirol und Vorarlberg; baute unter anderem die Mittenwaldbahn als erste elektrische Vollbahn Österreichs (1910–1913). 1916 übergab Josef Riehl sein Unternehmen an Karl Innerebner (Mitarbeiter seit 1899) und August Mayer, die der Firma den Namen Innerebner & Mayer gaben. Vgl.: Atlmayr, Ernst, Tiroler Pioniere der Technik – 35 Lebensbilder, in: Tiroler Wirtschaftsstudien, Schriftenreihe der Jubiläumsstiftung der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Tirol, Nr. 23, Innsbruck-München 1968, S. 68–71. Pfaundler-Spat, Gertrud, Tirol Lexikon. Ein Nachschlagewerk über Menschen und Orte des Bundeslandes Tirol, 2. Aufl., Innsbruck-Wien-Bozen 2005, S. 479.
- 3 Pfaundler-Spat, Gertrud, ebd.
- 4 Bundesbahndirektion Innsbruck (Hg.), 75 Jahre Mittenwaldbahn, Innsbruck 1987, S. 5 ff.
- 5 Musch & Lun – Bureau für Architektur & Ingenieurbau in Meran, geleitet von Ingenieur Carl Lun (1853–1925) und dem Architekten Josef Musch (1852–1928), war von ca. 1880 bis ca. 1930 ein in künstlerischer und technologischer Hinsicht dominierendes Bauunternehmen in Südtirol. Neben seiner Tätigkeit als Unternehmer war Carl Lun auch in verschiedenen Vereinigungen und in der Politik aktiv – beides Bereiche, in denen er sich unermüdlich für Aufgaben der Stadtplanung und für die Verwirklichung von Bauten einsetzte, welche die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Merans und Südtirols förderten. Musch & Lun waren also nicht nur Bauunternehmer, sondern es gingen von ihnen – insbesondere von Carl Lun – auch wertvolle Impulse hinsichtlich der Realisierung visionärer Ideen aus. Für die Entwicklung der Architektur in Nordtirol genießt das Büro deshalb Bedeutung, weil mehrere namhafte Architekten – darunter Theodor Prachensky und Franz Baumann – ihre berufliche Laufbahn bei Musch & Lun begannen. Das in Privatbesitz befindliche Musch & Lun-Archiv wird derzeit im Rahmen eines mehrjährigen Forschungsvorhabens der Autorin dieses Artikels bearbeitet (Arbeitstitel: „Musch & Lun. Visionäre und Architekten der Gründerzeit in Südtirol“).
- 6 Der Begriff „Neo-Chateau“, „Chateau-Style“ bzw. „Chateausque“ ist vor allem in den USA und Canada gebräuchlich, vgl.: http://en.wikipedia.org/wiki/Canada%27s_grand_railway_hotels (15.9.2010).
- 7 Holzmeister, Clemens, Die Seilbahnstationen der Nordkettenbahn bei Innsbruck von Architekt F. Baumann, in: Die Bau- und Werkkunst, 5. Jg., 1929, S. 103f. In seinem Beitrag bezieht sich Holzmeister auf die Architektur des Historismus wie folgt: „Dass in Erfolg dieser Anregungen [des Heimatschutzes, Anm.] die neuen Bauaufgaben des Landes unter ängstlicher Beibehaltung überkommener Formen durchgeführt wurden, ist für die damalige Zeit selbstverständlich. Leider gab es obendrein arge Missverständnisse: Schulhäuser im Gewande des Bauernhauses und dieses nicht in seiner strengen tirolischen Urform, sondern meist liebenswürdig ‚gelaubsagelt‘, dem einst so beliebten ‚Schweizerhäusl‘ treulos angepasst, und Bierbrauereien und Seilbahnstationen in Form von Ritterburgen usw.“
- 8 Köfler, Werner (Hg.), Fulpmes, 1987, S. 145 ff.
- 9 Seberiny, Hans, 25 Jahre Heimatschutzbewegung in Tirol, Tiroler Heimatblätter, Nr. 7/8, Innsbruck 1933, S. 244–255.
- 10 Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs, Tirol, Wien 1980, S. 26.
- 11 Seberiny, Hans, 25 Jahre Heimatschutzbewegung in Tirol, S. 250. Bei dem von Seberiny veröffentlichten Entwurf handelt es sich um denselben, der 1891 auf einer Neujahrsentschuldigungskarte der Stadt Innsbruck abgebildet war (Stadtarchiv Innsbruck/ST. A. I.). Wahrscheinlich gab Seberiny das falsche Entstehungsdatum an (1896 statt 1891). Überdies lässt sich anhand von Vergleichsbeispielen, die im ST. A. I. aufbewahrt werden, nachweisen, dass der „bekannteste Architekt für die Planung von Rathäusern“ seine Entwürfe wohl auf der Basis von in den 1850er- und 1860er-Jahren im Bauamt der Stadt Innsbruck gestalteten Umbaupläne für das „Alte Rathaus“ in der Altstadt schuf, vgl. ST. A. I., Pl-170-43 (1855), Pl-170-26 und Pl-170-13 (1867) sowie Pl-170-42 (1865).
- 12 Vgl.: <http://www.muenchen.de/Rathaus/dir/stadtarchiv/Pressemitteilungen/157887/buchvorstellung.html> (5.8.2010). http://de.wikipedia.org/wiki/Neues_Rathaus_%28M%C3%BCnchen%29 (5.8.2010). http://de.wikipedia.org/wiki/Georg_von_Hauberrisser (5.8.2010).
- 13 Seberiny, Hans, 25 Jahre Heimatschutzbewegung in Tirol, S. 245.
- 14 Ebd., S. 246. Alle Tiroler Bezirkshauptmannschaften hielten sich an diese Gesetzesvorlage. Ohne genauere Angaben bildete merkwürdigerweise nur die Bezirkshauptmannschaft Kufstein eine scheinbar geduldete Ausnahme und legte dem Heimatschutzverband keine Baupläne zur Begutachtung vor.
- 15 Ebd., S. 253.
- 16 Hammer, Heinrich, Ausstellung der Entwürfe für das Gebäude des Achenseekraftwerks in Jenbach, in: Innsbrucker Nachrichten, 24.3.1926, S. 5 f. „Die rühmlich bekannte Baufirma Innerebner & May[e]r, die das Achenseekraftwerk im Auftrag der ‚Tiweg‘ ausführt, hatte ursprünglich durch ihren eigenen Baumeister Sporn einen Entwurf zeichnen lassen. Auch lag ihr ein Projekt von Baudirektor May[e]r vor. Aber schon bei der Kommissionierung machte der Vertreter des Heimatschutzvereines

den Standpunkt geltend, dass für einen Hochbau von dieser Bedeutung ein größerer Kreis von Künstlern zu befragen sei. Und es kann nun der ausführenden Firma nicht hoch genug angerechnet werden, dass sie diesem Verlangen bereitwillig entsprach und die heimischen Architekten Holzmeister, Müller, Paulmichl und Welzenbacher zur Einreichung von Entwürfen aufforderte; sie hat dann neben den Projekten auch noch zwei weitere, eines von ihr beschäftigten und eines ihr nahestehenden Architekten, Mazagg und Kastner, ausgestellt.“

- 17 Vgl.: ST. A. I., VO 18/1908a (1909) und ST. A. I., Pl-412, 1–5 (1911) und Pl-413 (1912). Der Bebauungsplan von Jakob Albert entstand in der Folge auf eine Ablöse von Grundstücken durch die Stadt Innsbruck.
- 18 ST. A. I., Pl-411, 1–5 (Kennwort „Achtung! Eisberg“) und ST. A. I., Pl-414, 1–8 (Kennwort „Nur keine Aufregung“) und Archiv für Baukunst der Universität Innsbruck, Nachlass Theodor Prachensky (Kennwort „Deutsch Tiroler Heim“). Vgl.: Schlorhauser, Bettina, Matthias Böckl, Theodor Prachensky – Architekt und Maler, Innsbruck 2006, S. 13 f. und S. 168 f.: Theodor Prachensky beschreibt in Zusammenhang mit dem ersten Wettbewerb „Verbauung Zelgergründe“ in seinen Lebenserinnerungen, dass sein ganz dem süddeutschen Heimatstil verpflichteter Wettbewerbsbeitrag ausschlaggebend dafür gewesen sei, dass man ihm eine Anstellung am Stadtbauamt Innsbruck anbot. Obwohl sein Wettbewerbsbeitrag nur mit einer „Lobenden Erwähnung“ ausgezeichnet wurde, war sein Zeichentalent positiv aufgefallen.
- 19 Pl-414, 1–8 (Kennwort „Nur keine Aufregung“).
- 20 Die Verbauung der Zelgergründe. Betrachtungen zur Ausstellung der eingelangten Wettbewerbsentwürfe, in: Innsbrucker Nachrichten, Nr. 130, 10.6.1926, S. 5 f. Vgl.: Posch, Wilfried, Clemens Holzmeister. Architekt zwischen Kunst und Politik, Salzburg-Wien 2010, S. 384.
- 21 Mit Ausnahme des Wettbewerbsbeitrags von Clemens Holzmeister sind die Verfasser der folgenden Projekte unbekannt: ST. A. I., Pl-102/c, Pl-267 (Kennwort: „Salurn“), Pl-339 (Kennwort: „Bergisel“), Pl-340 (Kennwort: „Norge“), Pl-341 und Pl-480 (Kennwort: „Letzter Ritter“), Pl-342 (Kennwort: „UJU“), Pl-460 (Kennwort: „Spruck“), Pl-461 (Kennwort: „Verkehr“) und Pl-462 (Kennwort: „Veldidena“) von Clemens Holzmeister.
- 22 Die Verbauung des Bismarckplatzes, in: Innsbrucker Nachrichten, Nr. 15, 20.1.1926, S. 5.
- 23 Vgl.: Graphische Sammlung Albertina, Wien, Inv. Nr.: AZ 10020/6 und AZ 10020/7.
- 24 Vgl.: Graphische Sammlung Albertina, Wien, Inv. Nr.: CLHA7/2/1 und CLHA7/2/3.
- 25 Die Verbauung der Zelgergründe, a. a. O., S. 5 f.
- 26 Der Wettbewerb um die Verbauung des Bismarckplatzes, in: Innsbrucker Nachrichten, Nr. 141, 23.6.1926, S. 4.
- 27 Der damals in Innsbruck schwelende Skandal verleitet dazu, ihn mit den Theaterstücken des über die Grenzen Tirols hinaus bekannten Dramatikers Rudolf Brix in Verbindung zu bringen, dessen Werke immer wieder für große Aufregung in der Öffentlichkeit sorgten, ihn in Konflikt mit der Zensur brachten und ihn schließlich sogar seinen Posten als Innsbrucker Oberpolizeipräsident kosteten (z. B. „Das Gnadenbild“, „Der Mönch und die Sünderin“, „Im Weinberg liegt der Schatz“). Tatsächlich hatte Brix aber deshalb für Aufsehen gesorgt, weil er in seiner Funktion als Polizeipräsident und Obmann des Verbandes der städtischen Angestellten in den Innsbrucker Nachrichten zu einem Vorfall Stellung bezogen hatte, der eine Abstimmung der Angestellten der Polizei in Gehaltsangelegenheiten betraf. Vgl.: Innsbrucker Nachrichten, Nr. 123, 1.6.1926, S. 9 und Nr. 124, 2.6.1926, S. 5 f. Pfaundler-Spat, Gertrud, Tirol Lexikon, S. 58. http://orawww.uibk.ac.at/apex/uprod/f?p=20090202:2:4081079282392598:NO::P2_ID,P2_TYP_ID:70 (12.8.2010).
- 28 Der Wettbewerb um die Verbauung des Bismarckplatzes, S. 4.
- 29 Ebd.

„Hurra, wir leben noch!“

Architekturen der Nachkriegszeit in Südtirol

Was am empfohlenen Arbeitstitel irritiert, aber zugleich als Denkanstoß dient und insofern fasziniert, ist die scheinbare Katachrese zwischen Titel und Untertitel. Stilbruch durch die Verbindung metaphorischer Wendungen, die nicht zusammenpassen, *contradictio in subjecto*. Während sich „Hurra, wir leben noch!“ auf Menschen bezieht, sollte der Artikel einen Beitrag zur Entwicklung der Architektur der Nachkriegszeit in Südtirol liefern.

Um die im letzten halben Jahrhundert gewachsene Architekturlandschaft in Südtirol zu verstehen, sollte man die Geschehnisse beleuchten, welche die Generation jener Protagonisten prägen, die Architektur hervorgebracht haben: Architekten, Bauträger, Auftraggeber.

Daher könnte der Titel dieses Beitrags auch „Architekturschaffende in der Nachkriegszeit“ lauten. „Die Geschichte der Architektur und des gebauten urbanen Umfeldes ist immer zugleich die Geschichte der herrschenden Klassen ...“.

Zitat von Architekt und Architekturtheoretiker Aldo Rossi soll dazu dienen, in der Suche nach inhaltlichen und formalen Ausdrucksformen der regionalen Architektur zu möglichen und theoretisch vertretbaren Interpretationen zu verhelfen.

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ist geprägt vom geschichtlich bedingten Wechsel der „herrschenden Klassen“: Zerfall der k.u.k.-Monarchie und Erster Weltkrieg, dann der Anschluss Südtirols an Italien, die Machtübernahme und die erzwungene Italiensierung durch das faschistische Regime, die Industrialisierung Bozens, die „neue Stadt“ Piacentinis,

die Ansiedlung von Industriearbeitern und von Amtsvertretern der neuen „italienischen“ Provinz Trentino-Südtirol, von neuen italienischen Banken und Versicherungsgesellschaften. Systematische Unterdrückung lokaler Traditionen, Namensänderungen und Verbot des Gebrauchs der deutschen Sprache kennzeichnen diese Zeit. Während viele Südtiroler die Optionen von 1939 als eine Rettung aus der schleichenden Identitätsuntergrabung verstehen, erkennen nur wenige die Absicht der herrschenden Klasse, die Option als Instrument eines „*divide et impera*“ zu verwenden. Es folgen die Besetzung der Provinzen Bozen, Trient und Belluno durch die deutschen Truppen, die Bombenangriffe der Alliierten von 1943, bei denen allein in Bozen 548 Gebäude zerstört werden. 1945 ziehen die alliierten Truppen in Südtirol ein, der Krieg ist aus. Vorbei. „Hurra, wir leben noch!“ Die Südtiroler Volkspartei wird gegründet, 1946 kommt es zum Abkommen Gruber-Degasperi, 1947 tritt der erste Plan für den Wiederaufbau der Stadt Bozen in Kraft, 1948 finden die ersten freien Wahlen statt. Hoffnung und Optimismus prägen diese Zeit, es gibt eine Menge wieder herzustellen, zu restaurieren, neu zu bauen. So grausam es auch klingen mag, stellt die vorausgehende Zerstörung durch den Krieg eine einmalige Chance für viele dar. Wer nimmt nun diese Chance wahr? Bis auf wenige Ausnahmen sind es die bereits gefestigten und berühmten Architekturbüros Plattner, Pattis und Pelizzari – von den Kollegen ironisch als die „3-P-Hegemonie“ bezeichnet – und der seit 1936 in Bozen niedergelassene Armando Ronca, die mit den wichtigsten öffentlichen Bauten und Rekonstruktionen beauftragt werden. 1948 beginnt der Wiederaufbau des Bozner Doms, des Deutschhauses und des Franziskanerklosters unter der Leitung von Architekt Erich Pattis. Die Gemeinde Bozen konzentriert sich auf den Wiederaufbau der zerstörten Schulgebäude (Goetheschule, Danteschule, Leonardo-da-Vinci-Schule) und auf den Neubau weiterer Bildungsstrukturen (Schule Don Bosco). 1950 entsteht das Hochhaus am Sernesiplatz von Luis Plattner. 1952 werden der neue Sitz der Bozner Mustermesse in der Romstraße von Guido Pelizzari mit Heiner Rössler, die neue Tankstelle am Verdiplatz (Plattner – Pelizzari – Gubiani), das Hotel Alpi in der Südtiroler Straße (Ronca) errichtet. 1953 wird das Sparkassengebäude am Waltherplatz (Plattner) gebaut, 1954 die Karmelitenkirche in der Col-di-Lana-Straße (Pelizzari), 1955 das Landhaus (Plattner – Pelizzari). 1956 entstehen das Capitolkino in der Dr.-Streiter-Gasse (Ronca) und das Augusteokino sowie ein Etagenwohnhaus in der Dantestraße (Ronca) und der Wohnkomplex in der Sassaristraße (Ronca). Aus dem Jahre 1957 stammt das Etagenwohnhaus Südtiroler Straße-Garibaldistraße (Ronca), 1958 werden der Glockenturm der Christkönigkirche (Pelizzari), das Steuer-

amt in der Kapuzinergasse (Plattner – Pelizzari) und das Haus Ecke Siegesplatz – Quireiner Straße (Ronca) erbaut.

In derselben Zeit entstehen in Südtirols Städten eine Vielzahl von neuen Wohnhäusern: von den ausführenden Baufirmen erbaut, finanziert und an Private veräußert oder vermietet. Die ausführenden Baufirmen werden somit zu Unternehmen. Die Südtiroler Unternehmerfamilien der Staffler, Amonn und Delugan bekommen neue ernst zu nehmende Konkurrenz. Vito Saccani, einer jener Protagonisten, erzählt, wie er sich nach Kriegsende von Mantua kommend in Bozen niederlässt, weil der Wiederaufbau einen großen Bedarf an Baufirmen erforderte und auch in Südtirol die private Bautätigkeit wieder stark aufgenommen wurde. Südtirol war also ein begehrtes Ziel für tüchtige Baufirmen, welche die Gelegenheit wahrnahmen, sich in kurzer Zeit zu Unternehmen emporzuarbeiten. Weitere Unternehmer, die ähnlich wie Saccani nach Südtirol kamen und hier zu den bedeutendsten Protagonisten des Wiederaufbaus wurden, sind die Gebrüder Vanzo, die Unternehmerfamilien Brida, Valenti, Zorzi, Piombo, Ardolino, später Repetto, Vendruscolo, Tosolini, Palvarini und Calligione. Viele dieser Unternehmen sind heute noch in zweiter Generation aktiv, in einigen Fällen als Architekten und Ingenieure. Die Gebäudetypologie des Kondominiums wird, wie in den meisten italienischen Städten, Ausdruck dieses neuen Unternehmertums und zur kreativen Herausforderung für die Architekten. Die architektonische Qualität der Bauten jener Zeit ist nicht so sehr der Kontrolle durch die öffentlichen Verwaltungen zu verdanken, sondern viel eher der Sensibilität der Unternehmer. Insbesondere jener Unternehmer, die ein Gespür für neue Ausdrucksformen der Architektur besaßen und zugleich imstande waren, über die wirtschaftlichen Maßstäbe der verkaufbaren Raumeinheiten, der „vani“, hinaus zu denken. Zusammenhängende städtebauliche und raumplanerische Visionen waren nicht vorhanden. Die Baurichtlinien der ersten Nachkriegszeit beschränkten sich auf wenige Abstandsregeln und juristische Definitionen. Diese führten zu einem fast unkontrollierbaren Wachstum der Städte und einer drohenden Zersiedlung des Territoriums. Es musste ein Instrument geschaffen werden, mit welchem einerseits die Bautätigkeit in den Gemeinden und andererseits gemeindeübergreifende Infrastrukturen nach einer neuen zusammenhängenden Vision geregelt werden konnten.

Eine neue Generation von Architekten war gerade ausgebildet, die Generation derer, die zwischen 1920 und 1930 geboren wurden und im Kontext des Kriegsgeschehens, der totalitären Regime, der Optionen herangewachsen waren. Einige der Südtiroler Familien hatten für Deutschland optiert. Deren Sprösslinge kamen zum Teil in die „Reichsschule für Volksdeutsche“ nach Rufach. Wenige andere Familien, die „Dableiber“, lehnten die Option ab und blieben in Südtirol. Sie überlebten den Wehrdienst, den Einsatz an der Front, die Desertion und die Flucht in den Partisanenwiderstand. Oft wurden Südtiroler Familien sogar von mehreren dieser Schick-



Othmar Barth | Foto: Privatbesitz



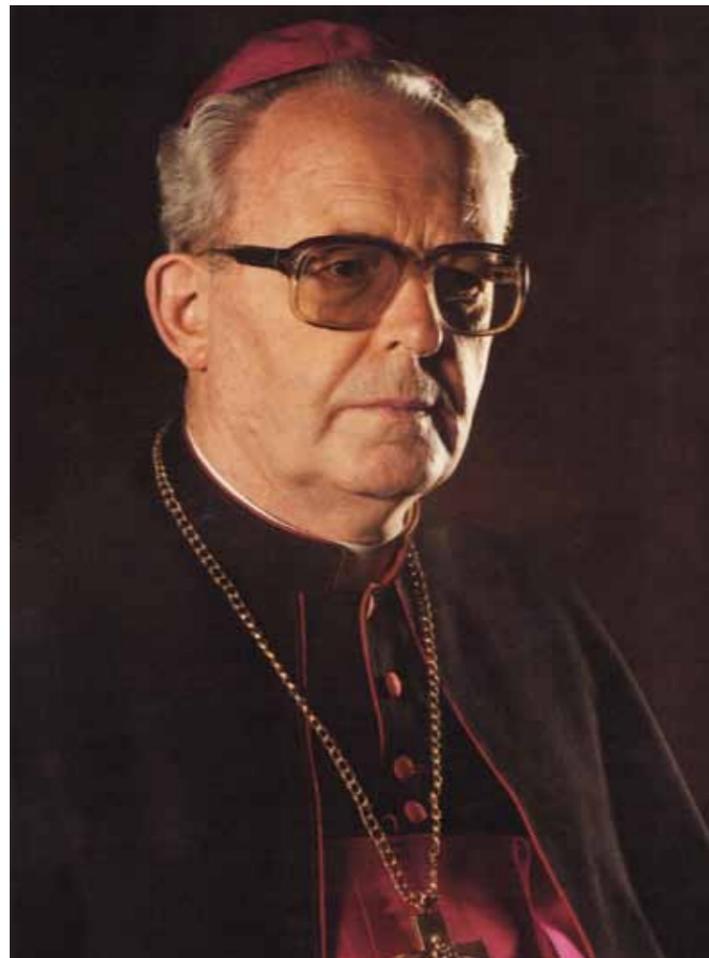
Helmut Maurer | Foto: Privatbesitz



Roland Veneri (auch Bild auf S. 102) | Fotos: Privatbesitz

sale getroffen und als der Krieg dann endlich zu Ende war, zählte nur eins: Man hatte überlebt!

Nach dem Krieg nahmen einige junge Südtiroler die neuen, durch das Abkommen Gruber-Degasperi und durch den Einsatz der lokalen Politik geschaffenen Chancen des Studiums an österreichischen Universitäten wahr, andere gingen nach Italien. Österreich war nach dem Krieg in Zonen aufgeteilt. Das von den Russen kontrollierte Wien schien geografisch und ideologisch zu weit entfernt, die Hochschule im englisch kontrollierten Graz wurde zum Studienziel der jungen Othmar Barth, Arno Hofer und Helmut Maurer, während Franz Prey, Gigi Dalla Bona, Roland Veneri in Venedig studierten. An den unterschiedlichen Architekturschulen orientierte man sich neu nach der modernen internationalen Architektursprache von Le Corbusier, Frank Lloyd Wright, Alvar Aalto, Gropius, Mies van der Rohe. Die Ausdrucksformen des frühen Rationalismus von Terragni, Libera, Figini, Pollini und der hervorragenden Gio Ponti und Carlo Mollino wurden zusammen mit der Architektursprache der Diktaturen, deren Vertreter in Italien vorwiegend Giovanni Muzio und Marcello Piacentini und in Deutschland Albert Speer waren, ideologisch abgelehnt. Die Architekturgeschichte wurde



Bischof Joseph Gargitter | Aufn. Christian

von Bruno Zevi, Nikolaus Pevsner und Sigfried Giedion neu geschrieben. Franco Albini und Carlo Scarpa lehrten in Venedig und wurden die neuen Meister im Umgang mit historischer Bausubstanz. Ihre neue Architektursprache brachte einen neuen spannenden Dialog im historischen Kontext hervor: die Thematik der Rekonstruktion und der Konfrontation mit den „Spuren“ des gewachsenen Kontexts und der Identität des Ortes, dem Genius Loci, wurde durch die Arbeit von Scarpa und Albini zum international salonfähigen Architekturthema. Der Venezianer Gigi Dalla Bona und seine Friulanische Frau Jolanda Zamolo waren die Ersten, die nach ihrem Studienabschluss in Venedig nach Bozen kamen und das Baugeschehen der Nachkriegszeit mit ihren neuen Ideen und architektonischen Ausdrucksformen bereicherten. Ende der 50er-Jahre planten sie bedeutende Bauten wie das Elektrizitätswerk in

Laag (1957), das Eckhaus Weintraubengasse - Gerbergasse in Bozen (1958) und zusammen mit Guido Pelizzari den neuen Sitz der RAI am Mazziniplatz (1960).

Um den Beruf des Architekten in ihrer Heimat ausüben zu können, mussten jene jungen Südtiroler, die in Österreich studiert hatten, ihren Studientitel in Italien anerkennen lassen. Architekt Arno Hofer erzählt, dass er sein erstes Projekt für die Villa Valier in Seis unter dem Namen und mit dem Stempel des Kollegen Architekt Sachs einreichte. Daraufhin zeigte Architekt Luis Plattner den Kollegen Sachs bei der Architektenkammer an. Auf Rat von Toni Ebner, der befürchtete, dass die Anerkennung des Studientitels auf dem Amtsweg sehr lange dauern könnte, begab sich Arno Hofer zusammen mit seiner Frau Helga und mit Helmut Maurer nach Rom, um ihre in Graz erworbenen Studientitel nostrifizieren zu lassen. Othmar Barth arbeitete zu jener Zeit im Büro des bedeutendsten italienischen Bauingenieurs, Pier Luigi Nervi, in Rom. An der Architekturfakultät, wo Nervi Hochbau lehrte, mussten die jungen Südtiroler Vorlesungen besuchen und Prüfungen aus folgenden Hauptfächern ablegen: Urbanistik, Entwerfen, Hochbau, Grünraumgestaltung, Denkmalpflege und Gesetzgebung. Um sich das Studium zu finan-



Alfons Benedikter in seiner Zeit als Landesrat für Raumordnung und sozialen Wohnbau, 1985 | Foto:Privatarchiv

zieren, arbeiteten auch sie in den bedeutenden Büros der Hauptstadt. Nach Abschluss des Studiums in Rom kamen sie zurück nach Südtirol, wo sie endlich beginnen konnten, ihre Ideale umzusetzen. So trafen Ende der 50er-Jahre, von den verschiedenen Architekturfakultäten Graz, Wien, München, Venedig, Rom und Florenz kommend, die Protagonisten der neuen Generation von Architekten in Südtirol ein.

Die Auftraggeber der jungen Südtiroler waren einerseits Privatpersonen, meist Kaufleute, die sich Villen bauen ließen, andererseits Bauunternehmer, die Wohn- und Geschäftshäuser sowie Kondominien bauten. Die Kirche verfügte über ausreichend finanzielle Mittel, und Bischof Joseph Gargitter besaß die nötige Weltoffenheit, Willen zur Erneuerung, Feingefühl und politischen Einfluss, um die neue Generation der Architekten mit der Planung neuer moderner Strukturen zu beauftragen. Es entstanden Bauwerke für die Seelsorge, die Bildung, die Sanität und die Unterkunft der Studierenden Jugend. Architekt Othmar Barth plante zusammen mit Helmut Maurer Ende der 50er-Jahre die Rückoptantensiedlung in Haslach, 1961 die Cusanus-Akademie in Brixen, Helmut Maurer die Schulungsheime in Nals und das Gamperheim in Mals, Roland Veneri

das Provinzhaus der Barmherzigen Schwestern in Bozen, das Jesuheim in Girlan, das Gamperheim in Meran. Kleinere Gemeinden folgten der Pionierarbeit der Kirche und erteilten diesen Architekten Planungsaufträge für Kindergärten und Schulen, später auch für Gemeinde-, Vereins- und Kulturhäuser. Der wieder aufkommende Tourismus erforderte neue Hotelbauten und touristische Infrastrukturen. Franz Prey plante neben Villen bedeutender Pusterer Industrieller die neuen Krankenhäuser von Sterzing, Innichen, Bruneck und Meran.

Die öffentliche Verwaltung hatte die schwierige Aufgabe, die Autonomie zu festigen und allmählich einen Gesetzesapparat zu formen, welcher das Funktionieren und das koordinierte Zusammenwirken der wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren des Landes ermöglichte.



Erarbeitung des Bauleitplanes für Eppan 1963. Helga Ehall-Hofer | Foto: Privatbesitz



Für die Erkundung des Territoriums zur Erstellung der ersten Bauleitpläne für Südtirol wurde ein Helikopter zur Verfügung gestellt, 1963. Von links nach rechts: Kopilot, Werner Jäger, Helga Ehall-Hofer, Pilot des Hubschraubers, Arno Hofer | Foto: Privatbesitz



Auf Feldforschung 1963
Von links nach rechts: Werner Jäger, Luigi Piccinato, Nino Milia, Arno Hofer. | Foto: Privatbesitz

Alfons Benedikter war ab 1960 Landesrat für geförderten Wohnbau, Landschaftsschutz, Raumordnung und Wirtschaftsprogrammierung. Er hatte in Neapel Rechtswissenschaften studiert und verstand es, mit großer Sensibilität für die örtlichen Notwendigkeiten und Besonderheiten ein nachhaltiges, übergreifendes raumplanerisches Konzept zu formulieren und dieses in „seinem“ Raumordnungsgesetz zu verankern. Dieser Persönlichkeit und der heute allerdings durch eine Vielzahl von „Justierungen“ verwässerten Raumordnung hat es Südtirol zu verdanken, dass es nicht so stark der Zersiedlung zum Opfer gefallen ist wie Nordtirol und andere angrenzende Regionen. Nach einem halben Jahrhundert profitiert Südtirol noch von den Vorteilen seiner oft mit Autorität durchgesetzten und durchgestandenen Vision. Es mussten also ab Beginn der 60er-Jahre die Gemeinden mit den spezifischen gesetzlichen Instrumenten versorgt werden. Anhand dieser konnten die Bautätigkeit, insbesondere jedoch Spekulationen seitens der Bauunternehmer, im Sinne einer zusammenhängenden territorialen Planung geregelt und kontrolliert werden. Die

Landesverwaltung benötigte dazu dringend Bauleitpläne, die, unter Berücksichtigung der staatlichen Gesetzgebung auf die topografischen, morphologischen, gesellschaftlichen, kulturellen und auch wirtschaftlich-produktiven Aspekte der jeweiligen Gemeindegebiete abgestimmt werden mussten. Laut Alfons Benedikter sollte ein Bauleitplan die Frucht einer strukturierten und dialektischen Arbeitsweise sein. Er beauftragte anfänglich Professor Luigi Piccinato, der in Neapel, dann in Venedig und schließlich in Rom Urbanistik lehrte, zusammen mit Professor Werner Jäger aus Wien mit der Ausarbeitung von Bauleitplänen. Damit diese auch auf den spezifischen Kontext abgestimmt werden konnten, wurden junge Südtiroler Architekten beauftragt, zusammen mit diesen Koryphäen zu arbeiten.

Das Architektenpaar Hofer erzählt, wie es ab Anfang der 60er Jahre mit der Verfassung von Bauleitplänen für 36 Südtiroler Gemeinden beauftragt wurde. Die Bürgermeister der Gemeinden kooperierten selten, weil sie keinen Bauleitplan wollten. Die Arbeit bestand vorerst aus akribischen Aufnahmen der örtlichen Gegebenheiten. Diese erfolgten teilweise aus der Luft mittels Helikopter und vor Ort. Sie bestanden aus Gesprächen mit Bürgermeistern und der Bevölkerung, dann aus Zeichenarbeit, Entwürfen von Zielen und Richtlinien, die im Bauleitplan zu berücksichtigen waren. Die Architekten Helga und Arno Hofer erinnern sich gerne an diese arbeitsintensive, aber sehr schöne Zeit: „Professor Piccinato war ein Lebenskünstler. Als Gruppe zusammen mit Professor Jäger und mit Architekt An-

tonio ‚Nino‘ Milia harmonierten wir sehr gut. Uns alle verbündete die Begeisterung für die Schönheit unserer Landschaft und für die Besonderheit der Bauten und natürlichen Gegebenheiten, die im Bauleitplan festgehalten werden mussten. Nach einem Tag der Begehungen am Ritten, an dem sehr viel gescherzt und gelacht wurde, mussten wir dem Landesrat referieren. Wir vertrauten uns der Redekunst Piccinatos an und mussten staunen, wie genau er sich an jeden Hofnamen und an jede topografische Besonderheit erinnern konnte. Es war ihm nichts entgangen. Er verstand es auch, die Urbanistik als Projektarbeit zu betrachten und brachte oft Ideen ein, die wir als Visionen in die Entwicklung der Gemeinden integrierten. Anfang der 60er-Jahre entstand die Idee zur Schnellstraße Meran–Bozen samt einiger Varianten zu deren Verlauf.“

Das folgende Jahrzehnt ist geprägt von der Festigung der Raumordnung durch die Verfassung der Bauleitpläne und von der Planung wertvoller Bauten durch die neue Architektengeneration. Diese versteht es, sich an zeitgenössischen Tendenzen zu orientieren und diese mit dem lokalen Kontext dialektisch und ausdrucksvoll zu verbinden. Es werden Elemente der Moderne, Impulse aus Italien, der Schweiz, aus Skandinavien aufgenommen, ohne sich zu sehr um die Altlast der Schicksale und um Fragen der Identität kümmern zu müssen. Die Offenheit und die Freiheit im Ausdruck der Architektur jener Zeit steht für die Freude am Leben.

Robert M. Veneri



Ekkehard Hörmann: Aufstockung Handelsakademie Innsbruck | Foto: Edith Schlocker

Traditionszertrümmerer aus Überzeugung

Neue Architektur im Tirol der Nachkriegszeit

Die prägenden Architektenpersönlichkeiten in Tirol zwischen den beiden Weltkriegen waren – wenn auch unter total konträren Vorzeichen – Clemens Holzmeister und Lois Welzenbacher. Und sie blieben es auch noch in der Aufbruchzeit nach 1945, als es nicht nur ganz pragmatisch um den Wiederaufbau zerstörter Bausubstanz, sondern auch um das Finden einer neuen Identität ging.

Der Grund des Einflusses von Holzmeister und Welzenbacher ist nicht zuletzt damit zu erklären, dass diese beiden wichtigsten Vertreter der „Tiroler Moderne“ nach dem Zweiten Weltkrieg an der Wiener Akademie der bildenden Künste lehrten und auf diese Weise die zentralen Bezugspersonen der meisten Tiroler Architekten der ersten Nachkriegsgeneration wurden, in Tirol selbst aber kaum mit adäquaten Bauaufgaben betraut

wurden. Im Fall von Welzenbacher ganz im Gegenteil: Obwohl er der einzige Österreicher war, der 1932 bei der international beschiedenen Ausstellung „The International Style: Architecture since 1922“ im New Yorker Museum of Modern Art mit dabei ist, werden seine Bauten in Tirol Schritt für Schritt vernichtet oder – wie sein Verwaltungsgebäude der Innsbrucker Stadtwerke – mit einem lächerlichen „Hut“ verschandelt, was Welzenbacher resignieren ließ, mit der fatalen Konsequenz, dass seine nach 1945 entstandenen Arbeiten qualitativ nicht mehr an die früheren anknüpfen können. Sie sind für Friedrich Achleitner Ausdruck einer „Trauerarbeit über verlorene Werte“, wofür sein 1945 gebautes Turmhaus in Absam das beste Beispiel ist. Clemens Holzmeister baute dagegen nach dem Krieg eine Reihe romantisierender Kirchen – um hier zu teilweise raffinierten Raumlösungen zu finden – und bodenständige, mit den traditionellen Versatzstücken bäuerlicher Architektur spielende Hotels. Was Holzmeister auf meist hohem Niveau gelang, sollten Generationen schlechter Architekten und Baumeister in den folgenden Jahrzehnten zum Klischeebild des touristischen, alle Maßstäblichkeit sprengenden „Tiroler Hauses“ pervertieren.

Doch von dieser Art von Nicht-Architektur soll hier nicht die Rede sein, war Tirol doch immer ein guter Boden für Baukünstler, denen es um mehr ging als um die Kreation mehr oder weniger funktionaler Hüllen. Wobei es – im Gegensatz zu heute – diese Verfechter eines ambitioniert gegenwartsbezogenen Bauens in den ersten Nachkriegsjahren nicht leicht hatten, oft als Landschaftsversandler und Traditionszertrümmerer gebrandmarkt wurden. Orteten die Mächtigen im Land doch in ihren frischen Ideen eine Bedrohung altergebrachter ideeller Werte, die Wirtschaftler sahen die Prosperität der langsam wieder aufkommenden Tourismusindustrie bedroht. In der lange nicht ausrottbaren Meinung, dass der Tirolbesucher allein das längst obsolet gewordene Tirol-Klischee sucht, das, wenn schon nicht im Original vorhanden, als Abziehbild und mit allem Komfort ausgestattet, reproduziert gehört.

Um gegen diese mächtige konservative Lobby anzukämpfen, bedurfte es starker Einzelkämpfer. Einer der markantesten und unverbiegbarsten unter ihnen war unzweifelhaft Josef Lackner, der – obwohl selbst Holzmeister-Schüler –, etwa mit seiner in den späten Fünfzigerjahren erbauten Kirche in Neu-Arzl, sämtliche Traditionen des Kirchenbaus radikal ad absurdum führte. Dabei handelt es sich um den ersten sakralen Neubau nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich, in dem ein völlig neues Raumkonzept zum Tragen kommt. Der Grundriss ist quadratisch, der für die Gläubigen vorgesehene Bereich inselartig ausgebildet, umgeben von einer Art von Graben für die Kreuzwegstationen. Betreten wird diese „Insel“ über eine Brücke, von der aus der Blick nach außen freigegeben ist. Setzt man sich dagegen, stülpt sich eine intime, die Außenwelt abschottende „Raumschachtel“ über den Kirchenbesucher.

Bei den folgenden Kirchen in Völs (1965–67), St. Norbert in Innsbruck (1969–72) sowie der Kapelle des Innsbrucker Canisianums (1970) kreierte Lackner weitere unkonventionelle Spielarten liturgischer Räume. Beim Canisianum raffiniert zelebriert als Raum im Raum, als zweite, von Licht dominierte Hülle über einem quadratischen Grundriss. Reizvoll im Gegensatz zu seinen minimalistischen Raumfindungen stehen die manieristisch pointierten von Horst Parson, etwa in der Kirche Neu-Rum oder jener internationale Einflüsse reflektierenden Norbert Heltschls von Landeck-Bruggen (1958–63).

Lackner suchte aber auch im Schulbau völlig neue Wege. Sein in den frühen Siebzigerjahren in Innsbruck gebautes Gymnasium der Ursulinen zeigt eine in ihrer räumlichen Großzügigkeit österreichweit einzigartige Konzeption. Ihr städtebauliches Prinzip beruht auf der axialen Zuordnung an sich frei stehender Objekte, wodurch sich in der Mitte ein geschlossener Freiraum ergibt. Die eigentliche Schule besteht aus einer zweigeschossigen Halle mit zentralem Turnsaal, Schwimmbad, Garderoben, Bibliothek, Konferenzräumen und einem weitläufigen Pausenbereich. Darüber liegt das durch breite Flure erschlossene, allein von oben belichtete Klassengeschoss.

Etwa gleichzeitig ist in Innsbruck auch ein anderer Schulbau entstanden, der auf völlig andere Weise beispielhaft ist. Bei der Aufstockung

der Handelsakademie (1971) hat Ekkehard Hörmann bewiesen, dass ein Zubau nicht unbedingt mit der Vernichtung wertvoller alter Bausubstanz einhergehen muss, sondern durchaus ein reizvoller Dialog zwischen Alt und Neu – innen wie außen – entstehen kann. Hat Hörmann hier doch nicht – wie üblich – das Dachgeschoss des bestehenden Gebäudes abgeräumt, das in diesem Fall des 1904/05 im Stil der sogenannten „Tiroler Gotik“ erbauten Hauses besonders ausgeprägt ist. Er setzte vielmehr in die Täler der bestehenden Giebellandschaft seine völlig schnörkellose, klar gerasterte, sich in keinsten Weise anbietende Architektur von heute.

Maßstäbe im Schulbau gesetzt hat auch Othmar Barth mit seinem Bau des Skigymnasiums in Stams (1974–80). Direkt neben dem barocken Stift gelegen, entschied sich der an der Innsbrucker Bauakademie lehrende Südtiroler für eine harte Konfrontation von Alt und Neu. Die baukünstlerische Qualität war das einzige für ihn geltende Kriterium genauso wie die städtebauliche Situierung, um auf diese Weise in der Fernwirkung eine großartige Einheit des gesamten Schul-Kloster-Komplexes zu suggerieren. Barths Bau entwickelt sich aus einem extrem langgezogenen Sockelgeschoss heraus, auf dem das Dachgeschoss zu schweben scheint. Als Kontrapunkt zum mächtigen Bauvolumen des Stifts hat Barth am westlichen Ende des Neubaus einen Bautrakt quer in die hier abschüssige Landschaft gestellt, wodurch das Gebäude reizvoll an Volumen gewinnt, durch seine runden Fenster daliegt wie ein im Tiroler Oberland gestrandeter Dampfer.

Einen konzeptionellen Ansatz im Schulbau versucht nach dem Zweiten Weltkrieg auch Norbert Heltschl beim Schulzentrum Imst (1962–64) bzw. in Vils (1966–72). Als „einen Beitrag zur Ästhetisierung des Raumes im pädagogischen Kontext“ sieht Friedrich Achleitner die von Günther Norer geplante Volksschule Vomp (1972–75). Ein Musterbeispiel guter heutiger Architektur ist auch die von Heinz-Mathoi-Streli 1976 begonnene Fremdenverkehrsschule von Zell am Ziller. Dass die Schüler sich an ihr ein Vorbild nehmen könnten für die von ihnen später gebauten Hotels und Pensionen, blieb leider ein frommer Wunsch.



von oben links beginnend

Haus der Bernhard in Lienz, geplant von Karl Heinz
Foto: Karl Heinz

Passionsspielhaus Erl von Robert Schuller
Foto: Edith Schlocker

Welzenbacher-Haus Absam | Foto: Edith Schlocker

Skigymnasium Stams von Othmar Barth
Foto: Edith Schlocker

Innsbrucker Markthalle, gebaut von Willi Stigler
Foto: Edith Schlocker



Ein Architekt, der, nicht zuletzt wegen seiner guten Kontakte zu den damals Mächtigen im Land, das Stadtbild von Innsbruck, aber auch das Gesicht von Seefeld wesentlich geprägt hat, war Hubert Prachensky. Im Bauboom der Fünfzigerjahre gewinnt er Wettbewerb um Wettbewerb, baut und baut er so manches, das heute als schlimme Bausünde gilt. Von Einfamilien- oder Hochhäusern über die Innsbrucker Chirurgie, die Technische Universität und Kopfklinik bis zum Kongresshaus und der Europakapelle an der Brennerautobahn. Ganz Holzmeister-Schüler kultivierte Prachensky in Seefeld in zahlreichen Tourismusarchitekturen auf vergleichsweise hohem Niveau den sprichwörtlichen Tiroler Stil inklusive obligattem Holzbalkon und Satteldach, während er im örtlichen Sport- und Kulturzentrum (1973–75) ganz bewusst alles Rustikale vermied, um mittels eines erweiterten Material- und Formenkanons eine für die damalige Zeit aufregende Eventarchitektur zu erschaffen.

In den späten Fünfzigerjahren ist mit Robert Schullers Passionsspielhaus Erl eine noch heute gültige, weithin sichtbar zeichnerhaft in die Landschaft gesetzte Architektur entstanden, die eine der ganz wenigen – unübersehbar von Le Corbusier inspirierten – Kulturbauten ist, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Tirol entstanden sind. Hierher gehört auch das ORF-Landesstudio am Innsbrucker Rennweg (1968–72). Der funktionalistische, seine Funktion reizvoll nach außen spiegelnde Bau wurde vom Wiener Architekten Gustav Peichl als für den Ort variierte Variante seines für den ORF kreierte Prototyps konzipiert. Als durchaus widerständiger Kulturbau ist auch Josef Lackners 1964 gebautes Kennedy-Haus in der Innsbrucker Sillgasse anzusehen. Angelegt als formal spröde, robuste Hülle aus Beton, die den jugendlichen Nutzern ein Höchstmaß an Freiheit ließ, gilt dieses in der Zwischenzeit leider zerstörte und durch eine Allerweltsarchitektur ersetzte Haus noch immer als Musterbeispiel „pädagogischer Architektur“. Durchaus beachtlich ist aber auch Robert Schullers stringente – bei einem späteren Umbau leider weitgehend zerstörte – bauliche Revitalisierung des alten maximilianischen Zeughauses in Innsbruck bzw. der sensible Umbau der Haller Burg Hasegg durch das Atelier M9.

Die Chance, die zahlreichen Bombenschäden besonders in Innsbruck durch beispielhafte architektonische Lösungen zu schließen, wurde leider versäumt. Entstanden sind dagegen innerstädtisch meist gesichtslos anpässlerische Bauten und – noch wesentlich schlimmer – klotzige Betonmonster wie das neben die Innsbrucker Triumphpforte hingeklotzte ehemalige Holiday Inn. Aus der Flut des an den Stadträndern entstehenden Allerwelts-Massenwohnbaus ragen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren nur einige kleinere Wohnanlagen heraus, etwa die von Stigler & Stigler in der Innsbrucker Holzgasse errichtete, Ekkehard Hörmanns „Bergkristall“ in Igls oder Dieter Tuschers und Gerhard Planks Wohnbau in der Lanserstraße in Igls.

Der beste Seismograf baukünstlerischer Entwicklung ist allerdings seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Einfamilienhaus. Auch in Tirol. In ihm zeigt sich am frühesten der Wandel des kultu-

rellen Klimas, werden Tendenzen und Moden sichtbar. In diesen relativ kleinen Bauaufgaben spiegeln sich vielleicht auch am klarsten die individuellen Handschriften ihrer Erfinder, wie die zahllosen im ganzen Land anzutreffenden Beispiele beweisen. Etwa die originellen „Sputniks“ von Josef Lackner, die eleganten Villen von Günther Norer, die Wohnskulpturen von Horst Parson, die landschaftsbezogenen Häuser von Karl Heinz, Hanno Schlögl und Dieter Mathoi oder die auf einen ersten Blick ganz schlichten, bis ins Detail durchdachten Häuser von Norbert Fritz, um nur einige zu nennen.

Das Problem der touristischen Architekturen im Nachkriegstirol wurde bereits angesprochen. Ein Problem, das auch auf die Gestaltung von Gaststätten, Bars und Cafés übergeschwappt ist. So verwundert es nicht, dass die Rolle eines Verscheuchers des abgestandenen Miefs alpiner Selbstdarstellung wieder einmal Josef Lackner zukommt, etwa durch seine originelle Gestaltung der – inzwischen umgebauten – Orangerie in der Innsbrucker Maria-Theresien-Straße. Das gleiche Ziel verfolgte auch Ekkehard Hörmann bei seinem Neubau des Cafés Panorama in Fulpmes (1971–72) bzw. das Atelier Mühlau beim Bergrestaurant Koppeneck in Mieders. Ähnlich den gastronomisch genutzten Lokale haben es auch Geschäftslokale in sich, sich in relativ kurzer Zeit abzunützen. Und so sind von den wenigen guten in der Nachkriegszeit entstandenen Architekturen dieser Art nur mehr wenige erhalten, etwa das ehemalige Möbelhaus Held, das Josef Lackner Anfang der Sechzigerjahre mit einem für die damalige Zeit völlig neuen offenen Raumkonzept unter die Viaduktbögen in Innsbruck eingemietet hat. Leider durch einen späteren Zubau in seiner konstruktivistischen Stringenz verwässert wurde die von Willi Stigler in den späten Fünfzigerjahren gebaute Innsbrucker Markthalle.

Edith Schlocker



Gasthof Stern in Ötz | Foto: Ötztal Tourismus, Howdy

Wand-lungen

„Farbenpracht blendet das Auge“, die Worte, die der chinesische Philosoph Laotse einige Jahrhunderte vor Christi Geburt geäußert haben soll, finden noch immer ihre Gültigkeit. Auch die Architektur hat heute, nach Jahrzehnten des rohen Betons und der weiß verputzten Wände, die Farbe wieder entdeckt. Nicht nur im Gebäudeinneren, sondern vor allem auch an den Fassaden. Das Gesicht eines Wohnhauses (lat. *facies*) erzählt einiges vom Bewohner, von dessen Stil, Reichtum und Reputation; ist es bemalt, gibt es zusätzlich Zeugnis von Konfession, Eigenheiten oder Liebhabereien und bekundet nicht zuletzt Kommunikationswillen. Wohnen gehört zur alltäglichen Selbstdarstellung, die Fassade spielt dabei eine primäre Rolle.

Mittelalterliches „Affenwerk“

Die Fassade mit Bildern zu schmücken, damit beginnt man nicht etwa erst im 18. Jh. mit den sogenannten „Lüftlmalereien“. An sakralen Gebäuden lassen sie sich schon im Mittelalter beobachten, nicht viel später auch an Profanbauten. Bereits in der ersten Hälfte des 14. Jh. beklagt der Mönch Johannes Tauler den Dekorationswillen mancher Städter und spricht von „allerley Affenwerk und Leichtfertigkeit“, mit denen reiche Kölner Bürger ihre Häuser verschönten. Über Jahrhunderte bildete die Fassadenmalerei ein maßgebliches Gestaltungselement von Schlössern, Ansitzen, Bürger- und Bauernhäusern. In der Neuzeit erlebte die Fassadenmalerei eine Blüte. Die Bürger genossen zunehmenden Reichtum, zogen in die sich ausbreitenden Städte und errichteten sich Wohnhäuser. Die Rathäuser wurden prächtiger, vermehrter Handel und verstärkte Reisetätigkeit machten größere Gasthäuser erforderlich. Die Impulse für die nunmehrigen Fassadenmalereien kamen aus Oberitalien und gelangten u.a. nach Tirol und in den bayerischen Raum.

Frühe Fassadenmalereien in Tirol

Als frühes Beispiel der Bemalung eines Gasthauses gilt der Goldene Adler in Innsbruck, dessen Bemalung um ca. 1540 entstand. Die Fenster des Gebäudes sind von üppigem Rankenwerk umgeben, zusätzlich wird die Fassade von einem umlaufenden Balkon nebst Fenster in Illusionsmalerei geziert. Diese kannte man schon in Pompeji, in der Renaissance erlebte sie ihre Wiederentdeckung. Wunderbare Fassadenmalereien sind im Tiroler Oberland zu beobachten. Als eines der prächtigsten Beispiele gilt zweifellos der Gasthof Stern in Ötz. Die erste Bemalung des Gebäudes fand 1573 statt und wurde vom Gerichtsanwalt Christian Rott in Auftrag gegeben. Die Jahreszahl 1615 lässt darauf schließen, dass später weitere Malereien folgten. Der Schwerpunkt liegt hier auf den Fensterumrahmungen und der Verzierung der Erker. Zwischen den Fenstern tummeln sich, teils gerahmt, teils auf freier Fläche, verschiedene biblische Gestalten: Adam und Eva, David und Goliath und ein bäuerlich gekleideter Christophorus. Weiter westlich, in Ladis im Oberinntal, wieder ein Juwel der Fassadenmalerei: das Gasthaus zur Rose, es wurde 1590 mit Malereien ausgestattet. Auch hier sind opulente Fensterumrahmungen und dazwischen einzelne Fresken, gerahmt oder auf freier Fläche, zu erkennen. Aus der Zeit um 1626 stammt die Bemalung eines der schönsten, künstlerisch bedeutendsten Profandenkmäler des Landes, des Stockerhauses in Ladis. Über dem Portal ein zweigeschossiger, bis in den Giebel reichender Erker. Dieser weist, wie die gesamte Fassade, prächtige Bemalungen auf. Dabei sind die Motive unterschiedlichster Natur: Wappenschilde, Kreuzigung Christi, Einzelfiguren von Heiligen, Motive aus dem Alten Testament, daneben profane Szenen wie etwa die Darstellung zweier Landstreicher, etc. Vor allem Gasthöfe und Wohnhäuser wohlhabender Bürger und Amtsträger erhielten kostbare Schauseiten, wie etwa das Richter-

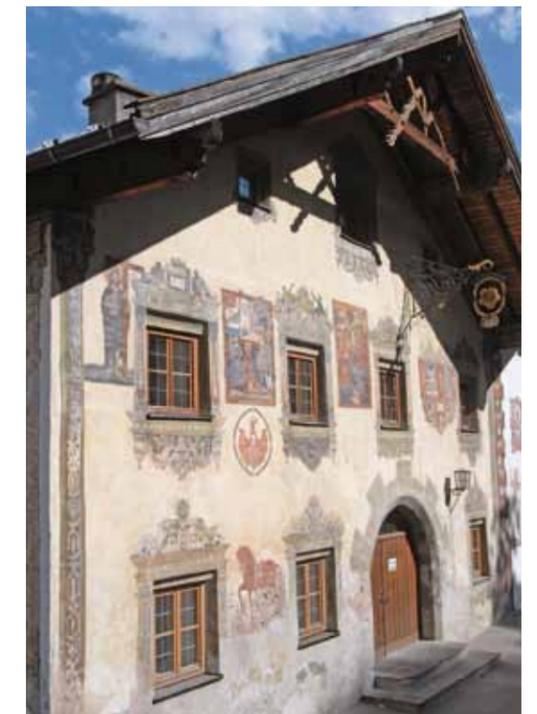
haus oder Platzhaus in Wens im Pitztal, in dem der Bürgermeister gleichzeitig als Richter fungierte. Dieser ließ sich 1576 sein Haus zu einem repräsentativen Renaissancegebäude umbauen und im Zuge dessen erhielt die Fassade ihre prächtige Ausstattung – mit bildlichen Hinweisen auf Amt und Tätigkeit des Hausbesitzers. Das Gestaltungsschema ist ein ähnliches wie in Ötz und Ladis: zwischen opulenten Fensterumrahmungen immer wieder Einzelbilder, biblische Szenen, solche aus dem Alltag der Rechtsprechung, Sagengestalten und zahlreiche Wappen. In Kauns finden sich noch zwei alte, wunderschön bemalte Bauernhäuser, die zur Burg Berneck gehörten – die sogenannten Schlosshäuser. Die Gebäude aus dem 17. Jh. weisen eine reiche Fassadengestaltung auf. Man erfährt aus dem Leben Kaiser Maximilians I., der das nahe gelegene Schloss Berneck Ende des 15. Jh. erwarb, entdeckt Lebensbäume, religiöse und profane Szenen. Auf einem der beiden Häuser etwa rückt der in die Ortsgeschichte eingegangene „Wiesenjaggl“, ein Wilderer, der zu Zeiten Maximilians sein Unwesen trieb, einer Gams zu leibe.

Die Malereien der genannten Häuser weisen kein durchgängiges einheitliches Programm auf, vielmehr stehen die Szenen für sich, Darstel-

Goldener Adler in Innsbruck | Foto: Franco Coccagna



Gasthof Rose in Ladis | Foto: Dorfbuch Ladis, Gemeinde Ladis (Robert Klien)





Köpfler Haus in Höfen | Foto: Naturparkregion Höfen, Gemeindeamt Höfen

lungen des Alten Testaments werden solchen aus dem Neuen gegenübergestellt, es werden Gleichnisse erzählt oder man drückte sich über Symbolik aus. Meist gibt es Hinweise auf den Hausbesitzer und dessen Leben, z.B. im Fall des Platzhauses in Wenns, oder auf das Gewerbe, das im Haus ausgeübt wurde, wie etwa ein festgebundenes Pferd als Zeichen für ein Gasthaus oder Handwerkzeug. Es überwiegen religiöse Darstellungen.

Lüftlmalerei

Eine Sonderform der Fassadenmalerei stellt die sogenannte Lüftlmalerei dar. Der Name leitet sich vom Hausnamen „Zum Lüftl“ des Fassadenmalers Franz Seraph Zwinck (1748–92) aus Oberammergau ab. Nicht nur dessen Werke, sondern generell wurde es Usus, Fassadenmalereien mit der Bezeichnung Lüftlmalerei zu versehen. In Tirol wird das Außerfern mit Reutte, Elbigenalp, Hägerau und Holzgau das Zentrum dieser Dekorationsform. In und um Reutte entfaltete sich die Familie der Zeiller, im Lechtal

waren es Josef Degenhart und Josef Anton Köpfler. Die Außerferner Lüftlmalereien sind gerne pastellfarben, hellgrün oder zartrosa, weisen massive Fensterumrahmungen auf und die Figuren treten aus gebauschten Wolkenpolstern hervor. Ein Hauptwerk der Außerferner Lüftlmalerei findet man in Höfen bei Reutte. Dort hat der Maler Köpfler im Jahr 1816 Hand an sein eigenes Haus gelegt und schuf u.a. eine opulente, sich in die Tiefe erstreckende Palastarchitektur, die sich über die gesamte Längsseite des Hauses erstreckt – heute leider nur mehr recht blass zu erkennen.

Fast zur gleichen Zeit, im Jahr 1813, liest sich im Buch „Über Deutschland“ der französischen Schriftstellerin Madame de Stael Folgendes: „In mehreren Städten sind die Häuser außen mit verschiedenfarbigem Anstrich gemalt; man sieht da die Figuren von Heiligen, Ornamente aller Art, die zwar nicht sehr geschmackvoll sind, aber sie bringen Abwechslung in das Äußere der Wohnungen und scheinen den wohlgesinnten Wunsch zu bekunden, den Mitbürgern und den Fremden zu gefallen.“ Es ließe sich anfügen: und den Wohlstand des jeweiligen Auftraggebers resp. Hausbewohners zu demonstrieren. Illusionsmalereien, frei auf die Fläche gestellte Figuren und gerahmte Bilder, oder rein ornamentale Lösungen – alle Richtungen lassen sich auf den Fassaden wiederfinden. Bis in die heutige Zeit. Vor allem gemalte Fensterumrahmungen erfreuen sich, nicht nur an Bauernhäusern, großer Beliebtheit. Vor dem Hintergrund des oben genannten

sind auch die heute teilweise belächelten, als „Heimatkitsch“ bezeichneten Fassadenmalereien zu verstehen, wie sie in den 50er-, 60er- und 70er-Jahren dieses Jh. beliebt waren. Geradezu unglaublich wie sich Motive, aber auch Themen und Darstellung über die Jahrhunderte erhalten haben.

The roaring sixties ...

Die Architektur der Sechzigerjahre fand zu unverwechselbaren Ausdrucksformen, sie berichtete über die Epoche, den damals satten Wohlstand und beträchtlichen Bevölkerungszuwachs, in ihr manifestierte sich der unerschütterliche Glauben an den Fortschritt und die strahlende Zuversicht, mit der man die Welt und die Zukunft sah. Immerhin ging bis 1973, dem Jahr der ersten Ölkrise, alles steil bergauf. Der Wohnungsbau erreichte Rekordhöhen, in den Städten wurde „häuserzeilenweise“ alte Bausubstanz kurzerhand eliminiert. Zum eindeutig beliebtesten Baumaterial der 60er wurde der Beton. In den „grauen Mausoleen“, so der deutsche Farbpsychologe Heinrich Frieling, triumphierte die Farbe des Betons, „weil man ihn anbetete, als ob er eine Offenbarung Gottes wäre“. Spielten die 50er-Jahre u. a. noch mit auf schlanken Pfeilern aufsitzenden Gebäuden, über die sich bunte Mosaik rankten, weichen diese Formen in den 60ern einer massigen Gedrungenheit.

Farbe bekennen

Um die nüchternen, bisweilen trostlosen Fassaden der Wohnhäuser etwas zu beleben, sie zu „behübschen“ und ihnen etwas Heimeliges zu verleihen, ging man in den 60er-Jahren daran, in den Farbtopf

Bauernidylle in der Leutasch/Puit | Foto: Barbara Plötz



zu greifen. In einigen deutschen Städten entbrannte damals sogar ein regelrechter Kampf gegen das nüchterne Grau des Betons. In Tirol bemühte man das farbenfrohe Kalender-Idyll, das in Gestalt von alpinen oder traditionellen Motiven auf die weiß verputzte Hauswand gepinselt wurde. Zahlreiche Einfamilienhäuser aus den 60er-Jahren weisen noch heute Jagdszenen, Heiligengestalten, Sonnenuntergänge über grünen Baumwipfeln oder Familienwappen auf. Wie die Wandmalereien der Vergangenheit nehmen sie Bezug auf die Hausbewohner und geben Hinweise auf Herkunft (Wappen oder Inschriften), Neigungen und Gewohnheiten (Jagd- und Naturszenen) und religiöse Einstellung (Heiligengestalten).

Das beliebte Heimatidyll der Nachkriegszeit war und ist resistent, es lebt bis in die heutige Zeit. Was macht es auf der Hauswand, wo man doch in Tirol davon umgeben ist und man es vor der Türe hat? Ist es ein leiser aber sichtbarer Protest gegen die schneller und „größer“ werdende Welt? Ein Mahnmal? Vielleicht deutlicher Ausdruck einer patriotischen Gesinnung? Demonstrativ gezeigter Stolz auf die alpine Gegend? Oder Angst vor dem gefühlten Verlust eben dieses Idylls? Ist es Verstärker des echten Idylls? Oder legt man sich eine Malerei zu, weil der Nachbar auch eine an der Fassade hat und man am eigenen Haus eine fensterlose Wand, die nach „Dekor“ verlangt, zur Verfügung hat?

Ein gemaltes Wappen an der Hauswand anzubringen, zeugt von Familienstolz und -sinn. Daran hat sich über Jahrhunderte nichts geändert, auch heute ist dies keine Seltenheit. Meist sind sie straßenseitig und somit für alle gut ersichtlich angebracht.

Schöne Beispiele für Jagd- und bäuerliche Alltagsszenen auf Fassaden sieht man etwa in Scharnitz und in der Leutasch. Der dortige Bezug zur Jagd zeigt sich nahezu auf jeder zweiten Hausfassade. Ein ausgeprägter Jagdtrieb führte bereits Kaiser Maximilian I. oftmals in die Leutasch, auch zahlreiche andere bedeutende Jagdherren und -pächter durchforsteten die Wälder der Gegend z.B. Herzog von Altenburg,



Maximilian in der Martinswand | Foto: Franco Coccagna



Idyll im Unterland | Foto: Barbara Plötz

Fürst Fürstenberg und nicht zu vergessen Ludwig Ganghofer. Vor allem dieser war es, der mit seinen Romanen die Leutasch und das Gaistal weit hin bekannt machte. Ebenfalls in der Leutasch findet sich ein besonders schönes bäuerliches Idyll. Vor steiler Bergwand stellen sich Bauern dem Betrachter dar, mit Attributen weisen sie auf ihre Tätigkeit hin (Kuh, Schafe, Baumstamm, Axt), führen diese aber nicht aus, lediglich der Harmonikaspieler agiert tatsächlich.

Ein kleines Arkadien mit flötespielendem Jungen findet man auf einer ovalen Fläche an einer Hauswand im Unterland. Der musizierende Bub in Tracht sitzt inmitten grüner Landschaft, die sich hinter ihm öffnet und den Blick auf eine Gebirgskette lenkt. Begleitet wird das Bild von einigen abgewandelten Zeilen aus dem Gedicht „Hab Sonne im Herzen ...“.

Auch die Gestalt des in Tirol allgegenwärtigen Kaisers Maximilian trifft man auf Fassaden der 60er/70er-Jahre an. Die Darstellungen nehmen fast immer Bezug auf dessen Jagdleidenschaft, damit lassen sich das vom Hausbesitzer empfundene Wohlgefallen an der landschaftlichen Schönheit und der Stolz auf Tradition und Tiroler Geschichte formvollendet vereinen und glei-

chermaßen demonstrieren. Das in die Fassade vertiefte rechteckige Bild zeigt den Kaiser in der Martinswand, wo er sich, der Legende nach, verirrt haben soll. Ein Bauernjunge rettete ihn aus dieser misslichen Lage.

Darstellungen von Heiligen, Madonnen oder Engeln sind damals wie heute anzutreffen. Oftmals sind es Schutzheilige (wie etwa die Heiligen Christophorus, Florian oder Urban, Schutzpatron der Winzer) oder die in Tirol so beliebte Madonna mit Kind, die als rundes oder ovales Medaillon, nicht immer nur gemalt, sondern auch in Stuck oder als Mosaik, zahllose Tiroler Häuser ziert. Die Bewohner dieserart geschmückten Gebäude stellen sich unter den schützenden Mantel Mariens. Der weltberühmte Lukas Cranach hat 1514 das Vorbild (heute im Innsbrucker Dom) all dieser Madonnenbilder geschaffen, die in zahllosen Abwandlungen und Varianten landauf, landab zu finden sind.

Ulla Furlinger



Öffentliche Bauten zwischen monströs und minimalistisch

In Südtirol ist in den letzten Jahrzehnten so viel gebaut worden wie nie zuvor. Die Autonomie hat dem Land einen enormen Aufschwung gebracht und der dadurch entstandene Wohlstand hat auch im Bauwesen bereiten Ausdruck gefunden. Es ist viel, sehr viel gebaut worden. Aber wie sieht es mit der architektonischen Qualität des Gebauten aus?

Die Architektur der öffentlichen Bauten in Südtirol heute

Im öffentlichen Bausektor erlebt die Architektur in Südtirol zurzeit zweifellos eine Blüte. Landauf, landab sind in den letzten Jahren öffentliche Bauten entstanden, die aus architektonischer Sicht auch außerhalb unserer Landesgrenzen Anerkennung finden. Gar einige dieser Bauten gewannen nationale oder internationale Preise, wie den Südtiroler Architekturpreis, den Architekturpreis der Stadt Oderzo oder den prestigeträchtigen „Dedalo Minosse“-Preis. Zudem wurden diese Bauten in international anerkannten Fachzeitschriften veröffentlicht, etwa in der Architekturzeitschrift „Domus“ oder im Callwey-Verlag. Das zeigt, dass unsere öffentlichen Bauten wegen ihres architektonischen Niveaus Beachtung finden.

Unter den ausgezeichneten oder publizierten Bauten befinden sich viele Landesbauten. Dies kommt nicht von ungefähr. Die Landesverwaltung bemüht sich seit Jahren ganz konsequent, die Bauten nicht nur technisch, sondern auch architektonisch mit höchster Qualität auszuführen.

Hoher architektonischer Anspruch der Landesverwaltung

Der hohe architektonische Standard der öffentlichen Bauten ist unter anderem auch darauf zurückzuführen, dass das Land sehr hohe Ansprüche an die architektonische und technische Qualität der Bauten stellt.

Damit gute Architektur entsteht, braucht es neben gut ausgebildeten Architekten und einem fruchtbaren Umfeld auch gute Bauherren. Und das Land ist ein guter Bauherr. Im Landesressort für Bauten gilt die Devise: „Bauen ist nicht nur eine technische Aufgabe, sondern in erster Linie eine eminent wichtige kulturelle Aufgabe.“ In diesem Sinne versteht sich das Land als Promotor für gutes, zeitgemäßes Bauen, man will Vorbild sein für die Entwicklung guter Architektur.

Für die Architekten wurden zu diesem Zweck jene Freiräume geschaffen, die für die Entfaltung innovativer Ideen notwendig sind. Andererseits wird von den Planern maximaler Einsatz gefordert, um höchstmögliche architektonische Qualität zu erzielen. Dies geschieht vor allem dadurch, dass alle größeren Planungsaufgaben mittels Planungswettbewerb vergeben werden.

Wettbewerbskultur

Durch den Aufbau einer breiten Wettbewerbskultur, durch die die Planer intensiv gefordert sind, versucht man, für jedes einzelne Bauwerk gute Architektur zu erzielen. Durch diese Wettbewerbe, die für die Südtiroler Architekten auch Konkurrenz aus dem Ausland brachten, durch die vorbildhafte Architektur, die vom Ausland importiert wurde, ist das Niveau der Architektur im Lande gestiegen.

Neue Akzente in unseren Städten

Das Landesressort für Bauten hat in den letzten Jahren in Südtirols Städten prägende Bauten realisiert. Es wurden Baulücken geschlossen, ungenützte oder schlecht genutzte Plätze bebaut, es wurden Bereiche der Stadt neu geordnet. Man könnte viele Beispiele nennen, mit denen der städtische Raum neu definiert wurde: die Landhäuser 2, 3 und 11, das Museion, die Eurac, die deutsche Berufsschule in Bozen, das Krankenhaus Bozen, die Universität Brixen, die Thermen in Meran, die deutsche Berufsschule in Brixen, das Oberschulzentrum in Bruneck. Nur auf einige soll hier näher eingegangen werden. Mit dem Bau des Museions, des Haydn-Konzertsaals, der Universität und des Ötzi-Museums hat das Land in der Bozner Altstadt ein Zentrum der Kultur geschaffen, das noch ergänzt werden soll durch das erweiterte und modernisierte Stadtmuseum.

Ein herausragendes Gebäude in dieser „Kulturmeile“ ist das Museion, das Museum für Moderne Kunst. Das Projekt des Berliner Architektenteams Krüger/Schubert/Vandreike ist aus



Aula Magna der Universität Bozen | Foto: Bildraum



Aula Magna der Universität Brixen | Foto: Bildraum

118 einem Planungswettbewerb hervorgegangen, bei dem eine Rekordbeteiligung von 300 Architekten aus ganz Europa zu verzeichnen war. Die Planer haben einen schlichten, minimalistischen Bau entworfen, einen langen Quader, der ein modernes Designobjekt darstellt. Der Bau steht an der Nahtstelle zwischen der Altstadt und der „neuen“ Stadt jenseits der Talfer. Er ist so konzipiert, dass er als Bindeglied zwischen den zwei Stadtteilen fungiert. Während die Längsseiten des Baus geschlossen und mit Aluplatten verkleidet sind, öffnen sich die verglasten Stirnseiten zur Stadt hin. Durch diese offenen Fassaden wirkt der Baukörper wie eine Röhre, die beide Stadtteile diesseits und jenseits der Talfer miteinander verbindet. Um das Museum ins Stadtgefüge einzubinden, wird über das Museumsareal ein Fahrrad- und Gehweg geführt.

Durch den Bau der **Universität Bozen** haben die Straßen und Plätze rundherum klare Konturen

und eine neue Qualität bekommen. In der Altstadt ist ein neuer Schwerpunkt entstanden. Durch das neue Gebäude hindurch wurden Korridore gezogen, die gleichsam gedeckte Stadtgassen darstellen und als solche auch von Außenstehenden begangen werden sollten. In diesem Sinne ist die Universität ein Teil der Altstadt geworden. Auch dieses Projekt, erarbeitet von den Züricher Architekten Bischof & Azzola, ist das Ergebnis eines europaweit ausgelobten Planungswettbewerbs. Die Vorzüge dieses Projekts liegen darin, dass es keine unterirdischen, „finsternen“ Aufenthalts- und Lehrräume gibt, sondern dass alle Unterrichtsräume natürlich belichtet sind. Dadurch entsteht notgedrungen ein größeres oberirdisches Volumen, welches ins Stadtgefüge aber so gut eingefügt wurde, dass es keinen Bruch mit dem bestehenden Baukontext darstellt und dass zwischen den Baumassen angenehme, beschauliche Höfe entstanden sind. Die neue Universität präsentiert sich selbstbewusst, großzügig, massiv, in der Architektursprache aber zurückhaltend und minimalistisch. Die Architektur ist in dieser Hinsicht ein typischer Ausdruck unserer Zeit.

Die **Universität Brixen** präsentiert sich ebenfalls als ein mächtiger, einprägsamer Palast. Die Planer Oberst und Kohlmaier aus Stuttgart wollten mit ihrer Architektur die Bedeutung, die die Institution der Universität für Brixen und für Südtirol hat, zum Ausdruck bringen,

und zwar in Anlehnung an die großartigen Paläste, die in Brixen in den vergangenen Jahrhunderten entstanden sind und die in ihrer jeweiligen Entstehungsperiode besondere Wichtigkeit hatten und immer noch bewundert werden. So wie sich die Hofburg, das Priesterseminar und das Vinzentinum sehr dominant im Stadtgefüge präsentieren, so wie diese alten Paläste Akzente und Bezugspunkte in der Stadt waren und sind, so präsentiert sich jetzt die Universität als ein neues Zentrum in der Stadt. Das Innere des Gebäudekomplexes haben die Architekten dem kleinteiligen Gefüge der Altstadt nachempfunden. Sie haben Laubengänge geschaffen sowie Durchgänge, schmale Gassen und anmutige Höfe.

Ein sehr gelungener Bau unserer Zeit ist die von Arch. Klaus Kada aus Graz geplante **EURAC** in Bozen. Auch dieses Projekt ist aus einem europaweit ausgeschriebenen Wettbewerb hervorgegangen. Das wesentliche Merkmal dieses Entwurfs ist die gelungene Symbiose zwischen Alt und Neu, zwischen dem Bauhausstil des Ex-Gil-Gebäudes und der zeitgenössischen Architektursprache der neuen Bauelemente. Dieses Projekt zeichnete sich gegenüber den anderen Wettbewerbsbeiträgen dadurch aus, dass die Neubauten sich nicht hinter dem Ex-Gil-Bau verstecken, dass sie sich diesem gegenüber nicht unterordnen, sondern selbstbewusst in Erscheinung treten. Die neue

Architektur, der neue Verwendungszweck tritt gegenüber dem denkmalgeschützten Ensemble selbstbewusst in den Vordergrund, ohne dieses aber zu beeinträchtigen.

Auf dem **Ex-Alumix-Areal in Bozen** soll der neue Technologiepol entstehen. Für die Planung der Umbau- und Realisierungsmaßnahmen wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem diverse Stararchitekten teilgenommen haben. In diesem Fall hatte man die einmalige Chance, einen vorwiegend städtebaulichen Wettbewerb auszuschreiben, was leider allzu selten der Fall ist. Die unter Denkmalschutz stehenden Bauten, in den 1930er-Jahren im Bauhausstil errichtet, sollen auf der Basis des von Oldbridge & Lucchin erstellten Projekts behutsam saniert, erweitert und einer neuen Nutzung zugeführt werden. Es soll ein Forschungszentrum entstehen, in dem innovative Unternehmen ihren Sitz erhalten. Darüber hinaus sollen Einrichtungen der EURAC und der Universität sowie ein Kreativzentrum



Beide Fotos: Lawinenschutzgalerie in Gomagoi | Foto: Bildraum

untergebracht werden. Dieses neue Zentrum soll diesen Stadtteil, diesen Bereich der Gewerbezone aufwerten und mit Leben füllen. Durch eine progressive Architektur soll der neue Verwendungszweck klar zum Ausdruck kommen.

Kleine Bauten mit großer Qualität

Nicht nur bei großen Bauten legt das Land Wert auf hohe Architekturqualität, sondern auch bei kleineren oder solchen mit einem weniger bedeutsamen Verwendungszweck. In diesem Zusammenhang sind die neuen **Straßenbauhöfe** oder **Straßenstützpunkte** zu nennen, die in den letzten Jahren entstanden sind. Diese Bauten weisen nun ein einheitliches Corporate Design auf, welches man entwickelt hat, nachdem die Staatsstraßen in die Kompetenz des Landes übergegangen waren. Man wollte diesen Wechsel der Zuständigkeit auch in der Architektur dieser Bauten zum Ausdruck bringen. Das alte, verblasste Erscheinungsbild der Ex-Anas-Bauhöfe wollte man durch ein dynamisches, frisches Corporate Design ersetzen, das den Aufbruch in eine neue Zeit signalisiert. Als Beispiel dieses neuen Konzepts seien die Straßenstützpunkte von Naturns, Sigmundskron, St. Valentin/Graun, Lana und Sterzing genannt.

Unter den kleineren Landesbauten mit gelungener Architektur, unter den Kleinodien sozu-

sagen, sind gar einige zu nennen: die **Kinderbetreuungsstätte** beim Krankenhaus Brixen, das **Bergbaumuseum „Kornkasten“** in Steinhaus, der **Ladstätterhof** in Sinich, die **Forststation** in Mals, das **Betriebsgebäude Valentin** bei den Gärten von Schloss Trauttmansdorff in Meran, das **Besuchergebäude** des Bergwerkmuseums in Prettau und als herausragendes Beispiel das **Naturparkhaus** in Villnöß.

Architektur im Straßenbau und bei Infrastrukturen

Das Bestreben des Landes ist es, auch im Straßenbau und im Tiefbau gute Architektur zu realisieren. Es sind besonders diese Bauvorhaben, die unseren Lebensraum ganz entscheidend beeinflussen und prägen. Eine Straße fällt optisch weit mehr ins Auge, als dies irgendein Gebäude je tun könnte.

So hat das Bautenressort die Devise ausgegeben, dass Straßenbauten nicht nur technisch richtig, sondern dass sie auch architektonisch und landschaftlich vorbildlich gebaut werden sollen.

Im Straßenbau sollen die Ingenieurbaukunst, die Architektur und die Landschaftsgestaltung wieder zu jener Symbiose zusammenfinden, die früher einmal eine Selbstverständlichkeit war. Der Weg dorthin ist einfach. Bei jeder Planung sollen dem Ingenieur ein Architekt und ein Landschaftsplaner zur Seite gestellt werden. So sind in diesem Sektor letzthin einige Bauten entstanden, die sich sehen lassen können. Zu nennen sind die **Lawinenschutzgalerie in Gomagoi** und die **sanierte Brücke** in Hafling. Beide Bauwerke haben 2008 den Architekturpreis der Stadt Oderzo gewonnen.

Gestaltung der Passstraßen

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass das Landesressort für Bauten besonderen Wert auf eine gute Gestaltung der Passstraßen



Naturparkhaus in Villnöß | Foto: Paul Ott

legt. Diese Straßen führen durch sehr schöne, aber sensible Gebirgslandschaften, weswegen es sehr wichtig ist, dass die Bauarbeiten an diesen Straßen möglichst landschaftsschonend vorgenommen werden. Man denke an die Stifser-Joch-, an die Timmelsjochstraße, an die Straßen der Dolomitenpässe usw. Diese Straßen waren ursprünglich harmonisch in die Landschaft integriert. Es waren technisch ausgefeilte, moderne Straßen, schlichte, schöne Bauwerke. Die Stützmauern waren aus ortstypischen Natursteinen ausgeführt, ebenso wie Wehrsteine, Brücken und alle anderen Kunstbauten.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben diese Straßen ihre einstige Schönheit, ihre architektonische Harmonie teilweise leider eingebüßt. Bei der Instandhaltung hat man billig gebaut und hat dadurch das einzigartige Straßenbild beeinträchtigt. Das einheitliche Gesamtkonzept für die Panorama-Hochalpenstraßen ist dabei verloren gegangen.

Jetzt hat man im Bautenressort erkannt, dass es für diese Straßen ein einheitliches Gestaltungskonzept braucht. Jetzt werden Masterpläne erstellt, die für die Zukunft die baulichen Eingriffe in architektonischer Hinsicht definieren. Es werden die Weichen für die architektonische Gestaltung des Straßenbauwerks und für die bessere landschaftliche Einbindung gestellt. Es wird aufgezeigt, wie diesbezügliche Fehler der Vergangenheit vermieden werden und wie die Kunstbauten in Zukunft aussehen sollen.

Erfreuliche Tendenzen im privaten Bausektor

Nicht nur im öffentlichen Bausektor findet man heute gute Architektur, es gibt heute auch im privaten Bausektor hervorragend gelungene Beispiele. Gar einige Private folgen dem Beispiel der öffentlichen Hand und realisieren ihre Bauten in einer ausgezeichneten zeitgenössischen Architektursprache. Sie haben erkannt, dass gute



Beide Fotos: Grundschule und Kindergarten, St. Magdalena (Villnöß) | Foto: Paul Ott

Architektur ein Markenzeichen, ein Corporate Design ist. Erwähnenswert sind hierbei die neue „Weinkultur“ und die daraus entstandenen Projekte einiger Privatunternehmen. Private Kellereien, wie etwa die Kellerei Hofstätter in Tramin, Manincor, das Winecenter in Kaltern oder letztlich die Kellerei Tramin, alles exzellente Beispiele neuer innovativer Baukultur. Aber auch andere Sparten der Wirtschaft, wie die privaten Unternehmen „Salewa“ in Bozen, der Gewerbepark „Syncom“ in Brixen und „Rubner“ in Kiens haben durch ihre neuen Firmenbauten gezeigt, dass zeitgemäße, moderne Architektur auch im Privatbereich ein Thema ist. Erwähnenswert ist auch das Haus des Juweliers in Schenna, das Wohnhaus Rizzi in St. Martin im Kofel und viele andere mehr. Diesbezüglich ist eine sehr erfreuliche Tendenz festzustellen.

Architektur – ein Gesprächsthema

Wir stellen fest, dass zeitgenössische Architektur heute in Südtirol zu einem Gesprächs- und Diskussionsthema in der Öffentlichkeit und in der Presse geworden ist. Man setzt sich damit auseinander, man diskutiert darüber, und das ist für das Anliegen, die Architektur im Lande voranzubringen, ganz wichtig.

Josef March



Gsottbauer architektur werkstatt | s zenzi - Sozialzentrum Zirl | Foto: Nikolaus Schletterer

Bauen – öffentlich und politisch

Bauen ist öffentlich. Ein Gebäude ist immer präsent, daher hat die Öffentlichkeit ein legitimes Interesse sich einzubringen; Nachbarn, Politiker, Juristen, Energieberater und viele andere mischen mit, insbesondere wenn die öffentliche Hand als Bauherr fungiert. Verordnungen und Gesetze – vor allem das Bundesvergabegesetz – regeln das Procedere; beim Architekten, der Architektin laufen die unterschiedlichen Interessen zusammen und sollen bei den Entwürfen entsprechend berücksichtigt werden.

Was vor einem Vierteljahrhundert noch unvorstellbar schien, ist inzwischen Realität. Der Lederhosenstil hat ausgedient, jedenfalls bei

jenen Bauten, für welche die öffentliche Hand – Bund, Land Tirol und die Kommunen – geradesteht. Oft haben die Gemeinden ihre Bauaufgaben in eigenen Gesellschaften ausgelagert, wie die IIG für Innsbruck, oder haben andere Konstruktionen entwickelt, denn öffentliche Gelder fließen auf vielerlei Arten. „Die Öffentlichkeit hat ein Interesse daran, sich einzumischen“, meint der Präsident der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurskonsulenten Georg Pendl, „die Politiker sind die gewählten Vertreter und können sich entsprechende Mehrheiten suchen.“ Das verläuft zwar nicht konfliktfrei, weder innerhalb der politischen Vertretungen noch vor Ort, ist aber meistens ein nachvollziehbarer Entscheidungsprozess, so z.B. beim Landhausplatz in Innsbruck oder bei der Erweiterung des Kufsteiner Gymnasiums.

In der dörflichen Baukultur hat die Revolution im Stillen stattgefunden. Dank höherer Aufgeschlossenheit vieler Kommunen fin-

den sich gute Gesprächspartner, und die in den letzten Jahren realisierten, öffentlichen Bauten finden Anklang und erregen Aufmerksamkeit weit übers Dorf hinaus. Den Grundstein für das Verständnis gelegt haben die Fa. Mölk mit ihren MPreis und die Abteilung Dorferneuerung beim Amt der Tiroler Landesregierung. Unterstützt wurde Letztere von einem starken Verbündeten – dem Geld. Schließlich können Schulen, Kindergärten, Altersheime, Mehrzweckgebäude und Dorfzentren nicht ohne großzügige finanzielle Unterstützung des Landes verwirklicht werden und die gibt es nicht ohne Anstrengung. War es früher üblich, dass Dorfkaiser die Planungen freihändig vergaben, so ist jetzt ab einem gewissen Finanzierungsrahmen ein Planungsverfahren zwingend vorgeschrieben. Im Laufe der Jahre hat sich die Abt. Dorferneuerung eine Vertrauensbasis bei den Gemeinden erarbeitet. Sie wird bereits im Vorfeld kontaktiert, koordiniert die unterschiedlichen Wünsche, erstellt Raumprogramme, organisiert die Besichtigung ähnlicher, bereits realisierter Projekte in anderen Gemeinde. Erstellt wird auch eine überschlagsmäßige Kalkulation, um zu beurteilen, ob das Projekt für die Gemeinden finanzierbar ist, redimensioniert oder zurückgestellt werden sollte. Bei der Entscheidung für einen von der öffentlichen Hand finanzierten Neubau spielen auch die politischen Verhältnisse vor Ort eine wichtige Rolle. Schwierig kann es werden, wenn für Vereine oder für die Feuerwehr gebaut wird. Die Vergleiche mit dem Nachbarort sind schnell bei der Hand, kön-

nen zu langen Diskussionen führen und zum Vorwurf, der Bürgermeister habe sich nicht durchgesetzt, selbst wenn es nur um die Farbe des Fassadenanstrichs geht. Bürgermeister mit schwachen Mehrheiten fürchten nichts mehr als negative Rückmeldungen, daher wird nicht überall nach den Bedürfnissen der Gemeinde gebaut. Andererseits kann ein Bürgermeister viel Lob einheimen und seine politische Position mit einem Vorzeigeprojekt stärken. Das kleine Osttiroler Bergdorf Kals ist ein gutes Beispiel: Zur Besichtigung von Glocknerhaus, Widum und neuem Gemeindehaus entwickelt sich ein richtiger Architekturtourismus.

Die finanziellen Mittel des Landes fließen nicht mehr so üppig wie in früheren Zeiten, daher werden Prioritäten gesetzt und Synergieeffekte angedacht. Falls ein Politiker nicht über besonders gute Beziehungen zum Landhaus verfügt, bleiben Prestigeobjekte auf der Strecke. Notwendiges soll im Verbund mehrerer Gemeinden verwirklicht werden, wobei seit einigen Jahren die Gemeindeabteilung und die Bezirkshauptmannschaften

Architekt Richard Freisinger (H.P.Gruber) | Dorfzentrum Rum | Foto: Günter R. Wett





Architekten Köberl, Giner und Wucherer (Büro Giner+Wucherer) | Adambräu Aussenansicht, Innsbruck | Foto: Lukas Schaller



Adambräu Innenansicht, Innsbruck | Foto: Lukas Schaller



124 im Vorfeld der Planungen miteingebunden sind. Eine Feuerwehrrhalle, eine Hauptschule, ein Seniorenheim werden mit Unterstützung des Landes ortsgrenzenübergreifend in Angriff genommen. Für die Ideenfindung wird zunehmend auf gesetzlich geregelte Abläufe zurückgegriffen: Bewerbungsverfahren, offene Wettbewerbe, geladene Wettbewerbe. Falls das Projekt in seiner Umsetzung einen gewissen Betrag, den sog. Schwellenwert übersteigt, ist es EU-weit bekanntzumachen, darauf erfolgt ein Bewerbungsverfahren oder ein EU-weit ausgeschriebener, offener Wettbewerb, was viele Gemeinden mit wenig Bauerfahrung schreckt. Das 70 Betten-Projekt Wohn- und Pflegeheim in Arzl i.P. mit 126 eingereichten Projekten aus Deutschland und Österreich zeigte die Grenzen des Machbaren auf. Unter den verschiedenen Formen von Vergabeverfahren haben sich die Architektenwettbewerbe am besten bewährt, weil damit eine Chance für Vergleiche besteht.

Im Regelfall wird der Wettbewerb von der Architektenkammer freigegeben, die auch einen Juror und einen Wettbewerbsteilnehmer – ausgewählt nach bestimmten Kriterien – nominiert. Die Jury setzt sich zusammen aus Fachpreisrichtern (Architekten) und Sachpreisrichtern (Vertreter der Gemeinde), wobei die Sachpreisrichter über die Stimmenmehrheit verfügen, die Fachpreisrichter über das notwendige Fachwissen. Das sollten sie im besten Fall verständlich und kommunikativ einsetzen. Die Auswahl der Juroren und Wettbewerbsteilnehmer obliegt dem Bauherrn; die Dorferneuerung steht beratend zur Seite, um für eine Durchmischung bei der Architektorauswahl zu sorgen, lokale Matadore werden dabei ebenso berücksichtigt wie Jungspunds oder Teilnehmer mit Erfahrung mit der geplanten Bautypologie. Geladene, anonyme, einstufige Wettbewerbe mit unterschiedlicher Teilnehmerzahl wurden in Tirol bei öffentlichen Bauten bisher am häufigsten abgeführt, außerhalb der Landeshauptstadt waren es in den letzten fünf Jahren 13 Schulen, drei Kindergärten, fünf Senioren- oder Sozialzentren und – die häufigste Bauaufgabe – 23 Ortskerngestaltungen mit entsprechenden Bauvolumina. Die architektonische Gestaltung von Kindergärten und Schulen hat einen besonderen Stellenwert, erzieht sie doch das ästhetische Bewusstsein der künftigen Bauherren.

In Zukunft sollen zunehmend verschiedene Arten von zweistufigen Verfahren forciert werden, wobei nach einer Vorauswahl für die zweite Runde eine gewisse Anzahl von Einladungen ausgesprochen wird. Diese Vorgehensweise – so die Hoffnung – kann in relativ kurzer Zeit zu Ergebnissen führen, der Aufwand sei für die Gemeinden ebenso überschaubar wie für die Teilnehmer. In Kooperation mit der Dorferneuerung hat die Architektenkammer im Frühsommer die befristete Halbtagsstelle eines Wettbewerbskonsulenten für Tirol und Vorarlberg eingerichtet und mit Architekt Rainer Noldin besetzt. Er hat sich zusammen mit seiner früh verstorbenen Ehefrau Regina mit dem Büro Noldin & Noldin einen Namen gemacht, z.B. mit der Hauptschule im Paznaun oder dem Seniorenheim am Innsbrucker Tivoli. In seiner neuen Position agiert er als Berater der Gemeinden im Vorfeld des zunehmend komplexeren Baugeschehens. Er tritt vehement für die Zweistufigkeit ein, denn „Wettbewerbe sollen nur das sein, was sie sein müssen, nämlich Ideen so dargestellt, dass sie bewertbar sind, aber nicht der ganze Wahnsinn von unnötigen Zusatzforderungen, die die Hälfte des Wettbewerbs ausmachen“. Schlankere, auf das Projekt abgestimmte Vorgehensweisen sind das Ziel des neuen Verfahrens. In informellen Gesprächen bringt Rainer Noldin seine Erfahrungen ein, macht Vorschläge für die Art des Wettbewerbs, für die

Auswahl der Juroren und Wettbewerbsteilnehmer und begleitet die Gemeinden beim gesamten Verfahren bis zum Bauergebnis. Im Prinzip ist diese Funktion auf Dauer angelegt, soll auch von anderen Bauherren in Stadt und Land genutzt werden. Die Landeshauptstadt kann demnächst mit einer Besonderheit punkten: dem Gestaltungsbeirat. Schon 2003 war diese Idee budgetiert und genehmigt, wurde aber wegen juristischer Einwände wieder auf Eis gelegt. Jetzt ist der politische Wille zur Umsetzung vorhanden. Mithilfe des Gestaltungsbeirates – eines Gremiums auswärtiger Fachleute – werden geplante, größere Projekte kontinuierlich auf ihre stadt-räumliche und architektonische Qualität abgeklopft. Solche Gremien gibt es außerhalb von Tirol schon in mehreren, auch kleineren Städten und sie haben sich – mit der richtigen Besetzung – gut bewährt. Das Modell wäre auch vielen Tiroler Bezirksstädten anzuraten, um das



S14, eck-reiter-rossman architekten | UB-Innsbruck. | Foto: Lukas Schaller

planerische und architektonische Chaos in geordnetere Bahnen zu lenken.

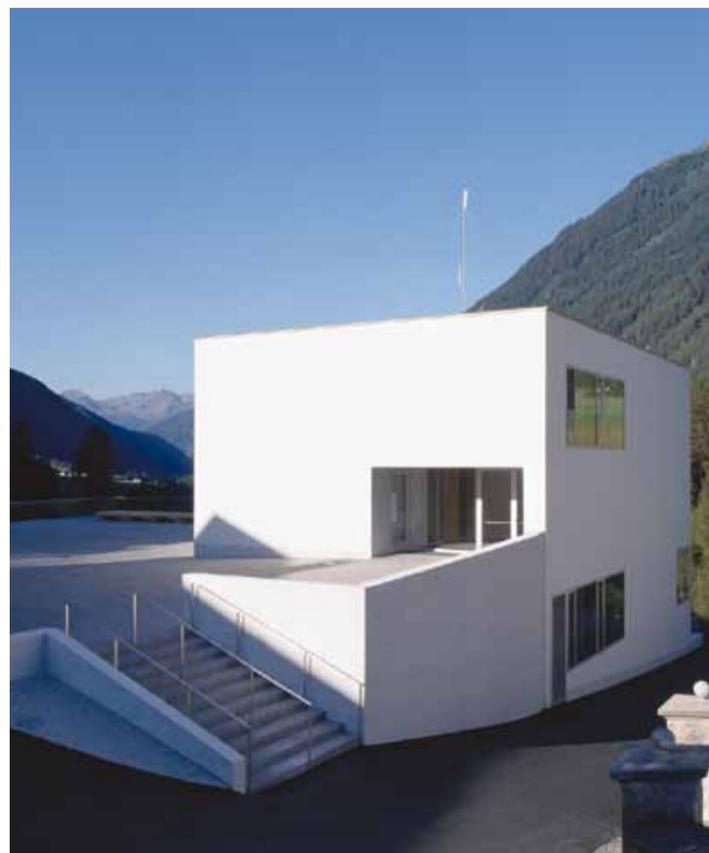
Eine hochgelobte Wettbewerbskultur mit vielen Vorzeigebauten betreibt die Bundesimmobiliengesellschaft BIG, die zumeist große Projekte in Angriff nimmt. Unter ihrer Betreuung entstanden in den letzten Jahren die Universitäts- und Landesbibliothek und das neue Chemieinstitut.

Ein Kriterium für zeitgemäße Qualität sind Architekturpreise; die beiden wichtigsten für Tirol sind die seit 1985 alle zwei Jahre vergebene Auszeichnungen des Landes Tirol für Neues Bauen und der seit 1999 ebenfalls zweijährig vergebene BTV Bauherrenpreis, sowie der österreichweite ZV-Bauherrenpreis, wo immer wieder Tiroler Projekte reüssieren. Fast jedes Mal finden sich mehrere Projekte der öffentlichen Hand unter den Preisträgern. Bei der Auszeichnung der Landes Tirol für Neues Bauen waren es in den letzten zehn Jahren zwölf von insgesamt 32 ausgezeichneten Bauten: das Gemeindezentrum von Inzing (Erich Gutmorgeth), die Fußgängerbrücke über den Inn in Landeck (Thomas Schnizer), die Hauptschulerweiterung und Sonderschule in Zirl (riccione architekten), die Friedhoferweiterung in Sölden (Raimund Rainer), die Hauptschule Paznaun (Noldin & Noldin), der Kindergarten St. Anton (AllesWirdGut), die Landesmusikschule Kufstein (riccione architekten), das Adambräu Sudhaus in Innsbruck (Rainer Köberl, Thomas Giner, Erich Wucherer, Andreas Pfeifer), das Zentrum O-Dorf (Frötscher/Lichtenwanger), das Veranstaltungszentrum FoRUM in Rum (Richard Freisinger, Peter Gruber), Landessonderschule und Internat Mariatal (Marte.Marte) und die Integrierte Landesleitstelle Tirol in Innsbruck (Obermoser, Schlögl & Süß).

Der Quantensprung der zeitgenössischen Architektur fand Anfang der 90er-Jahre in Innsbruck statt und ist dem damaligen Bürgermeister Herwig van Staa zu verdanken. Mit der Sozial- und Wirtschaftsfakultät (Henke/Schreieck), dem Rathaus (Dominique Perrault) und der Bergiselschanze (Zaha Hadid) waren jene Grundsteine gelegt, die neues Bauen mehrheitsfähig gemacht haben. Heute hat zeitgemäße Architektur einen hohen Stellenwert und ist auch dank medialem Interesse ein öffentliches Thema, was nicht heißt, dass sie allen gefällt.

Gretl Köfler

Architektenteam Schneider und Lengauer | Gemeindehaus „de calce“ - Kals am Großglockner | Fotos: Paul Ott





Samedan (CH), Personalhaus Areal Koch, Projekt Lazzarini Architekten - Samedan | Foto: Hartmut Nägele, Projekt aus der Ausstellung „Wohn Raum Alpen“, Kunst Meran 2010



Alberschwende (A), Wohnanlage, Projekt k_m.architektur - Bregenz
Foto: Hartmut Nägele, Projekt aus der Ausstellung „Wohn Raum Alpen“, Kunst Meran 2010

Was ist alpin? Traditionelle Baukultur der Gegenwart

Einen Aufsatz zum gestellten Thema mit Bezug zu Südtirol zu schreiben, scheint im ersten Augenblick einfach. Wir leben in den Alpen, bauen für die Gegenwart und können auf eine lange Tradition zurückblicken. Der vordergründig schwierige Teil der Definition liegt bereits im ersten, allgemeinen Aspekt der Fragestellung: Was ist alpin?

Die Begriffsdefinition alpin versteht hierbei alles was „zu den Alpen gehörig“ ist oder „den Verhältnissen in den Alpen ähnlich“ steht.

Ist also alles, was im geografisch klar umrissenen Raum der Alpen gebaut wird, somit alpin und kann man hierbei Gemeinsamkeiten erkennen? Die im Sommer 2010 gezeigte Ausstellung bei Kunst Meran „Wohn Raum Alpen“, die den gesamten, laut Alpenkonvention abgegrenzten Alpenraum untersucht – auch wenn die Ausstellung den Aspekt wohnen und nicht alle Bauformen berücksichtigt hat – belegt ganz klar, dass es diesbezüglich keine klare Erkennbarkeit in der Architektursprache bzw. Form gibt.

Auch der von Bruno Reichlin bereits 1995 im Katalogbeitrag zum Architekturpreis „Neues Bauen in den Alpen“ angesprochene Denkansatz, „alpine Architektur“ als Marke zu verstehen, kann für Laien zwar hilfreich sein, ist aber, wie Reichlin betont, nicht ausreichend für eine klare Begriffsbestimmung sondern eher eine „Arbeitshypothese für die Architekturkritik“.

Bis heute hat sich diesbezüglich wenig zusätzliche Klarheit ergeben. Sicher ist, dass seit der ersten Ausgabe des genannten Architekturpreises „Neues Bauen in den Alpen“ von 1992 eine immer stärker werdende Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Architektur im Alpenraum auch in Südtirol erfolgt und mittlerweile auf breiter Basis (z.B. Tätigkeit von Kunst Meran, Stiftung der Architekten usw.) diskutiert wird und diese Frage für Südtirol aktueller denn je erscheinen lässt.

Wie sieht es mit Begriffen wie Tradition, Baukultur sowie Gegenwart aus? Als Einzelbegriffe sind diese ausreichend definiert und allen geläufig. Trotzdem ist bei dieser Frage die Aneinanderreihung der verschiedenen Aspekte von Bedeutung. Während der bereits zitierte Artikel von Bruno Reichlin „die Moderne baut in den Bergen“ titelt und somit bereits eindeutig von einer klaren kulturellen Haltung zugunsten des Zeitgenössischen ausgeht, ist bei einer Frage nach Tradition in Zusammenhang mit Baukultur der Gegenwart dies nicht sofort erfassbar.

Die historischen Typologien alpiner Bauweisen standen in einem

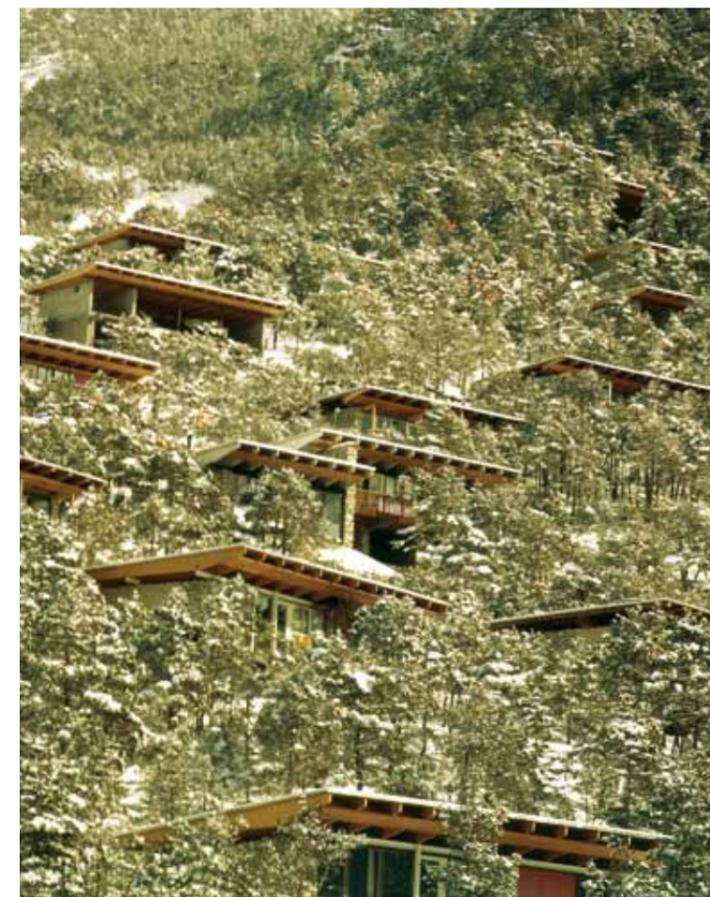
direkten Zusammenhang mit der Wandlung einer Naturlandschaft zur Kulturlandschaft. Landwirtschaftliche Nutzung (Urbarmachung des Territoriums) erforderte die Entwicklung von Bautypen, welche hierzu geeignet waren. Daraus entstanden Formen, welche über lange Zeiträume eine Baukultur ergaben und zu einer Tradition führten.

Die über Jahrhunderte entwickelten Regeln der Tradition können heute nicht mehr ungefiltert übernommen werden. Dies würde bedeuten, jede gesellschaftliche Entwicklung, wie sie seit dem Ende des 19. Jh. (industrielle Revolution) und dem Übergang von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft mit der sukzessiven Auflösung bzw. Verdünnung der bäuerlichen Gesellschaftsform stattgefunden hat, zu verneinen.

Seit den exemplarischen Bauten eines Adolf Loos, Lois Welzenbacher, Franz Baumann usw., aber spätestens seit Edoardo Gellner steht, wie Friedrich Achleitner im Aufsatz für Sexten Kultur (Abschrift des Vortrages 1999, Neues Bauen in den Alpen, Sexten Kultur) zitiert, die Recherche zwar in Bezug zur alten Kultur – im Entwurf muss diese aber gefiltert und transformiert werden; hier liegt laut Achleitner auch die Grenze zwischen Regionalismus und regionalem Bauen, zwischen Historismus und Moderne, zwischen alpinem Kitsch und neuem Blick auf die Bergwelt.

Die Sichtweise des Ländlichen (Bäuerlichen) hat sich zu Gunsten einer städtischen (kulturalistischen) Sichtweise verschoben. Alte Traditionen neu zu interpretieren und unter Miteinbeziehung neuer As-

Ferriesiedlung „Borca di Cadore“ 1954–63 | Projekt und Foto: Edoardo Gellner, Archivio progetti IUAV



pekte umzusetzen, entspricht vom Ansatz her, zeitgenössische Architektur mit Bezügen zur Tradition zu denken. Tradition ist jedoch hierbei nur ein Aspekt.

Bauen mit Bezug zur Landschaft und zur Natur bzw. zu bereits Gebautem, dem vor Planungsbeginn vorgefundenen Umfeld, ist meiner Auffassung nach der wesentlichere Aspekt, der alles beinhaltet.

Eine Denkweise in dieser Form ist letztlich weder an die geografische Position der Alpen noch auf Südtirol begrenzt gültig. Sie kann allgemeingültig als Bauen im Kontext bezeichnet werden. Kontext ist überall, jede Bauaufgabe setzt sich mit etwas Bestehendem auseinander und bringt neue Notwendigkeiten, mehr oder weniger gelungen in Einklang mit dem vorhandenen Stadt- oder Landschaftsraum. Es geht somit um die Verortung der neuen Eingriffe mit dem Genius Loci. Warum führt dieser, mittlerweile doch weit verbreitete Ansatz, erst in den letzten Jahren in Südtirol zu einer eigenständigen Architektursprache? Südtirol hat nicht wie die Nachbarregionen Vorarlberg, Graubünden oder Nordtirol fast übergangslos an die „Moderne“ angeknüpft.

Nach dem anfänglichen Aufschwung in den 1930er-Jahren ist es in Südtirol bis auf wenige Ausnahmen zu keinen bemerkenswerten Bauten gekommen, die an diese „Moderne“ anzuknüpfen versuchten.

Der politische Bruch und der territoriale Übergang zu Italien mit all seinen Folgen mag vielleicht eine vordergründige Erklärung liefern, vielleicht ist es auch dieser starke Wille, die Tradition und die eigene Identität zu bewahren, die Südtirol prägt und oft einen falschen, guten Glauben für überlieferte Formen erzeugt. Sicher ist, dass in der Architektur von diesem Zeitpunkt an bis heute oft nicht Inhalte übertragen wurden, sondern sogenannte „typische“ Formen als wesentlich galten. Wohnhäuser, Hotels und Betriebshallen wurden und werden oft in „ortstypischer“ Bauweise in verschiedensten Maßstäben errichtet bzw. in geschlossenen Siedlungsstrukturen zu Agglomeraten aneinandergereiht (z.B. Handwerkerzonen).

Der Verlust der Verortung mit den „archaischen“ Notwendigkeiten der Gebäude, wie sie in der



„Archaischer“ Bauernhof | Foto: Ludwig Thalheimer/Lupe



Hotel Monte Pana 1930, St. Christina, Gröden | Projekt: Franz Baumann
Foto: Joachim Moroder

ländlichen ursprünglichen Lebensform entstanden sind (Entwicklung der Typologie aus den Funktionen, die Beachtung landschaftlicher Gegebenheiten, die begrenzte Verfügbarkeit der Baustoffe am Ort), und die Unfähigkeit, eine an die neue städtische Denkweise angepasste kritische Haltung, wie sie die „Moderne“ mit ihrer kulturalistischen Denkweise versucht hatte, zu finden, führte dazu, dass bei der enormen verbauten Baumasse meist nicht alte Traditionen weitergegeben wurden, sondern nur inhaltslose Hüllen. Tradition mutierte zu „traditionell“.

Die seit den 1980er-Jahren inzwischen aufgeweichte gesetzliche Situation hat am Ende die Lage noch verschärft und raumplanerisch zu einer teilweise starken Zersiedelung geführt. Die nicht mehrheitlich technisch-fachliche Besetzung der Baukommissionen hat sich diesbezüglich ebenfalls nicht positiv ausgewirkt. Vielleicht ist es gerade diese sehr eigene Entwicklung, die im Zusammenspiel mit der ge-



St. Christina, Gröden aufgenommen zwischen 1920 und 1939, Landesamt für audiovisuelle Medien | Foto: Leo Bährendt

St. Christina, Gröden 2008 | Foto: Ludwig Thalheimer/Lupe



■ Was ist alpin? Traditionelle Baukultur der Gegenwart. | Markus Scherer

ografischen Position als Schnittstelle bzw. Grenzregion (Italien, Schweiz, Österreich) in den letzten 15 Jahren verstärkt zur Entstehung einer neuen Architekturszene geführt hat, die mittlerweile auch überregional Beachtung findet.

Der Wunsch der Bewahrung der eigenen Identität, die starke Beziehung zum Ort, die handwerklich hohe Qualität, das Vertrauen in heimische Architekten und Firmen, das Streben nach Dauerhaftigkeit sowie die entsprechende Materialauswahl und der mittlerweile „offene“ Blick zu anderen kulturellen Realitäten führen zu einer mit dem Ort verbundenen Architektur.

Die Einbindung in den Kontext sowie der „kritische“ Umgang mit historischen Themen, Formen und Bauteilen (z.B. typologische Lösungen, Dachformen, Erkerelemente, usw.), Materialien (Putz, Stein, Holz) sowie Farben der traditionellen Architektur bzw. des Ortes führen bei der Lösung neuer Bauaufgaben zu einer eigenständigen Architektursprache.

In der Folge möchte ich wertungsfrei und exemplarisch anhand von Fotos einige Beispiele aufzeigen.

Alte Bauaufgaben neu interpretiert



„Einer der wichtigsten Ansätze für die Bildung der Differenz sind die Konstanten eines Ortes. Als Konstanten für die Architektur können wir das Klima, die Topografie, die Ressourcen, aber auch die Tradition und die Kultur bezeichnen.

Wir sind aufgrund unserer Errungenschaften nicht mehr gezwungen, diese Konstanten zu beachten, während sie früher existenzielle Eigenschaften des Ortes bestimmten. Wenn wir aber in diesen Konstanten dennoch Qualitäten für das Heutige sehen und diese zu erkennen bereit sind, dann kann daraus so etwas wie eine Basis für eine neue Architektur entstehen.“

Broschüre aus der Tagungsreihe „Bauen in der Landschaft“, Architektur und Kontext, 2008, Autonome Provinz Bozen - Abteilung Natur und Landschaft, S. 50, Auf der Suche nach Bewertungskriterien in der Architektur, Gion Caminada

„Entscheidend ist die Präsenz des Gebäudes an einem bestimmten Ort, für einen bestimmten Zweck, aus einem bestimmten Material. Diese Art ist viel ‚moderner‘ als alles andere.“

Broschüre zum Tätigkeitsbericht 2006–2009 vom Landesbeirat für Baukultur und Landschaft, 2009, Autonome Provinz Bozen - Abteilung Natur und Landschaft, S. 12, Erfahrungsberichte: Rückblick der Mitglieder, Gion Caminada

Jagdhaus in Tamers, Projekt EM2 Architekten
Fotos: Günther Richard Wett





Wohnhaus Terzer, Eppan | Projekt MODUS | architects, attia_scagnol | Foto: M. Scagnol

Die Dachstruktur mit ihrer Faltung und die Verwendung der traditionellen Eindeckung mit Mönch-und-Nonne-Ziegel verortet das Gebäude



Bergstation der Seilbahn St. Martin im Kofel, Latsch | Projekt Arnold Gapp
Foto: Günther Schöpf

Steinmauerelemente binden das neue Gebäude in den bestehenden Kontext ein



Sanierung Stein- und Holzhaus Dr. Tasser, Steinhaus im Ahrntal | Architekten: Projekt EM2 | Foto: Günther Richard Wett

Im Dialog zwischen Alt und Neu werden historische Erkerelemente neu interpretiert. Die Materialwahl Kupfer erzeugt Harmonie und Verfremdung



Umbau und Erweiterung der Eisacktaler Kellerei, Klausen | Projekt: Markus Scherer
Foto: Elena Mezzanotte

Putzstruktur und Chromatik stellen die Beziehung zur umgebenden Landschaft her



Pflegeheim in Bruneck | Architekten: Projekt Pedevilla | Foto: Marion Lafogler

Historische Bauformen des Erkers, eingesetzt im neuen Kontext, vermitteln den Bewohnern Bezüge zu „bekanntem“ Wohnformen



Fernheizwerk (mit Holzhackschnitzeln) Sexten | Projekt: Siegfried Delueg | Foto: S. Delueg

Der Einsatz historischer Baumaterialien, neu verwendet, stellt Bezüge zu ortstypischen Bauten her und erzeugt gleichzeitig eine neue dialektische Verbindung zwischen Gebäudeform und dessen Verwendung (Holzhülle-Holzhackschnitzel)

Markus Scherer

Gibt es den kleinen Unterschied?

Bauten von international bekannten Architektinnen und Architekten in den Tiroler Alpen

Stteile Berge, grüne Wälder, klare Bäche, Enzian und Edelweiß, Kühe und Wanderinnen und Wanderer als Statisten prägen das touristische Bild im Sommer, verschneite Dörfer, gemütliche, getäfelte Stuben, unendlich weite Schipisten mit vereinzelt Tiefschneefahrerinnen/-fahrern sowie Eisblumen jenes im Winter. Das sind Tirol-Panoramen, die seitens der Tourismuswerbung in die Welt getragen werden.

Irgendwie scheinen diese Bilder auch bei den Tirolerinnen/Tirolern selbst ihre Wirkung nicht zu verfehlen. „Viele Tirolerinnen/Tiroler sind noch immer der Meinung, sie würden in einem Land von Bergbauern wohnen. Die Tatsachen, dass in der Landwirtschaft heute nicht einmal mehr 5 % der aktiven Bevölkerung beschäftigt sind und der Siedlungsraum sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts trotz knapper Fläche ausbreitet, sind bekannt. Sie wurden bisher aber verdrängt ...“¹ YEAN (Young European Architects Network) haben im Jahr 2005 eine Studie veröffentlicht mit dem Titel „TirolCity“. „TirolCity“ ist ein Projekt, das sich mit der neuen Urbanität in den Alpen befasst. Dabei ergibt sich eine interessante Bestandsaufnahme, welche neue Zukunftsperspektiven ermöglicht. YEAN zeigt auf, dass sich im Inntal schon lange eine urbane Landschaft entwickelt hat. Da nur 13 Prozent der Fläche für dauernde Besiedlung zu nutzen sind, lässt sich die Bevölkerungsdichte mit den am dichtesten besiedelten Regionen Europas vergleichen. Charakteristisch für die neue Urbanität ist das Zusammenwachsen der einzelnen Orte und Städte. Der Siedlungsraum dehnt sich ständig aus, entlang der Autobahn siedeln sich Industrie- und Gewerbebetriebe an. Die ebenfalls dort entstandenen Einkaufszentren und Themenparks sind nun die eigentlichen Ortszentren. An die „TirolCity“ schließt sich der „Tirol Park“ an, eine unbebaute Fläche, die 87 Prozent Tirols umfasst. Dieser Park, er befindet sich vorwiegend in den Seitentälern und ist durch zahlreiche Seilbahnen und Lifte zu erreichen, dient

als Naherholungsgebiet für Einheimische, stellt jedoch auch eine der größten Attraktionen für Touristinnen und Touristen dar.

So wie diese Entwicklung sich nicht überlegt oder geordnet, vielmehr unbedacht und chaotisch vollzogen hat, so ist das architektonische Bild entsprechend ungestaltet und einfalllos. Weitgehend dominiert immer noch der Stil überdimensional großer „Bauernhäuser“ mit bizarren Auswüchsen, hinzu kommen missverständliche Modernismen, die ins Repertoire Eingang gefunden haben.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung nehmen sich alle Versuche, eine qualitätvolle Architektur zu planen, wie einzelne Leuchttürme aus. In den 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahren waren es nur wenige Protagonistinnen und Protagonisten. Erst in den letzten Jahren hat eine jüngere Generation von heimischen Architektinnen/Architekten die Möglichkeit, ihre Pläne zu verwirklichen. Viele qualitätvolle Bauten entstanden. Zur Bewusstwerdung der Notwendigkeit einer architektonischen Qualität trug nicht zuletzt das 1993 auf Initiative engagierter Architektinnen/Architekten gegründete „Architekturforum Tirol“, heute „aut.architektur und tirol“ mit Sitz im „Adambrau“, einem Bau des bekannten Tiroler Architekten Lois Welzenbacher, bei. Ziel ist es, Fragen zur qualitätvollen Gestaltung des Lebensraumes zu thematisieren, dabei gleichfalls die gesellschaftlichen Grundlagen darzustellen.

Auf dieser Basis einer regen architektonischen Entwicklung wurden auch international renommierte Architektinnen/Architekten eingeladen, in Tirol zu bauen, vor allem in der Stadt Innsbruck. Dies ging nicht immer ohne Schwierigkeiten und Proteste ab.

Zu den international tätigen Architekten zählt **BEN VAN BERKEL**. In Innsbruck errichtete er das **Umspannwerk Mitte**. Ben van Berkel wurde 1957 in Utrecht geboren, studierte an der Rietveld Akademie in Amsterdam und an der Architectural Association in London. 1988 gründete er zusammen mit Caroline Bos das UNStudio in Amsterdam. Ben van Berkels Lehrtätigkeit erfolgt an der Columbia Universität in New York (1994), an der Architectural Association in London (1996/1999) und seit 2001 an der Städelschule in Frankfurt/Main. 2009 expandierte das UNStudio nach Shanghai/China. Projekte des UNStudio sind unter anderem das Mercedes-Benz-Museum, das Musiktheater in Graz und das Museum für Moderne Kunst in Dubai.

Ben van Berkel gewann 1996 den Architekturwettbewerb für das Umspannwerk Mitte in Innsbruck, das im Jahr 2002 fertiggestellt wurde. Es wird von van Berkel als „internationales Erstlingswerk“ bezeichnet, denn es ist das erste außerhalb der Niederlande gebaute Projekt des UNStudios. Es stellt sich zwar weniger spektakulär und bekannt dar,



Ben van Berkel | Umspannwerk Mitte | Foto: IP, 2010

ist jedoch von besonderer Qualität. Das zentrale Umspannwerk befindet sich hinter dem Verwaltungsgebäude der Innsbrucker Kommunalbetriebe, welches 1928 nach Plänen von Lois Welzenbacher errichtet wurde. Das Umspannwerk Mitte ist ein Industriebau ohne Arbeiter/-innen und öffentliche Zugänglichkeit. Es gleicht einer riesigen, massiven, blockartigen Skulptur mit besonderem Charakter, der sich aus der ganz speziellen Form und den verwendeten Materialien zusammensetzt. Die Geometrie des drei Stockwerke hohen Kubus wird durch abgerundete Ecken und bewegte Fassadenfluchten sowie geschwungene Dachlinien gebrochen. Dadurch dass durch eine Hohlkehle die Wände nicht ganz bis zum Boden reichen, wird ihm auch die Schwere genommen.

Ganz speziell ist das verwendete Material für die Fassadenverkleidung. Fassaden sowie Dachlandschaft sind mit Platten aus schwarzer Basaltlava überzogen. Es handelt sich hierbei um erstarrte Lava aus der Eifel, von einem alteingesessenen Familienbetrieb, der als einziger in der Lage war, die notwendige Menge in einheitlicher Qualität herzustellen, wodurch eine homogene Oberfläche und Farbigkeit erzielt werden konnte.

Die Verwendung von Basaltlava hat eine ganz besondere Bedeutung, sie steht in Verbindung mit der Entstehung der Alpen und stellt eine Metapher für gefrorene Energie dar. Auch soll der Basalt die Stadt vor den schweren Transformatoren schützen.

An der Süd- und Westfassade sind in der unteren Hälfte schmale horizontale Fensterbänder eingeschnitten, welche das Gebäude von innen heraus leuchten lassen. Die Nordseite ist durch ein riesiges, zurückversetztes, die Ostseite durch ein kleineres, auskragendes „blindes Fenster“ strukturiert. Die weiteren verwendeten Materialien wie Beton, Glas und Stahl sind ganz bewusst gewählt worden, da ihr

Verhalten beim Herstellungsprozess dem des Basalts gleicht.

Das Innere steht ganz im farblichen Kontrast zum Außenbau. Den Wandsegmenten ist eine blau getönte Glashaut vorgeblendet. Türen sind in einem kräftigen Gelb gehalten. Ebenfalls ganz gelb ist, entsprechend den Geräten, der Schalraum gefärbt.

Indem die das Umspannwerk umgebende Betonfläche ebenfalls schwarzgrau eingefärbt ist, scheint der mächtige, energiegeladene Kubus sich leicht vom Boden abzuheben.

Zur gleichen Zeit entstand in Innsbruck die **Rathausgalerie** von **DOMINIQUE PERRAULT**, ebenfalls ein Architekt, dessen Bauten internationale Anerkennung finden, wie zum Beispiel die Französische Nationalbibliothek in Paris. Dominique Perrault wurde 1953 in Clermont-Ferrand geboren, machte das Architekturstudium an der Ecole Nationale Supérieure des Beaux-Arts und an der Ecole supérieure des Ponts et Chaussée in Paris. Er eröffnete 1981 ein Büro in Paris, 1992 in Berlin und 2000 in Luxembourg. Zahlreiche Auszeichnungen und eine internationale Lehrtätigkeit folgten.

Bereits in der Mitte der 1980er-Jahre wurde ein österreichweiter Wettbewerb zur Neugestaltung des im Stadtzentrum gelegenen Rathausareals ausgeschrieben, den Leopold Gerstl gewann. Das Projekt wurde jedoch nicht ausgeführt. 1999 wurde Dominique Perrault zu dem neu ausgeschriebenem Wettbewerb geladen. Seine Planung gewann und wurde realisiert, mit neuem Rathausaal, einer Einkaufsstraße, Neugestaltung der Ostseite inklusive des Adolf-Pichler-Platzes und einem angeschlossenen Hotel, damit war eine bessere Anbindung an die Stadt gegeben. Perrault verband den Altbestand, die Fassade zur Maria-Theresien-Straße blieb unangetastet, mit einer gläsernen T-förmig angeordneten Geschäftspassage, die einen Südausgang zur Anichstraße und einen Nordausgang zur Stainerstraße besitzt. Das Glasdach des vorderen Bereiches, das auch den ehemaligen Innenhof des Rathauses überdeckt, wurde vom bekannten französischen Künstler Daniel Buren farbig gestaltet. In den oberen Stockwerken befinden sich die Büros des Rathauses, das sich nun inmitten der Bevölke-



Dominique Perrault | Rathausgalerie in Innsbruck | Fotos: IP, 2010

136
 rung befindet. Alt- und Neubau gehen ineinander über. Die Ostseite wurde verglast und bildet ein schwarz-weißes Schachbrettmuster. An der Ostseite ist ein Hotel angefügt, ein Nord-Süd gerichteter Kubus mit großen Glasfenstern, die zusammen mit den Jalousien ein variables geometrisches Muster ergeben, und einem großen Dachgarten. Zwischen dem neuen und dem alten Trakt ist ein hoher Turm eingestellt, dessen Lifte und Treppen zu den Büros führen, aber auch zu einer Aussichtsplattform mit Panoramacafé, wobei die künstlerische Gestaltung von Peter Kogler stammt. Die Rathausgalerie wurde im Jahr 2002 eröffnet.

Weniger bekannt ist, dass Dominique Perrault zur gleichen Zeit drei Supermärkte in Tirol entwarf. Zur Philosophie der Tiroler Firma MPreis gehört es, Architektur als Markenzeichen zu verstehen. Dominique Perrault baute als erster nicht Tiroler Architekt zwei Lebensmittelmärkte in Wattens von ganz spezieller Art. Ein Gebäude befindet sich an der Ortsausfahrt, an der Schnittstelle von urbanem Gebiet und Agrarland (Salzburger Straße 30). Der rechteckige Bau, der einem Kristall nachempfunden ist, wird an drei Seiten von einer sechs Meter hohen Glasfassade mit wabenartiger Struktur, eine Spezialverglasung mit Wärmedämmung, umgeben. Die Fassade zu den „Kristallwelten“ hin ist in der Mitte etwas zurückversetzt und geschwungen. Auf diesen Platz wurden Kiefern gepflanzt, die von einem hohen, dem Verlauf der Fassade fol-

genden, transparenten Gitter eingefasst werden. Im Inneren eine große, von sichtbaren Fachwerkträgern gegliederte Einkaufshalle – steht das Grünweiß der Außenflächen im Kontrast zur Buntheit der Warenregale.

Der zweite MPreis liegt an der Einfallstraße in den Ort, in einem gemischt genutzten Gebiet (Bahnhofstraße 23). Perrault schuf ein Einkaufszentrum mit einem kleinen Vorplatz und einer offenen Garage. Der Bau, mit einer tragenden Fassade aus Stahl und einem Dach aus Sandwichpaneelen, ist mit einem transparenten Kettenhemd umhüllt, wodurch wiederum Leichtigkeit erzielt wird. Die Verkaufshalle ist hoch und offen. Der zum Teil gedeckte Vorplatz hat die Funktion eines städtischen Erholungsraumes.

Der dritte MPreis befindet sich in Zirl (Bahnhofstraße 37b). Seine Gestaltung erinnert an einen Pavillon mit Glasfensterwänden, Terrasse und einer kräftigen, jedoch nicht schweren, auskragenden Dachplatte mit grauer, vertikal gegliederter Verkleidung. Die den Bau zum Teil umgebenden Bäume stellen im Inneren eine hohe, helle Halle den Hintergrund für die Warenregale dar.

Zu einem Wahrzeichen Innsbrucks wurde die von ZAHA HADID entworfene Sprungschanze am Bergisel und nicht nur wegen der exponierten Lage, sondern vor allem aufgrund ihrer speziellen Form, die an eine Pfeife oder an einen Zopf denken lässt.

Zaha Hadid zählt zu den wenigen Architektinnen, die sich in einem von Männern dominierten Beruf durchsetzen konnten. Sie wurde 1950 in Bagdad geboren, studierte Mathematik in Beirut und Architektur in London an der Architectural Association School. Zaha Hadid wurde 1977 Mitarbeiterin des Koolhaas' Office for Metropolitan Architecture, bevor sie 1980 in London ihr eigenes Architekturbüro einrichtete. Zaha Hadid erhielt zahlreiche Lehraufträge und Auszeichnungen, u.a. 2004 als erste Frau den Pritzker-Preis. Zu ihren bekanntesten Bauten zählen die Feuerwache für das Vitra-Werk in Weil

am Rhein, das Wissenschaftszentrum phaeno in Wolfsburg sowie das MAXXI . Museum of XXI. Century Arts in Rom.

Zaha Hadids Formensprache ist eine dynamische, amorphe, den rechten Winkel wenn möglich vermeidende. Für sie ist „das Wichtigste (...) die Bewegung, der Fluss der Dinge, eine nicht-euklidische Geometrie, in der sich nichts wiederholt: eine Neuordnung des Raumes“.²

Bereits 1927 wurde auf dem Bergisel eine Sprungschanze errichtet. Der Ausbau zur Freiluftarena erfolgte anlässlich der Olympischen Winterspiele von 1964 und 1976. Um die internationalen Standards einhalten zu können, musste eine neue Schanze gebaut werden. Den ausgeschriebenen Wettbewerb gewann 1999 Zaha Hadid. 2001 wurde die alte Sprungschanze am Bergisel gesprengt und bereits 2002 konnte die Vierschanzentournee hier wieder Halt machen.

Die neue Schanze von Zaha Hadid verbindet die Funktion einer Sportanlage mit einer öffentlich zugänglichen Aussichtsplattform und einem Restaurant, zu dem zwei Fahrstühle führen. Sie hat eine Länge von 90 m und eine Höhe von fast 60 m, besteht aus einem hohen Betonschaft und einem auskragenden, mit Stahlblech verkleideten Schanzenkopf mit umlaufendem Fensterband. Der Schanzenkopf geht schwungvoll in den Anlauf über, der ohne Stütze auskommt. Ihre Präsenz im Stadtbild Innsbrucks zeigt sich auch nachts, wenn farbige Lichtbahnen die Sprungschanze am Bergisel leuchten lassen.

Im Jahr 2010 konnten weitere Bauten von Zaha Hadid, die Hungerburgbahn, in Innsbruck eröffnet werden. Die 1,8 km lange Standseilbahn stellt den Zubringer zur Nordkettenbahn, zum Naherholungsgebiet Nordpark dar. Bereits die alte, 1906/07 erbaute Standseilbahn auf die Hungerburg galt als Pionierleistung. Ihre Einstellung und ihr teilweiser Abbruch hat heftige Proteste hervorgerufen. Heute ist noch das denkmalgeschützte Eisenbrückentragwerk erhalten.

Der neuen Bahn liegt eine etwas veränderte Streckenführung zugrunde. Die Talstation, einst abseits gelegen, wurde ins Zentrum von Innsbruck verlegt. Sie befindet sich an der NO-Ecke des Kongresshauses. Die Fahrgäste werden hier in die Tiefe geführt. Die Fahrt geht bis zur erhöht gebauten Station Löwenhaus durch einen Tunnel, dann erfolgt sie für kurze Zeit überirdisch, und zwar über eine ganz besondere Brücke. Eine an zwei hohen Pylonen aufgehängte Schrägseilbrücke überspannt den Inn. Die Pylonen weisen eine Neigung von 7°, eine Taillierung sowie eine parabelförmige

Zaha Hadid | Bergisel-Sprungschanze | Foto: Moser, © 2004, TVB Innsbruck



Spitze auf. Die trogartige Fahrbahn ist s-förmig geschwungen. Über dem Inn geht es wieder unterirdisch den Berg hinauf. Die Station Alpenzoo ragt wie ein Turm aus dem Steilhang heraus. Ab nun können die Fahrgäste das Alpenpanorama genießen. Die Endstation Hungerburg, der eine große, auskragende Plattform vorgelagert ist, liegt 300 m über der Stadt.

Die vier Stationen bestehen jeweils aus einem Unterbau aus Stahlbeton und einem weißen bis eisblauen Glasdach, die Dachschalen scheinen zu schweben. Diese fließenden, abgerundeten Dachformen sollen ganz bewusst an Gletscherformationen, an Eisflächen denken lassen. Alle vier Stationen sind ganz unterschiedlich gestaltet, die Station Congress führt in die Tiefe und gleicht einer U-Bahn-Station, die Station Löwenhaus führt in die Höhe, dem den Boden berührenden Dach ist hierbei eine Treppe eingeschoben, die Station Alpenzoo gleicht einem Adlerhorst und die Station Hungerburg

zwei asymmetrischen Adlerschwüngen. Wie Zaha Hadid sagt, sind mit dieser Konstruktion die derzeitigen Grenzen des Machbaren erreicht worden.

Das jüngste Werk eines sogenannten Stararchitekten, das **Kaufhaus Tyrol** von **DAVID CHIPPERFIELD**, wurde erst kürzlich fertiggestellt. Das Innsbrucker Kaufhaus Tyrol hat eine lange Tradition. Ursprünglich hieß das Kaufhaus Bauer & Schwarz. In der Reichskristallnacht im November 1939 wurde der Enkel des Gründers Wilhelm Bauer erschlagen. Zum „Kaufhaus Tyrol“ wurde es in den 1960er-Jahren.

Den Neubau des Kaufhauses begleiteten mehrere Architekturwettbewerbe sowie massive Proteste, da ein Teil des drei Häuser umfassenden neuen Kaufhauses abgerissen werden musste. Die Bauarbeiten wurden begonnen, der Innsbrucker Architekt Johann Obermoser hatte eine Betonblase konzipiert, aber über das Aussehen der Fassade zur Maria-Theresien-Straße gab es noch keine Klarheit. So erhielt in einem neuen Wettbewerb das Wiener Büro BEHF den Auftrag zur Fassadengestaltung. Diese wurde jedoch aufgrund ihrer runden Fenster, die dialektisch zu den bestehenden Fassadengliederungen gesehen werden konnten, dann doch abgelehnt. Es folgte ein unbefriedigender dritter Versuch durch das Wiener Büro Heinz Neumann und Partner. Schließlich wurde David Chipperfield im Jahr 2007 mit der Realisierung seines Planes beauftragt.

David Chipperfield | Kaufhaus Tyrol in Innsbruck | Foto: IP, 2010



■ Gibt es den kleinen Unterschied? | Inge Praxmarer

David Chipperfield Architects wurde 1984 in London gegründet. Hier befindet sich das Hauptbüro, es folgen Büros in Berlin, Mailand und Shanghai. Die Zahl der Mitarbeiter/-innen beträgt inzwischen über 150 Personen. Zu den ausgeführten Hauptwerken zählen u. a. das Museum Folkwang in Essen, das Neue Museum auf der Berliner Museumsinsel sowie das Galeriehaus am Kupfergraben in Berlin. Umfangreich ist das Werk, wie auch die gewonnenen Preise, zu denen auch der Pritzker-Preis zählt.

Den sensiblen Umgang mit einem vorhandenen Baubestand zeigen viele Werke von David Chipperfield, so auch das neue Kaufhaus Tyrol. Die Fassaden der Häuser der Maria-Theresien-Straße stammen aus den verschiedensten Epochen und weisen auch die unterschiedlichsten Stile, zum Teil in eklektischen Formen, auf. Wie bereits erwähnt wurden zwei Häuser geschleift, während das zwar mehrmals umgebaute Schindlerhaus von Lois Welzenbacher mit dem traditionsreichen Café Schindler in das neue Kaufhaus eingebunden wurde. So ergibt sich eine lang gestreckte Fassade, die in der Mitte spitz vorspringt, um dann wieder in die „Straßenreihe“ zurückzutreten. Diese Bewegung wiederholt sich in der Dachlinie. Die Gliederung der 60 m langen und fünf Geschosse hohen Fassade erfolgt mittels eines Rasters aus Betonfertigteilelementen mit Weißzement und Marmorzusatz. Sie sind außen sandgestrahlt und in den leicht konischen Laibungen poliert gestaltet. Da die raumhohen Fensteröffnungen etwas zurückversetzt sind, entsteht keine herkömmliche Glasfassade, vielmehr bleiben die massiven Elemente dominierend. Die Fassade ist kein Fremdkörper, sie reflektiert die Struktur der Fassaden der Maria-Theresien-Straße.

Der Haupteingang befindet sich in der Fassadenmitte, im Knick, und wirkt trotz seiner diskreten baulichen Gestaltung sofort einladend. Beim Betreten des Inneren ist die Helligkeit des großen Atriums beeindruckend, sie wird von oben und von der Seite mit natürlichem Licht beleuchtet. Die Decke überzieht ein rautenförmiges Raster von Eisenträgern. Die Geschäfte werden durch Rolltreppen, Brücken und Stiegen erschlossen, die den Raum nicht verstellen, sondern ihn freilassen und einen Rundgang ermöglichen. Die Farbe des Gussterrazzo sowie der Brüstungen ist entsprechend der Fassade weiß. Davon heben sich kontrastreich die bunten Besucher/-innen ab.

Das Kaufhaus mit einer Geschossfläche von 58.000 m² erstreckt sich rückwärts bis zur Erlenstraße. Die Fassade der Erlenstraße entspricht der Hauptfassade, ist jedoch mit Aluminium verkleidet.

Wie anfangs erwähnt, stellt eine qualitätvolle Architektur immer noch eine Ausnahme dar. Als Einzelfälle können auch Bauten von nicht Tiroler Architektinnen/Architekten bezeichnet werden, ein Blick in die Architekturgeschichte des Landes zeigt, dass es diesbezüglich auch keine Tradition gibt. Inzwischen ist jedoch das Interesse an grenzüberschreitenden Blickkontakten vorhanden und es gibt Verbindungen. Meist entstanden die genannten Bauten in Zusammenarbeit mit Tiroler Architekturbüros.

Abschließend lässt sich dennoch die Frage, ob es den „kleinen Unterschied“ zwischen Bauten heimischer und den oft als Stars titulierten Architektinnen/Architekten gibt, nicht unterdrücken. Dieser mag weniger die Qualität betreffen, es sei hier nur an das 2006 eröffnete BTV Stadtforum in Innsbruck erinnert, als vielmehr den Umgang mit den Materialien. Dieser ist freier, ideenreicher und dennoch schlüssig, funktionsgerecht. Es muss nicht immer Holz sein!

Inge Praxmarer

1 YEAN „TirolCity. Neue Urbanität in den Alpen“, Wien/Bozen 2005, S.21
2 zitiert: www.mak.at

Weltarchitektur versus Qualitätsarchitektur: Was brauchen wir wirklich?

„Das erste Mal baut man für einen Feind, das zweite Mal für einen Freund, das dritte Mal für sich selbst!“

Dieses kurze Statement steht für all die Widersprüche, Wünsche, Hoffnungen und Grenzen des Menschen schlechthin, wenn er sich als *Bauherr* auf den Weg macht.

Überflutet durch verschiedene Medien, was am Markt alles an Stilrichtungen zu finden ist, wird es zur großen Herausforderung, den rechten Zugang zur Lösung einer Bauaufgabe zu finden.

So fordert der Bauherr vielerorts nicht bloß seinen Ansprüchen entsprechend eine gelungene funktionale Umsetzung des Raumprogramms. Vielmehr erwartet er sich auch, dass der Architekt durch eine adäquate Formensprache ihn selbst in seinem Bauwerk zur Schau stellt.

Architektur als Ware

Diesem gängigen Trend entsprechend landen neuerdings Bauwerke als Ware vermarktet als Eye-Catcher in Lifestyle-Magazinen und gelangen auch außerhalb der Fachwelt innerhalb kurzer Zeit zu großer Bekanntheit.

Handelt es sich häufig um Prestige-Bauten wie Theater, Museen, Konzerthallen, werden sie in Kürze zum Ziel eines Architekturtourismus, den es für zeitgenössische Architektur in diesem Ausmaß noch nie gegeben hat.

So ist es wohl mittlerweile Teil eines modernen Kulturkonzeptes von bedeutenden Städten geworden, mit spektakulären Bauten den Kulturtourismus im weiteren Sinn zu bedienen. Flächendeckend publiziert und beworben werden diese neuen Kult-Bauten kurzerhand zu *Weltarchitektur* erhoben und stillen die Gier des modernen Menschen nach Neuem und Ausgefallenem.

Stellt sich also die Frage, was nun ein Bauwerk zu *Weltarchitektur* macht?

Ist es die Planung durch einen berühmten Architekten? Die Wichtigkeit und der Bekanntheitsgrad des Auftraggebers? Die möglichst laute Form der Selbstdarstellung als Befriedigung eines Narzissmus? Die Bauaufgabe als Interpretation von sozialen Anforderungen oder historischen Ereignissen? Die funktionelle Lösung eines Raumprogramms oder die formale Qualität eines Bauwerks? Das Alter, die Außergewöhnlichkeit, die Größe, die Höhe, die Kosten ... der Bauaufgabe?

Für die öffentliche Wahrnehmung von Bauwerken und für die Publikation in Zeitschriften spielt wohl in erster Linie die medientaugliche Fassade oder das *Nie-Dagewesene* eines Gebäudes die Hauptrolle.

Für diese Art oft kurzlebiger medialer Präsenz wurde in den 80er-Jahren der Begriff *heavy dress* geprägt, der die Annäherung von Architektur an Mode gut beschreibt.

Zeitlich parallel dazu entstand die Tendenz, Alltagsgegenstände von namhaften Designern gestalten zu lassen. Hier sollte die Botschaft vermittelt werden: Ich bin in, weil trendy.

Dieses oft fragwürdige Überstülpen von gewollten Formen fand auch in der steigenden Begeisterung größerer Bevölkerungsgruppen für moderne Architektur zunehmend Anhänger.

Architektur als Träger einer Botschaft

So wie man mit Design am Markt um Aufmerksamkeit buhlt, versuchen sich auch Bauherren gekonnt in Szene zu setzen: Durch Beauftragung renommierter Architekten sollen Konzepte, Inhalte, Ziele sichtbar gemacht werden. Sich als Auftraggeber mit Stars ins Rampenlicht der Architekturwelt zu stellen, ist mittlerweile ein probates Mittel, um seinen Bekanntheitsgrad nachhaltig zu erhöhen: Architektur als Werbeträger sozusagen ...

Hier stellt sich eine wesentliche Frage: Wie viel hat die so verstandene und publizierte *Weltarchitektur* überhaupt mit Bauwerken in ihrer dreidimensionalen und komplexen Gesamtheit zu tun?

Ist nicht einziger Sinn das prägnante und medial verwertbare Bild, die kurze Botschaft: *Hier bin ich und ich bin schön.-?*

Reicht hier ein Import-Export-Geschäft mit architektonischen Zitaten und akademischen Ideen, um sich ins Gespräch zu bringen? Kulturbrüche als Selbstzweck?

Die Grenzen der Architekturvermittlung durch reines Bildmaterial liegen bekanntlich darin, dass ein wahres Raumempfinden dadurch kaum wiedergegeben werden kann. Die Qualität eines Gebäudes



Bürogebäude „The Gherkin“ (engl. Die Gurke) | London City, Großbritannien
Bauherr: Swiss Re | Architekt: Lord Norman Forster | Fotos: Itta Maurer

geschaffen durch Raumabfolge und -gestaltung offenbart sich dem aufmerksamen Betrachter erst durch Begehung der Struktur selbst.

Aufsehenerregende Bilder von spektakulären Bauten wecken Neugierde und lassen sich erfolgreich vermarkten. Diese Suche nach Präsenz und Wichtigkeit ist wohl die eigentliche Ursache für den Starkult in der Architektur.

Aus Sicht von Investoren und Marketingstrategen mag ein bekannter Name mit zusätzlich hohem Wiedererkennungsfaktor oft als beste Lösung erscheinen.

Und in der Tat lassen sich häufig mit bekannten Namen bürokratische Hürden leichter überspringen als mit *No-name*-Architekten – und seien sie noch so kompetent und engagiert.

So bedienen sich große Investoren bei städtebaulich problematischen Projekten in den letzten Jahren immer häufiger eines *Stararchitekten*. Eine vom Erfolg gekrönte Strategie: Wer würde es schon wagen, einen Global Player der Architekturszene vom Platz zu weisen? Für dessen Projekt werden ohne Bedenken bestehende Rahmenbedingungen gesprengt, um einen Bau umzusetzen.

Ob diese auf den bekannten Namen des Architekten bauende Be-



Bürogebäude Torre Agbar | Barcelona, Spanien | Bauherr: Grupo Agbar | Architekt: Jean Nouvel

urteilungsweise zwangsläufig zu einem guten Ergebnis führt, bleibt dahingestellt.

Wichtige Akteure in diesem System sind nicht nur Produzenten und Regisseure dieser *Weltarchitektur*, sondern besonders den Medien fällt eine tragende Rolle in diesen oberflächlichen Inszenierungen zu: Gesucht wird das schnelle, spektakuläre Bild, das kritiklos und unkommentiert verbreitet wird.

Selbst manchen fachspezifischen Zeitschriften ist das Publizieren von spektakulären Fassaden und Raumskulpturen wichtiger als die ernsthafte Auseinandersetzung mit den Bauwerken in ihrem Kontext und ihrer gesamten Komplexität. Das Andersartige, Neue oder der große Name sind Inhalt genug, Hauptsache der Verkauf ist garantiert.

Konzeptionell neue Versuche von Architekten und Planern, das Leben der Menschen durch zukunftsorientierte Ansätze im positiven Sinne



Festung Franzensfeste | Bauherr: Autonome Provinz Bozen – Südtirol | Architekt: Markus Scherer mit Architekt Walter Dietl (Gewinner des Architekturpreises der Stadt Oderzo 2010) | Fotos: Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Abteilung Hochbau und technischer Dienst



zu beeinflussen, finden kaum Aufmerksamkeit. Visionen, um eine lebenswerte gebaute Umwelt zu schaffen und nachhaltige Strategien im Bauen zu entwickeln, fallen oft vordergründig kommerziellen Überlegungen zum Opfer. So entzieht sich die Architektur häufig aktuellen gesellschaftlichen Ansprüchen und Grundsätzen und verkommt zur leeren Hülle, zum Abbild. Bauten werden austauschbar, da sich der Planer darüber hinwegsetzt, auf das unmittelbare Umfeld einzugehen und es mit einzubeziehen.

Lang ist die Liste an Beispiele von Bauwerken, die bei ihrer Veröffentlichung in Publikationen und Pressemitteilungen als Meilensteine der Architekturgeschichte gepriesen wurden. Beim näheren Hinsehen und mit dem Wandel der Architektursprache im Lauf der Jahre wird aber deutlich sichtbar, dass mancher Medienhype bloß ein allzu bemühtes Design, einen allzu leeren Formalismus zu bieten hatte und dabei seine Architektur ein Mittelmaß nicht wirklich überbieten konnte.

Architektur muss mehr leisten und können als bloß ein originelles Erscheinungsbild.

Südtirol

Auch in Südtirol sind – nach den bekannten Meistern der 50er- und 60er-Jahre – in den letzten Jahren vermehrt Bauwerke entstanden, die über die Landesgrenzen hinaus sichtbar sind und internationale Anerkennung genießen. Hervorzuheben ist die Dichte an kleineren und gleichzeitig architektonisch hochwertigen Bauten, um die uns das Ausland beneidet.

Besonders erwähnenswert ist hier die Tatsache, dass vier Werke Südtiroler Architekten für die Biennale 2010 in Venedig ausgewählt und ausgestellt wurden: Südtirol als die Region, die italienweit mit den meisten Arbeiten vertreten ist, kann stolz sein auf ihre Architekten!

In der Tageszeitung *La Repubblica* spricht Laura Larcán von *Archistar e outsider* und kommentiert ... Padiglione Italia. *Da non perdere assolutamente, il Padiglione Italia all'Arsenale con la grande mostra „Ailati. Riflessi dal futuro“ curata da Luca Molinari che tenta con piglio temerario un'indagine tra passato recente e imminente futuro dell'architettura contemporanea italiana. Quasi un processo diplomatico al bene e al male di una creatività del costruire made in Italy.*



Tra crisi di coscienza e fermenti pulsanti. Il percorso è complesso, a tratti farraginoso nella lettura, ma ambizioso quanto basta per fare centro. Dal bilancio degli ultimi vent'anni di architetture italiane, all'attualità di un presente tutto da scandagliare (attraverso opere costruite in questi ultimi anni suddivise in 10 aree tematiche emergenti tra progetti solidali, abitare sotto i 1000 euro al mq, cosa fare dei beni sequestrati alle mafie, emergenza paesaggio, spazi per comunità, nuovi spazi pubblici, ripensare città, archetipo/prototipo, work in progress, innesti).

Per chiudere con il futuro più urgente, mappato con una sezione più meditativa e pretenziosa, che in collaborazione con la rivista Wired chiama a raccolta quattordici tra scienziati, pensatori, filmmaker „produttori“ di futuro ad indicare le priori. (siehe www.repubblica.it/speciali/arte/recensioni/2010/08/27)

Kurator Luca Molinari lobt unter anderem die mustergültige Sanierung der Franzensfeste des Meraner Architekten Markus Scherer mit Architekt Walter Dietl als ausgeklügelt und bestrickend:

Scherer interpretiert die Festung perfekt. Genial ist die Auswahl der Materialien, die er einsetzt. Es ist ein sanfter Eingriff in ein Bauwerk, das durch den Charakter der ursprünglichen Bestimmung nicht verliert. (Eva Maria Wieser/Eva Bernhard – Dolomiten, 21.08.2010)

Ein erstes aber eindeutiges Signal, dass auch leise, verhaltene Töne hervorragende Musik erzeugen können?

Weit mehr bemerkenswerte Bauten Südtiroler Architekten werden seit Jahren in renommierten Zeitschriften publiziert. Parallel zu diesem internationalen Interesse an qualitätsvoller Architektur auch außerhalb urbaner Ballungsräume wächst auch der *Architektur-tourismus* und wird in Südtirol zusehends zu einem relevanten Faktor.

Einige Gründe für diesen Aufschwung der Südtiroler Architektur liegen in der hohen Dichte an kompetenten Architekten, der regen Bautätigkeit durch den Wohlstand des Landes, der geografischen Lage, der prägenden Landschaft. Nicht zuletzt ist es aber auch der regen Wettbewerbstätigkeit bei öffentlichen und auch privaten Bauaufträgen zuzuschreiben: Dieses Werkzeug zur Wahl eines – der Bauaufgabe entsprechend – kompetenten Architekten garantiert dem Bauherrn durch große Teilnehmerzahl eine Vielfalt an Lösungsmöglichkeiten von hoher Qualität.

Erhöhte Ansprüche an Wohn- und Raumqualität, die Anforderung an hohe Energieeffizienz und die Entwicklung und Anwendung neuer

Techniken und Baumaterialien haben durchwegs dazu beigetragen, die Qualität des Gebauten zu verbessern.

Parallel – oder vielleicht dadurch bedingt – ist das allgemeine Interesse an guter Architektur vor Ort in der Bevölkerung gewachsen. Und trotzdem: dass der Prophet im eigenen Land nichts gilt, trifft auch hier zu.

Entsprechend der Aufgabenstellung sollen die im Lande vorhandenen Potentiale besser genutzt werden.

Bei übergeordneter Wichtigkeit von Projekten kann das Ergebnis der Wettbewerbe durch Beiträge von auswärts qualitativ erhöht werden, aber nicht unbedingt im Sinne eines Starkults. Denn selbst bei EU-weit offenen Wettbewerben beweisen unsere Architekten immer wieder, dass sie auswärtige Konkurrenz nicht scheuen müssen.

Nach wie vor jedoch vermissen die Architekten ihrerseits eine ernsthafte und analytische Diskussionskultur über das Gebaute und die Ergebnisse von Wettbewerben.

Entsprechen die Ergebnisse den gestellten Anforderungen und hochgesteckten Zielen? Erfüllen sie ihre Aufgaben? Handelt es sich dabei wirklich um Architektur von hoher Qualität mit Potential über unser Jahrzehnt hinaus? Sind Meisterwerke darunter?

Durch eine ernsthafte und kritische Auseinandersetzung können Schlüsse und Lehren für zukünftige Bauprojekte gezogen und neue Leitbilder entwickelt werden.

Denn Architektur soll mehr leisten, als den heute gängigen Hang zur Selbstdarstellung zu bedienen.

Qualitativ hochwertige Raumgefüge für die Bedürfnisse des Menschen und Verbesserung des Lebensumfeldes – ob architektonischer, funktioneller, sozialer oder ökologischer Natur – müssen im Mittelpunkt der Architektur bleiben.

In diesem Sinne ist die Arbeit des Architekten als intellektueller Beitrag zu einer positiven Weiterentwicklung der Gesellschaft zu werten.

Der Architektur als Ware und Werkzeug zur Ich-Inszenierung wird ein Prozess gegenübergestellt, der Bauherr und Projektant gleichermaßen fordert. Nur in konstruktiver Zusammenarbeit kann es nachhaltig gelingen, Bauaufgaben qualitätsvoll umzusetzen und damit Meilensteine zu setzen, die auch nach Jahren noch wegweisend sein können.

Itta Maurer

vigilius mountain resort, Lana | Architekt: Matteo Thun 2003 | Foto: Archiv vigilius mountain resort



Tirol

■ **aut. architektur und tirol**

im adambräu
Lois-Welzenbacher-Platz 1
6020 Innsbruck
Tel. 0512.571567
www.aut.cc

■ **Arch. West**

Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Tirol und Vorarlberg
Rennweg 1, Hofburg
6020 Innsbruck
Tel. 0512.588335
www.archwest.at

■ **Bundesdenkmalamt – Landeskonservat für Tirol**

Burggraben 31
6020 Innsbruck
Tel. 0512.582932, 582087
www.bda.at

■ **Tiroler Kunstkataster**

Abteilung Kultur der Tiroler Landesregierung
Sillgasse 8
6020 Innsbruck
Tel. 0512.508.3752
www.tirol.gv.at/themen/kultur/abteilung-kultur/kunstkataster

■ **Verein für Heimatschutz und Heimatpflege in Nord- und Osttirol**

Museumstr. 1
6020 Innsbruck
Tel. 0512.587826
www.tiroler-heimatpflege.at

■ **Fakultät für Architektur der Universität Innsbruck**

Technikerstr. 15
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.96133
www.uibk.ac.at/fakultaeten/architektur

■ **Archiv für Baukunst**

Im Adambräu
Lois-Welzenbacher-Platz 1
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.33101, 33102
www.archiv-baukunst.uibk.ac.at

■ **Lehrstuhl für Architekturtheorie**

Universität Innsbruck
Innrain 52
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6534
www.architekturtheorie.eu

■ **Institut für Architekturtheorie und Baugeschichte**

Lehrstuhl für Baugeschichte und Denkmalpflege
Technikerstr. 21
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6541
www.uibk.ac.at/baugeschichte

■ **Institut für Experimentelle Architektur.hochbau**

Technikerstr. 13
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6781
www.exparch.at

■ **Institut für Experimentelle Architektur/Studio 3**

Technikerstr. 13
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6651
www.uibk.ac.at/exarch/studio3

■ **institut für konstruktion und gestaltung**

Universität Innsbruck
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6800
www.koge.at

■ **Institut für Gestaltung/studio 1**

Technikerstr. 21
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6741
www.uibk.ac.at/gestaltung/studio1

■ **Institut für Gestaltung studio 2**

Technikerstr. 21
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6861
www.uibk.ac.at/gestaltung/studio2

■ Adressen, Ansprechpartner/-innen & Institutionen

■ **Institut für Städtebau und Raumplanung**

Technikerstr. 21
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6961
www.vcity-c825uibk.ac.at/staedtebau

■ **Forschungskolleg Architektur**

Innrain 52
6020 Innsbruck
Tel. 0512.507.6804
www.uibk.ac.at/foko-architektur

■ **Amt der Tiroler Landesregierung**

Bereich Bauen und Wohnen

Abteilungen: Baupolizei, Bau- und Raumordnungsrecht, Hochbau,
Raumordnung – Statistik, Tiroler Bodenfonds, Wohnbauförderung, Agrarbehörde
Eduard-Wallnöfer-Platz 3
6020 Innsbruck
Tel. 0512.508.0
www.tirol.gv.at/buerger/bauen-und-wohnen

■ **Amt der Tiroler Landesregierung**

Kulturabteilung

Sillgasse 8
6020 Innsbruck
Tel. 0512.508.3752
www.tirol.gv.at/themen/kultur/abteilung-kultur

Südtirol

■ **Kammer der Architekten**

Sparkassenstrasse 15
39100 Bozen
Tel. +39 0471 971741
www.arch.bz.it

■ **Stiftung der Kammer der Architekten**

Sparkassenstrasse 15
39100 Bozen
Tel. +39 0471 30 17 51
www.arch.kultura.bz.it

■ Adressen, Ansprechpartner/-innen & Institutionen

■ **Freie Universität Bozen**

Fakultät für Design und Künste
Universitätsplatz 1
39100 Bozen
Tel. +39 0471 015000
www.unibz.it/de/design-art

■ **Autonome Provinz Bozen – Südtirol**

Abteilung Denkmalpflege
Armando-Diaz-Straße 8
39100 Bozen
Tel. +39 0471 41 19 00
www.provinz.bz.it/denkmalpflege

■ **Autonome Provinz Bozen – Südtirol**

Abteilung Hochbau und technischer Dienst
Landhaus 2, Crispistraße 2
39100 Bozen
Tel. +39 0471 41 23 30
www.provinz.bz.it/hochbau

■ **Autonome Provinz Bozen – Südtirol**

Abteilung Tiefbau
Landhaus 2, Crispistraße 2
39100 Bozen
Tel. +39 0471 41 23 60
www.provinz.bz.it/tiefbau

■ **Autonome Provinz Bozen – Südtirol**

Abteilung Wohnungsbau
Landhaus 12, Kanonikus-Michael-Gamper-Straße 1
39100 Bozen
Tel. +39 0471 41 87 00
www.provinz.bz.it/wohnungsbau

■ **Autonome Provinz Bozen – Südtirol**

Abteilung Raumordnung
Landhaus 11, Rittner Straße 4
39100 Bozen
Tel. +39 0471 41 78 00
www.provinz.bz.it/Raumordnung

■ **Autonome Provinz Bozen – Südtirol**

Abteilung Natur und Landschaft
Landhaus 11, Rittner Straße 4
39100 Bozen
Tel. +39 0471 41 77 20
www.provinz.bz.it/natur

■ Autonome Provinz Bozen – Südtirol

Abteilung Wasserschutzbauten

Cesare-Battisti-Straße 23

39100 Bozen

Tel. +39 0471 41 45 50

www.provinz.bz.it/wasserschutzbauten

■ Heimatpflegeverband Südtirol

Waltherhaus, Schlernstraße 1

39100 Bozen

Tel. +39 0471 973 693

www.hpv.bz.it

■ Die WerkBank

Kunst, Kultur, Kommunikation im Kontext.

Das Portal der Südtiroler Gestalter.

www.diewerbank.com

Galerien, die Architektur in ihrem Programm haben:

■ kunst Meran

Laubengasse 163

39012 Meran

Tel. +39 0473 212643

www.kunstmeranoarte.org

■ Galerie Prisma

Weggensteinstraße 12

39100 Bozen

Tel. +39 0471 97 70 37

www.kuenstlerbund.org/de/galerieprisma

■ ar/ge kunst, Galerie Museum

Museumstraße 29

39100 Bozen

Tel. +39 0471 971601

www.argekunst.it

■ Lungomare

Rafensteinweg 12

39100 Bozen

Tel. +39 0471 053636

www.lungomare.org

Autorinnen und Autoren

■ Dr. Leo Andergassen, Abteilungsdirektor Denkmalpflege

■ Dr. Ulla Furlinger, Kunsthistorikerin und Kulturvermittlerin, Mitglied der Gruppe KiM

■ Dr. Arch. Walter Gadner, Architekt

■ Dr. Hans Gschnitzer, Obmann des Vereins für Heimatschutz und Heimatpflege in Nord- und Osttirol, ehem. Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums Innsbruck

■ Dr. Sylvia Hofer (MAS), Abteilung Deutsche Kultur, Koordinatorin und Chefredakteurin der Kulturberichte aus Südtirol

■ Dr. Waltraud Kofler-Engl, Amtsdirektorin Amt für Bau- und Kunstdenkmäler

■ Dr. Gretl Köfler, Historikerin

■ Dr. Arch. Josef March, Ressortdirektor für Bauten, Vermögen, ladinische Schule und Kultur

■ Dr. Arch. Itta Maurer, Architektin

■ Manfred Alois Mayr, Künstler

■ Rudolf Alexander Mayr, Autor, Bergsteiger und Immobilienentwickler in Innsbruck

■ Dr. Arch. Irmgard Mitterer, Architektin

■ Dr. Arch. Markus Scherer, Architekt

■ Dr. Arch. Magdalene Schmidt, Architektin

■ Dr. Inge Praxmarer, Kunsthistorikerin, Fachbereichsautorin der Tiroler Kulturberichte

■ Mag. Cornelia Reinisch, Kunsthistorikerin und Fachbereichsautorin der Tiroler Kulturberichte

■ Dr. Edith Schlocker, Kulturjournalistin

■ Dr. Bettina Schlorhauser, Kunst- und Architekturhistorikerin

■ Dr. Heinrich Schwazer, Journalist

■ Mag. Dr. Petra Streng, Volkskundlerin, Chefredakteurin der Tiroler Kulturberichte

■ Dr. Arch. Robert Veneri, Architekt

■ Dr. Arch. Susanne Waiz, Architektin

■ Mag. Karl Wiesauer, Volkskundler, Mitarbeiter beim Tiroler Kunstkataster, Kulturabteilung Land Tirol

■ Dr. Arch. Oswald Zöggeler, Architekt

